Erzählungen

Novellen und Sardellen

von

Fried. Wilhelm Bruckbräu.

Zweite Auflage.

München, 1838.

Verlag von George Jaquet.

Kgl. Univ.-Bibl.
Berlin

Vorwort.

Die erſte Auflage dieſer Erzählungen erſchien unter dem Titel Eichenkronen Taſchenbuch für 1833., da aber daſſelbe bald vergriffen war, und ſtets noch Nachfrage iſt, ſo entſchloß ſich die Verlagshandlung eine zweite Auflage zu veranſtalten.

München im Okt. 1837.

Die Verlagshandlung.

Der Wasserthurm von Lissabon.

Eine Gräuelscene der Tyrannei.

Der Waſſerthurm von Liſſabon.

Eine Gräuelſcene der Tyrannei.

Per mego destes horridos perigos,
Destes trabalhos graves, e temores,
Alcançam os que são de fama amigos,
As honoras immortaes e graos majores. *)
Camoens.

„Komm bald nach Hauſe, lieber Antonio, damit Dir in dieſer bewegten Zeit nichts Böſes widerfahre," bat die junge Donna Iſabella ihren Gatten ſanft ſchmeichelnd, und der fünfjährige Philipp, ſo wie die holde Maria, ein Kind von

*) Nur durch die Noth, durch Drangſal und Beſchwerden,
Auf Wogen nur, die rings Gefahr umblitzen,
Kann großer Ruhm und Preis errungen werden,
Kann hoher Sinn das Herrlichſte beſitzen.

vier Jahren, schmiegten sich mit kindlich-schlimmer Ahnung an den geliebten Vater. Die beiden Kleinen pflegten ihn sonst immer gar fröhlich zu umhüpfen, wenn er gegen Abend den Kramladen schloß, um in des Gevatters Schenke ein Glas Wein zu trinken, und mitten unter guten Freunden seine Cigarre zu rauchen; denn gewöhnlich bekamen sie dann immer am frühen Morgen grüne Feigen oder saftige Orangen, wenn sie am Bette des Vaters erschienen, um ihm den Morgengruß zu bringen. An diesem Abende jedoch schien den Kindern die Trennung von ihrem Vater ungemein schmerzlich; sie stürzten sogar auf die Knie vor ihm nieder, weinten bittere Thränen, und streckten flehend die Hände nach ihm aus. Natürlich wußten die Kinder nichts von den über Porto's Bewohner verhängten Leiden; auch die Mutter hatte keine ängstlichen Besorgnisse geäußert, welche sonst selbst auf die zarteste Jugend wirken, die sich von ihren Empfindungen keine Rechenschaft zu geben vermag; diese Angst der Kinder mußte sohin den Eltern gleichsam als eine warnende Stimme von oben erscheinen, und die vereinten Bitten seiner drei theuersten Wesen auf Erden würden Antonio gewiß bestimmt haben, bei den Seinigen zu bleiben, hätte er nicht einem Handelsfreunde das Wort gegeben, zur Verabredung einer gewinnverheißenden Spekulation, welche sie gemeinsam ausführen wollten, unfehlbar in der Schenke zu erscheinen. Er umarmte sie also, riß sich los, und ging.

Zur selben Zeit war ein Prevotalgerichtshof in Porto, der alle dem Usurpator oder dessen Gehülfen verdächtigen Bürger vor sein Tribunal schleppen, ganz einfach verhören, und innerhalb vier und zwanzig Stunden aufknüpfen oder enthaupten ließ.

Antonio saß gar vergnügt bei seinem Freunde, und berechnete mit einer Kreide auf der dunklen Marmortafel den wahrscheinlichen Gewinn. Die Schenke war übrigens gar nicht zahlreich besucht, und die wenigen anwesenden Gäste sahen entweder starr vor sich hin, nur mit ihren Cigarren beschäftiget, oder flüsterten bisweilen einem bekannten Nachbar einige vertrauliche Worte in das Ohr. Ein Paar unheimliche, tiefgefurchte Gesichter, mit blitzenden Augen, saßen schier unbeweglich in einer Ecke des Gemaches, und schienen nicht bloß die Blicke und Worte der Gäste, sondern selbst ihre Athemzüge zu belauschen.

Antonio's Geschäft war im Reinen; er sehnte sich nach Hause, kaufte noch Feigen, Orangen und Datteln für die Kleinen, und wollte sich auf den Rückweg machen.

Da rief ihm der Handelsfreund nach: „Wie steht's aber mit den Franzosen?"

„Das ist ja schon entschieden," — antwortete Antonio, — „wir schließen uns den Franzosen an."

Kaum hatte er diese Worte gesprochen, als einer von den zwei Unheimlichen ein rundes Fensterchen öffnete, und

einige unverständliche Worte hinausrief, wornach er es gleich wieder schloß.

Die beiden Freunde unterhielten sich noch über jene Frage einige Minuten, drückten sich die Hand und gingen durch zwei verschiedene Thüren nach Hause.

Die dünne Decke des Lebens trennt den Menschen von der Geisterwelt, und oft eine einzige Minute das Glück vom Unglück, die Seligkeit vom Elend.

Antonio eilte, in seinen Mantel gehüllt, so schnell er konnte, um seine Lieben durch die glückliche Rückkehr so bald als möglich zu beruhigen.

Als er den Schlüssel an seinem Hausthore anstecken wollte, gab sie nach; sie war offen. Auf der von zwei Laternen beleuchteten Flur traten ihm vier bewaffnete Häscher entgegen, mit dem trotzigen Gebote, ihnen augenblicklich zum Oberrichter des Tribunals zu folgen. Vergebens fragte er nach der Ursache seiner Verhaftung; sie blieben stumm.

„So laßt mich zuvor zu meinem Weibe und zu meinen Kindern hinauf, damit sie nicht unvorbereitet die Schreckenspost vernehmen."

„Gebt Euch keine Mühe," erwiederte hohnlachend einer von den Häschern; „das ganze Gepäck ist schon versorgt. Euer Weib ist im Hause des Oberrichters, der ohnehin schon lange, wie die ganze Stadt weiß, ein Auge auf das schöne Dämchen hat, und die beiden Rangen werden wohl auch ei-

nen Platz im Jagdhundstalle des gestrengen Herrn gefunden haben."

Antonio war ein hoher, kräftiger Mann; er hatte als Jüngling von achtzehn Jahren unter Wellington gegen die Franzosen gekämpft; zwei Orden schmückten seine Brust. Bei seinem Bataillon war er seiner seltenen Stärke wegen unter dem Namen: „der Löwe von Porto" bekannt und gefürchtet; Jeder scheute Händel mit ihm; gar oft streckte er mit einem einzigen Faustschlage einen Gegner zu Boden. Bei dem ersten Anblicke der wohlbekannten Häscher griff er nach dem Dolche unter seinem Mantel, fest entschlossen, alle vier zu tödten, oder zu sterben; denn der grausamste Tod war ihm, dem Lebenden, gewiß. Doch als er die entsetzliche Kunde vernahm, daß sein theures Weib, seine geliebten Kinder, in der Macht des Tyrannen seyen, dessen Wink ihr Grab werden konnte, als er an jene geheime Warnung einer im Hause dienenden Zigeunerin sich erinnerte, die von des Oberrichters Spähern gesprochen hatte, womit er seit langer Zeit Isabella auf allen Schritten außer dem Hause, selbst bis in die Kirche, umgab, änderte er seinen Entschluß. Furchtbar begann es in seiner Seele zu tagen; zu fest von der Treue der geliebten Gattin überzeugt, tauchte kein Schatten von Argwohn in seinem Herzen auf; aber die Rachegluth des Portugiesen, von der Eifersucht aufgestachelt, dürstete nach Befriedigung. Im ersten Sturme der Gefühle, die sein

Inneres durchwühlten, wollte er fliehen, den Palast des Oberrichters in Brand stecken, und seine zahlreichen Freunde, so wie alle Mißvergnügten in Porto, im Wiederscheine der Flammen zum Vernichtungskampfe aufrufen. Aber das Schicksal der geliebten Seinigen trat wieder wie ein dräuendes Gespenst vor seine Seele hin. „Bei den sieben Wunden der heiligen Jungfrau — er sterbe!" Diese Worte, mit verbissenem Grimme murmelnd, sprach er: „Ihr kennt mich, und mein Name zählt für eine Schaar der Besten; doch meine Unschuld bedarf der Selbsthülfe nicht; der Oberrichter ist ein gerechter Mann; er wird mich frei lassen, bevor eine Stunde vergeht. Wohlan, ich folge Euch!"

Die tiefste Ruhe herrschte auf den Straßen; die freien Plätze, das einzig Freie, dessen sich ganz Portugal noch erfreuen durfte, schienen ausgefegt, nur hie und da schlich ein Heimkehrender furchtsam um eine Straßenecke, wenn er die festen Tritte und das Musquettenklirren der zahlreichen Patrouillen von weitem vernahm, um diesen Mordknechten nicht in die blutigen Klauen zu fallen.

Der Palast des Tribunals war hell beleuchtet. Vor dem verschlossenen Hauptthore standen die königlichen Freiwilligen dichtgeschaart, das Gewehr im Arme; Kanoniere mit brennenden Lunten umgaben vier leichte Feldstücke; der Palast glich einer festen Burg, als wären die Bewohner von Porto feindliche Ketzer, anstatt Bürger von Portugal. Auf dem

Paradeplatze vor dem Palaste erhob sich das Blutgerüste mit dem Armensünderstuhle, mit zwölf leuchtenden Pechfeuern umgürtet, deren flackerndes Licht in den rothen Blutrinnsalen sich spiegelte, welche auf dem Grunde des schwarzen Tuches wie zähe Krusten zu schauen waren. Dreizehn Opfer der Tyrannei hatte an diesem Tage das Tribunal geschlachtet.

Schaudernd warf Antonio einen heimlichen Blick auf diese grause Stätte, unter dessen engem Pförtlein, von mattem Lampenlichte rückwärts beleuchtet, der Nachrichter stand, der entsetzliche Ralio, ein kleiner, dicker, wilder Kerl, breitgeschultert, mit aufgestreiften Aermeln, auf das von eingetrocknetem Lebensborn geröthete Henkerschwert gestützt, roh scherzend mit den frechen Gesellen der Häscherbande. Als Antonio an dieser Gruppe vorüberging, hörte er Ralio die Worte sprechen: „Auf den da wird der Oberrichter noch gewartet haben; ich werde heute noch allen vieren Zeit und Leib kürzer machen.“ Ein teufliches Gelächter lohnte den Schaffotwitz. Der Anführer der Häscher zog dreimal an einer dumpf dröhnenden Glocke; da that sich ein Thürlein des Hauptthores auf; zwei Häscher krochen voran, ihnen folgte Antonio, und mit gefällten Bajonetten schlossen die Uebrigen den Zug.

Isabella war durch den Schrecken ihrer Verhaftung, durch die quälende Ungewißheit über das Schicksal ihres geliebten Gatten so erschüttert, daß sie mit ihren Kindern nach dem Palaste mehr geschleift als geführt werden mußte. Längst

schon kannte sie die sträfliche Neigung des Oberrichters, der sie zum Opfer seiner schnöden Lüste ausersehen hatte. Er hatte ihr durch dienstfertige Unterhändlerinnen entehrende Anträge machen lassen, und Gold und Juwelen verheißen, wenn sie seinen Wünschen sich bequemen wolle, dagegen aber auch für den Fall einer Weigerung die sinnreichsten Drohungen verschwendet. Sie kannte aber auch die glühende Liebe ihres Gatten, seine grenzenlose Eifersucht, und besorgte nicht mit Unrecht, daß ein Geständniß der Verhältnisse ihn bis zur Raserei entflammen, und zur gräßlichsten Rache hinreißen würde. Immer hoffte sie noch, der Oberrichter dürfte wohl in seinen Bewerbungen ermüden, wenn er einmal von ihrer unbezwinglichen Standhaftigkeit Ueberzeugung bekäme. Sie hatte sich geirrt. Ihr Widerstand reizte seine Begierde nur um so heftiger, und er beschloß, zuerst den lästigen Gatten aus dem Wege zu räumen, dann aber die herrenlose Taube geschmeidiger zu finden, und endlich nach der Uebersättigung durch Gift sie sich vom Halse zu schaffen. Gar vielen Frauen und Mädchen hatte das Ungeheuer für den Preis ihrer Ehre die Begnadigung dem Beile verfallener Bürger, Edelleute, Offiziere, Beamten u. s. w. versprochen, aber nie sein Wort gehalten. Von dem Lager ihrer Schande riß er sie hohnlachend in eine nahe Mordkammer, wo sie die Leichen der Erwürgten erblickten, oder sie selbst noch vor ihren Augen sterben sahen; ja bisweilen mußten die Unglücklichen noch we-

nige Minuten vor ihrem Tode als Zeugen seiner Freveltaten gegenwärtig seyn, um das zermalmende Gefühl mit in das Grab zu nehmen, daß sie nicht bloß ihr Leben, sondern selbst die Krone ihres Lebens: die Ehre des Hauses, verlieren mußten.

Auf einer mit Seide und Gold reich drapirten Ottomane lag der Oberrichter nachläßig hingestreckt, als Isabella in das Gemach trat, an jeder Hand ein Kind. Vor ihm stand auf kunstreich geschnitzten und verschwenderisch vergoldeten Leopardenköpfen eine große runde Tafel, mit einem großen Tiegerfelle überhängt, um gleichsam den innern Charakter durch natürliche Symbole zu bezeichnen; eine zwölfarmige Girandole spendete ihr helles Licht, um das schreiende Unrecht grell zu beleuchten, das hier in hohen Aktenstößen aufgethürmt war.

„Ich bedaure, schöne Frau," begann das heuchelnde Ungeheuer, „daß ein böses Gestirn uns zusammen führen muß; es hing nur von Euch ab, und das süßeste Band hätte uns längst schon freundlich umschlungen. Nähert Euch!"

„Was begehrt Ihr von mir, Herr Oberrichter? Ich weiß die Ursache meiner Verhaftung nicht. Sagt sie mir, oder entlaßt mich."

„O, mein Schätzchen, das geht so schnell nicht! Das Tribunal hat seinen bestimmten Gang; an Euch liegt's, ihn abzukürzen."

„In wie ferne?"

„Ziert Euch nicht länger, Ihr wißt längst, daß ich Euch liebe, und kennt meinen festen Charakter zu gut, um zu wähnen, daß ich nicht Allem aufbieten würde, meine Wünsche zu erfüllen. Ihr seyd in meiner Gewalt; keine Macht der Welt kann Euch retten; in Porto bin ich Herr über Leben und Tod. Euer Gatte ist überführt, mit andern Verschworenen die Hülfe der Franzosen gegen sein Vaterland angerufen zu haben. Er ist ein Hochverräther, und bevor die Sonne noch einmal über Porto untergeht, fällt sein Haupt unter dem Beile. Ihr nur vermögt ihn zu retten; es gilt ein Wort von Euch und Euer häuslicher Friede wird nie gestört. Liebet mich, schenkt mir Eure höchste Gunst; ich werde Sorge tragen, daß kein verrätherischer Strahl des Tages in die Nacht des Geheimnisses unserer Liebe dringen soll. Eure Liebe, oder Antonio's Tod! Nun wählet!"

„Diese Wahl ist einfach. Seyd gerecht! Hat mein Gatte sich des Verbrechens des Hochverrathes schuldig gemacht, so treffe ihn die Strenge des Gesetzes, wo nicht, so habt Ihr kein Recht auf seine Freiheit, auf sein Leben. Jetzt ist die Wahl an Euch! Ich spreche dieß mit leichtem Muthe; denn so wahr Gott im Himmel ist: Antonio ist unschuldig!"

„Zu beurtheilen, ob Antonio schuldig sey oder nicht, ist Sache des Tribunals, ist meine Sache, denn ich bin das Tribunal. Besinnt Euch eines Bessern bis morgen; damit

Ihr jedoch ungestört schlafen könnt, — Ihr seyd ja sehr angegriffen und bedürft der Ruhe, — so werde ich die beiden Kinder bis zum Ausgange der Sache meiner Beschließerin zur Pflege übergeben."

Isabella warf sich mit den Kindern zu den Füßen des Oberrichters, und flehte um die einzige Gnade, sie nur nicht von ihren Kindern zu trennen.

„Nehmt mir das Leben," jammerte sie weinend und händeringend, „trinkt mein Blut, wenn Euch dürstet, aber reißt nicht die lieben unschuldigen Kinder von meinem gebrochenen Mutterherzen, unter dem ich sie einst in einer glücklicheren Zeit getragen habe. Ihr seyd nicht Vater, Euch drang nie die Stimme der Natur in das wilde Herz, Ihr kennt nicht die unendliche Liebe einer wahren Mutter, nicht den namenlosen Schmerz der Trennung von den Kindern, ohne die ich selbst auf die himmlische Seligkeit verzichten würde."

„Nehmt Euch in Acht, so vermessene Worte auszustoßen; der Großinquisitor hat gar feine Ohren; Ihr möchtet sonst einer Flamme Euch nähern müssen, die verzehrender glüht, als die Flamme Eurer mütterlichen Liebe. Damit Ihr aber einsehet, welch' ein billiger Mann ich sey, der gerne mit sich handeln ließe, so behaltet in dieser Nacht noch Eure Kinder; doch habt Ihr bis morgen Euren Sinn nicht geändert, so macht Euch gefaßt, die Brut vor Euern Augen sterben zu sehen, und was dann Euch erwartet, werdet Ihr früh genug

erfahren." — Er winkte, und die Häscher führten Isabella mit den beiden Kindern in ein prächtig meublirtes Gemach, wo sie eine reich gedeckte Tafel fand. Sie verriegelte die schwere Eisenthüre von innen sorgfältig, und stürzte, ohne die Speisen zu berühren, vor dem Bilde der heiligen Jungfrau nieder, benetzte mit den bittersten Thränen der Verzweiflung den Schemmel des Betstuhles, und flehte zu Gott und allen Heiligen um Rettung in der höchsten Noth. Die beiden Kinder klammerten sich angstvoll an die geliebte Mutter an, und weinten so lange, bis der Schlaf sich der Erschöpften erbarmte.

Inzwischen war der von Antonio ersehnte Augenblick gekommen, vor seinen Richter gestellt zu werden. Er zweifelte zwar selbst an seiner Rettung, jedoch wünschte er den Vorwand seiner Verhaftung kennen zu lernen.

Als Antonio in das Gemach des Oberrichters trat, lag er nicht mehr auf seiner Ottomane; er saß in einem Armstuhle, von zwölf königlichen Freiwilligen bewacht; fünf Schritte von der Thüre waren die Gerichtsschranken geschlossen, vor denen Antonio in der Mitte seiner Häscher stand.

„Warum habt Ihr den Verräther nicht gefesselt?" donnerte ihnen der Oberrichter entgegen. Sie entschuldigten sich mit der Bemerkung, daß er ihnen wie ein Lamm gefolgt sey.

„Wie ein Lamm!" murmelte der Oberrichter vor sich hin;

„hm! hm! das ist gut! — Das ist ein trefflicher Einfall! Davon später ein Wort!“ Dann fuhr er fort: „Wißt Ihr die Ursache Eurer Verhaftung?“

„Nein!“

„Ihr seyd angeklagt und überwiesen, daß Ihr mit Eurem sogenannten Handelsfreunde, der mir leider entwischt ist, des Verbrechens des Hochverraths Euch schuldig gemacht habt, indem Ihr Euch den Franzosen anschließen wollt. Rechtfertigt Euch, wenn Ihr es im Stande seyd!“

Antonio lächelte.

„Ihr lacht, Verwegener?“

„Auch Ihr werdet Euch des Lächelns kaum erwehren können, Herr Oberrichter, wenn ich Euch dieses Mißverständniß aufkläre. Allerdings wollen wir uns, mein Handelsfreund und ich, den Franzosen anschließen, doch nicht in jener verbrecherischen Absicht, welche Ihr bei mir voraussetzt. Wir haben nämlich eine Handelsspekulation miteinander verabredet, wobei wir uns an fünf französische Handelshäuser anschließen, die in Porto ansäßig sind, und hinsichtlich ihres bedeutenden Vermögens und ihrer weit verzweigten Geschäftsverbindungen das vollständige Gelingen des Unternehmens verbürgen.“

„Fein ersonnen, Antonio, doch an mir scheitert Eure Schlauheit. Die rechtsgültigen Zeugen haben bereits gegen Euch ausgesagt. Euer Kopf ist dem Nachrichter verfallen;

morgen um zehn Uhr werdet Ihr hingerichtet. Als ein pünktlicher Handelsmann, der seine Bücher in Ordnung hält, müßt Ihr nun daran denken, Eure Rechnung mit dem Himmel abzuschließen. Zu dieser Arbeit schick' ich Euch den Pater Bonifacio, dem könnt Ihr die Summe Eurer Sünden in das Ohr diktiren."

„Ich weiß recht wohl, daß weder meine Unschuld noch meine Bitte Euch rühren, und den Tod von mir abwenden würden, den Ihr über mich ausgesprochen habt. Erlaubt, daß ich von meinem Weibe und von meinen lieben Kindern Abschied nehmen darf!"

„Wie sehr verkennt Ihr meinen Charakter! Ist es möglich, daß Ihr für so grausam mich haltet, Euch den bittern Tod noch durch einen Abschied von den Eurigen erschweren zu wollen? Nein, ein solcher Tyrann bin ich nicht; ich sende Euch ohne Abschied, sohin beschämt, in den Tod!"

Dieser Hohn brach dem armen Antonio fast das Herz; er unterdrückte mühsam die Thränen, und schickte sich an, der Wache zu folgen.

„Noch eins, Antonio! Ihr habt Euer Lob gehört, daß Ihr wie ein Lamm den Führern zum Gerichte folgtet, und doch nennt Euch das Volk „den Löwen von Porto". Wenn Ihr eine Löwenstärke besitzt, warum habt Ihr sie nicht zu Eurer Befreiung versucht?"

„Aus Achtung vor der bestehenden Ordnung der Dinge, oder wie Ihr sie sonst nennen wollt.“

„Ja so; leider hinken Eure Gesinnungen hinter Euern Thaten nach. Doch dem sey, wie ihm wolle, Ihr bleibt ja doch der „Löwe von Porto“, und weil ich einen so tapfern Mann ungern dem Schaffote übergebe, so werdet Ihr morgen im Kampfe mit meinem Tieger einen rühmlicheren Tod nehmen. Vor vierzehn Tagen hab' ich ihn mit dem sieben und zwanzigsten Rebellen, lauter respektable Portugiesen von Eurem Schlage, gefüttert; der ausgehungerte Bengale wird sich nach Menschenfleisch sehnen. Schlaft jetzt ruhig aus, und sammelt Euch neue Kräfte, Ihr werdet sie nöthig haben, um mit Anstand und nicht ruhmlos zu sterben.“

Auf einen Wink des Tyrannen wurde Antonio gefesselt, und in den Kerker geschleppt, wo Pater Bonifazio ihn bereits erwartete. Dieser würdige Mönch stärkte ihn mit den Tröstungen der Religion, und erfüllte seine Seele mit dem innigsten Vertrauen auf die Barmherzigkeit Gottes. Die Ungewißheit über das Loos der Seinigen war noch die einzige Last, die sein Herz drückte; hätte er sie aus den Händen des blutgierigen Oberrichters befreit gewußt, wie freudig wäre er in den Tod gegangen! Bonifazio versprach ihm seine dringende Verwendung bei einer Prinzessin am königlichen Hofe, für die Freilassung des unschuldigen Weibes und der holden Kinder, und für ihre unverzügliche Abreise nach Ports-

mouth auf einer englischen Fregatte. Antonio dankte dem edlen Bonifazio mit Worten und Thränen, und erhob sich nach einem kurzen Schlummer neugestärkt zu dem letzten Gange auf Leben und Tod.

Unfern des lebhaften Hafens von Porto stehen noch die ziemlich wohl erhaltenen Reste eines Amphitheaters, welches seit unfürdenklichen Zeiten zu Stierkämpfen benutzt wurde. Dieses Nationalfest der Spanier wird auch in Portugal gerne gefeiert; allein die Zeit der Schreckensherrschaft hob alle öffentlichen Vergnügungen auf, weil sich Jedermann fürchtete, bei einer solchen Gelegenheit den Spionen der Tyrannei in die Hände zu fallen. Dem Oberrichter fiel es bei, die Stierkämpfe zu ersetzen; diesen Einfall schien ein Tieger von auserlesener Schönheit und Größe in seiner verruchten Seele erzeugt zu haben, ein seltenes Thier, das der Chef des reichsten Handelshauses in Bengalen für die erste Magistratsperson in Porto zum Geschenke bestimmt hatte; wie bereits gemeldet, waren sieben und zwanzig Menschen vor Antonio als Opfer der Grausamkeit des Oberrichters gefallen. Auch ihn, dem armen Antonio, sollte das Ungeheuer zerreißen.

Blutige Schauspiele ziehen rohe Gemüther an; darum waren auch alle Plätze des Amphitheaters schon mit Aufgang der Sonne von vielen Tausenden besetzt, die sich von den Kolbenstößen eines Bataillons der königlichen Freiwilligen nicht zurückdrängen ließen. Weithin vom schrecklichen Schau-

platze bedeckten die Schaulustigen alle Zugänge; die Dächer der nächsten Häuser zählten mehr Menschen als Dachsteine. Um zehn Uhr Morgens erschien der Oberrichter mit seinen Tribunals-Adjunkten, mitten in einer Schaar von Bewaffneten, scheuen Auges um sich blickend, als wäre er selbst der gefährlichste Verbrecher, dem man jede Möglichkeit der Flucht entziehen müsse. Grabesstille empfing den Entsetzlichen. Hinter ihm wankte, von Häschern geführt, Isabella mit ihren weinenden Kindern; in ihrer Todtenblässe glich sie mehr einem Marmorbilde, als einem lebenden Wesen. In der Nähe des Oberrichters mußte sie Platz nehmen.

Am untern Ende der Kampfstätte erblickte man ein mehr als fünf Ellen hohes und eben so breites Gitter von dicken Eisenstangen, hinter denen der stattliche Tieger unruhig hin und her trabte, weil ihn das Gesumm der wogenden Menschenmenge aus seiner Ruhe aufstörte. Bisweilen faßte er mit seinen grimmigen Tatzen die Eisenstäbe, und rüttelte sie mit flammenden Augen so wüthend, daß sie wie Binsenstäbe zu brechen drohten. Zugleich erhob er ein so furchtbares Gebrüll, daß man es bis zu den Gestaden des Meeres vernahm, wo im Hafen die Mastkörbe von neugierigen Matrosen überfüllt waren. Auf ein vom Oberrichter gegebenes Zeichen wurde aus einer Seitenthüre des weiten Raumes Antonio geführt, ganz nackt, nur mit einem dicht anliegenden Tuche umgürtet. „Antonio!“ schrie erstaunt die ganze Volksmasse,

und schien vor Entsetzen zu erstarren. Isabella stürzte ohnmächtig zu Boden; die beiden Kinder warfen sich verzweifelnd auf ihren Leib. Der Sekretär verlas mit lauter Stimme den Beschluß des hohen Tribunals über Antonio:

„daß er, des Hochverrathes überwiesen, verurtheilt sey, mit dem Tieger auf Leben und Tod zu kämpfen."

Der Oberrichter brach den Stab über ihn, und der Anführer der Häscher überreichte ihm einen langen Dolch, wie ihn die Bengalen bei dem Tiegerfange zu gebrauchen pflegen. Pater Bonifazio sprach ihm noch Worte des Trostes zu, und schied dann von ihm mit einer väterlichen Umarmung. Antonio war nun allein. Er kniete nieder, und betete, darauf erhob er sich, trat vor die Schranken, die ihn vom Sitze des Oberrichters trennten, erhob die drei Finger seiner Rechten wie zum Schwure gegen den Himmel, und rief mit lauter, feierlicher Stimme: „Portugiesen, Einwohner von Porto, Mitbürger! Ich schwöre bei dem allmächtigen Gotte über uns, daß ich unschuldig bin; ich sterbe als ein Opfer der schändlichsten Tyrannei; Dich aber, Oberrichter, lade ich hiemit im Namen der allerheiligsten Dreifaltigkeit vor den Richterstuhl Gottes, sieben Tage und sieben Stunden nach meinem Tode; dort wirst Du Rechenschaft geben von dieser Gräuelthat. Mitbürger! Euch empfehle ich Weib und Kinder; wecket sie nicht aus der wohlthätigen Umarmung des herannahenden Todes; sie werden ihren Antonio nicht lange

überleben. Oberrichter! Zum zweiten und dritten Male lade ich Dich vor den Richterſtuhl Gottes zur gegebenen Friſt! Gott möge meiner Seele gnädig ſeyn! Jetzt öffnet das Gitter!"

Vom hohen Balkone ſchmetterten die Trompeten, und mittelſt einer durch die Wand laufenden Seitenkette wurde der eiſerne Querbalken vor dem Gitter weggezogen, deſſen Flügelthüren rechts und links aufdonnerten. Mitten auf der Kampfſtätte ſtand Antonio, unbeweglich wie eine Säule, mit nervigter Fauſt den Dolch haltend, ähnlich einem der erſten Gladiatoren der alten Roma. Sein Leib war von athletiſcher Form, und würde jedem Bildhauer zur Statue des Herkules gedient haben. Der Tieger ſchien durch den Klang der Trompeten und durch das Getöſe des aufgeriſſenen Gitterthores überraſcht, nicht minder durch die drohende Geſtalt eines regungsloſen Feindes in der Nähe, wo er allein zu herrſchen gewohnt war.

Es iſt bekannt, daß wilde Beſtien den feſten Blick der Menſchen nicht ertragen können, und davon leicht verwirrt werden. Antonio kannte dieſe geheime Macht des menſchlichen Auges, und wendete ſie an, indem er durchbohrend auf das Ungethüm ſchaute. Befremdet, faſt ſchüchtern, langſam, mit gedehnten Hintertatzen und gähnend, daß die Muskeln des rieſigen Rachens, in welchem die rothe Zunge zwiſchen Elfenbeinklippen ſich aufrollte, in ihren Fugen knarrten, mit

seitwärts hängendem Leibe, wie im bequemen Gange, schritt der Tieger langsam aus seinem Zwinger, dicht an den Wänden die Bahn umkreisend, und den günstigen Moment des Angriffes erlauernd. Antonio folgte ihm nur mit den Augen, unverrückten Standes, kampfgerüstet. Plötzlich wendete sich der Tieger, um im gewaltigen Sprunge seine Beute zu fassen; ein einziger Schritt seitwärts rettete Antonio das Leben; des Tigers rechte Tatze streifte die linke Schulter Antonio's, und schlitzte ihm die ganze Seite bis unterhalb der Hüfte auf, daß sein Blut in den Sand rieselte, und seine Wangen erblaßten. — Ein Schrei des Entsetzens rauschte durch die Menge; dadurch aufgereizt, versuchte der Tiger den zweiten Sprung, jedoch, von der Sonne geblendet, zu kurz, so daß er dicht vor die Füße Antonio's hinstürzte, der mit Blitzesschnelle den Dolch ihm mit aller Kraft in das Genick bohrte, daß ein Born dunkelrothen Blutes emporsprudelte. Das linke Knie gegen den Hals des röchelnden Ungeheuers stemmend, fuhr er mit dem Dolche in den Rachen desselben, die Kehle durchschneidend, und setzte dann, hochschwingend das Werkzeug der Vernichtung, den Fuß als Sieger auf das erlegte Raubthier. Gleich dem Donner des Himmels brach ein Triumpfgeschrei los, und das Bravorufen wollte kein Ende nehmen. Isabella war auf den Knien betend Zeugin des glücklichen Kampfes; auf beiden Seiten knieten die Kleinen mit gefalteten Händen, und alle drei weinten Freuden-

thränen. — Vor Zorn erbleichend, gebot der Oberrichter Ruhe und Stillschweigen, dann ließ er Antonio näher treten, und sprach also zu ihm:

„Wiewohl Ihr Eurer Stärke wegen als der Löwe von Porto bekannt seyd, so ist es doch keineswegs wahrscheinlich, daß Ihr mit rechten Dingen, und ohne Anwendung geheimer verruchter Mittel, diesen Sieg errungen hättet. Ich habe hierüber schon damals, bevor ich den ersten Rebellen dem Tieger vorwerfen ließ, von dem Inquisitionstribunal in Porto ein Gutachten für den Fall abverlangt, daß einer von den Rebellen Sieger bleiben sollte. Das hohe Tribunal der heiligen Inquisition hat meine Ansicht durch die Erklärung bestätiget, daß ein solcher Sieg nur mit Hülfe der Schwarzkunst möglich, sohin der Sieger ohne weitere Förmlichkeiten zum Feuertode zu verurtheilen sey. Kraft dieses Ausspruches seyd Ihr, Antonio, dennoch dem Tode verfallen, obgleich Ihr Sieger bliebet; doch will ich aus Achtung vor Euerm Muthe den Feuertod in die Strafe des Schwertes verwandeln. Betet und sterbet!"

Ein dumpfes Gemurmel erhob sich, und tausend Finger streckten sich hindeutend nach Antonio aus; dieser wendete sein Haupt, und hinter ihm stand, zwischen zwei Mordgehülfen, der furchtbare Henker Ralio mit dem blitzenden Schwerte. Kein Flehen konnte hier helfen, nur ein schneller Entschluß. Antonio trat einige Schritte vorwärts, und rief mit lauter

Stimme: „Oberrichter, im Namen Euers Gebieters befehle ich Euch, kein Haar meines Hauptes zu krümmen; ich stehe an der Spitze einer tausendarmigen Verschwörung; der Regierungs- und bischöfliche Palast, die Kasernen, fünf Kirchen, sieben Klöster, das Amphitheater und halb Porto sind unterminirt; schleppt mich nach Lissabon, dort will ich alles gestehen; doch fällt jetzt mein Haupt, dann werdet Ihr selbst mit zehntausend Portugiesen, als Sühnopfer meines Todes, unter den Ruinen von Porto begraben!“

In der Nähe von Lissabon, unfern der Mündung des Tajo, liegt das feste Schloß St. Juliao, dessen Befehlshaber zur Zeit dieser Geschichte der berüchtigte Torres Jordao war. An die äußerste Bastion der rechten Flanke dieses Forts schließt sich der in ganz Portugal gefürchtete Wasserthurm von Lissabon, vor Jahrtausenden eine Wasserleitung, welche die Hauptstadt mit Trinkwasser versah. Die Tyrannei hatte diesem kolossalen Baue jedoch in neuerer Zeit eine ganz andere Bestimmung gegeben.

Auf der kranzförmigen Oeffnung eines Granitbodens, die unmittelbar in den Abgrund des Meeres führt, erhebt sich mit seinen Mauern von zwölf Ellen in der Dicke, der Wasserthurm in einer Höhe von dreihundert und fünfzig Fuß. Der freie Himmel ist sein Dach; von der Plattform aus steht er vermittelst eines schmalen Corridors mit den Werken des Forts in Verbindung. Von oben steigt man fünfzehn Stu-

sen abwärts, wo dann eine starke eiserne Balustrade die Gallerie, welche rings um den Thurm läuft, vom Abgrunde scheidet. Drei schmale Gänge, wie man sie zwischen den Sofiten großer Bühnen auf den Schnürböden trifft, führen auf dem Scheitel des Wasserthurmes von einem Ende zum andern, mit Rollgewinden versehen, um die Gefangenen in die Felsenlöcher hinabzulassen, die auf allen Seiten zu Tausenden in die Granitwände gehauen sind. Diese Felsenlöcher, zahllos wie die Schwalbenlöcher an den Uferhöhen der Flüsse, sind nicht geräumiger, als geschlossene Särge mit ungewölbten Deckeln, und nur so tief, daß der Leib, mit Ausnahme des Kopfes und der Hände, Platz findet. Den Gefangenen, mit einem grauen Sterbekittel angethan, werden unter den Schultern lederne Gurtriemen befestiget, mit einem Ringe auf der Brust, woran der Strick befestiget ist, an welchem sie bis zur bestimmten Tiefe hinabgelassen werden; dort müssen sie sich an die Mauerringe anklammern, und, mit den Füßen vorwärts, in die Granitlöcher kriechen; dann lösen sie den Haken von den Brustringen los; der Strick wird aufgezogen, und sie liegen auf dem Rücken, ungefesselt, und dennoch gefesselter, als der schwerste Verbrecher, denn die mindeste Bewegung hebt das Gleichgewicht auf, und stürzt sie rettungslos in die Tiefe des Meeres. Sehr viele von diesen Unglücklichen zwingt ihre verzweiflungsvolle Lage zum Selbstmorde, und es schiene die entsetzlichste Erfindung der Tyran-

nei, auf diesem Wege selbst die Seelen ihrer Opfer der ewigen Verdammniß überliefern zu wollen, wäre nicht das Vertrauen auf einen allerbarmenden Gott beruhigend, der die Veranlassung und die That mit gerechter Wage mißt. Gar manche Gefangene hatten es versucht, die Rettung ihres Lebens oder einen schnellen Tod durch einen freiwilligen Sturz in den Abgrund zu gewinnen; Viele zerschellten an den Wänden, Einige, des Schwimmens kundig, die mit Besonnenheit häuptlings sich hinabstürzten, erreichten in dunkler Nacht das Ufer, fielen aber bisweilen neuerdings in die Hände der Uferwächter, oder wurden von ihnen, indem sie fliehen wollten, erschossen, glücklich dennoch, dem langsamen Märtertode, durch Gemüthqualen oder durch das Ungemach der Witterung, zu entgehen. Um jedoch selbst die Möglichkeit einer Flucht zu verhüten, ließ Torres Jordao dicht auf dem Wasserspiegel des Meeres einen eisernen Rost mit aufwärts stehenden Widerhacken in der ganzen Rundung des Thurmes anbringen, und zwar mit quadratförmigen Einschnitten, um die steigende Meeresfluth nicht an der täglichen Ueberspühlung der im Bodenraume ächzenden, todesbleichen Köpfe zu verhindern.

Einmal des Tages wurde in Körben Brod und Wasser zu den Granitsärgen der lebendig Begrabenen hinabgelassen, um sie zur teuflischen Belustigung einer Horde von Tyrannen am Leben zu erhalten. Diese erschienen bisweilen nach der schwelgerischen Tafel auf der freien Höhe hinter der Balu-

strade, und ergötzten sich, mit Kugeln oder Bolzen, je nach der Eingebung ihrer blutdürstigen Launen, auf die aus den Granitwänden hervorragenden Köpfe der armen Todesopfer zu schießen. Die Kugeln tödteten gewöhnlich, aber das widrige Klatschen der Bolzen, deren Wunden oft erst nach vielen Tagen die Jammernden von ihren Qualen befreiten, gellte noch weit furchtbarer in die Ohren der Unglücklichen. Nicht selten geschah es, daß die Tyrannen in dunklen, freundlichen, lauen Nächten, vom Geiste des Alicante amaro berauscht, eine Nachtjagd hielten, brennende Strohkränze in den Bauch des Wasserthurmes schleuderten, und in der zuckenden Blendung des flackernden Feuers nach den Häuptern der Gefangenen mit teuflischem Hohngelächter schossen. In diesem Wasserthurm wurde Antonio eingesargt, den der Oberrichter selbst nach Lissabon gebracht hatte, Isabella aber mit den Kindern bis auf weiters dem Torres Jordao zur Bewachung übergeben.

Die einzige Schwester des Commandanten, Torres Jordao, ob ihrer ausnehmenden Schönheit die „Wunderblume von Lissabon" genannt, lag seit vielen Wochen an einem unheilbar scheinenden Zehrfieber darnieder. Sie war mit dem Obersthofmeister des Regenten von Portugal verlobt, und bestimmt, die Zierde des Hofes zu werden. Die berühmtesten Aerzte der Hauptstadt und von ganz Portugal hatten alle ihre Kunst an ihr erschöpft; nicht eine Spur von Besserung wollte

sich zeigen, und schon war die Rede davon, den ersten Hofbeichtvater rufen zu lassen, um sie auf den unerforschlichen Rathschluß Gottes und auf ein seliges Ende vorzubereiten. Torres Jordao war außer sich. Er konnte den schrecklichen Gedanken nicht ertragen, eine so geliebte Schwester zu verlieren, obgleich zu vermuthen war, daß er bei weitem mehr den Verlust seines Einflusses bei Hofe, als den Tod seiner Schwester betrauern würde; denn eine Hyänennatur verrieth jede seiner schauderhaften Greuelthaten, unfähig einer wahrhaft edlen Empfindung.

Eines Morgens, am dritten Tage nach der Einkerkerung der Donna Isabella und ihrer Kinder, und nach der Einsargung Antonio's in die Tiefe des Wasserthurmes, wurde ein häßliches Weib vor den Außenwerken des Forts verhaftet, welches seit der anbrechenden Morgendämmerung auf eine verdächtige Weise aus einem nahen Olivenwäldchen herangeschlichen war. Man führte sie vor den Commandanten, der sich eben der widrigsten Stimmung nicht erwehren konnte.

„Hängt die Hexe auf!" erwiederte Torres Jordao auf die Meldung des Unteroffiziers, ohne ihre Entschuldigung hören zu wollen.

„Ihr könntet wohl etwas Klügeres thun," erwiederte die Alte mit fester Stimme; „denn ein solcher Besuch wird Euch schwerlich wieder in den Wurf kommen. Glaubt ja nicht, daß ich ein Spion bin; wär ich's, so würde ich schwerlich so

dumm gewesen seyn, Euch in die Falle zu gehen. Ich bin eine arme Zigeunerin, die sich gerne ein Stück Geld verdienen möchte, und da ich hörte, Eure Schwester sey so gefährlich krank, und von den unwissenden Quacksalbern bereits als unrettbar aufgegeben, so bin ich gekommen, Euch meine guten Dienste anzubieten, und voraus mit Euch über meine Belohnung zu unterhandeln; denn daß ich sie retten werde, darauf dürft Ihr Euch vollkommen verlassen. Undank aber ist der Welt Lohn; nehmt mir's also nicht übel, wenn ich zuvor meinen Vortheil sicher stelle!"

Noch einmal tauchte ein Strahl der Hoffnung in der finstern Seele des Torres Jordao auf.

„Was Du verlangst, sey Dir gewährt, in soferne es meine Dienstpflicht erlaubt; überlege jedoch wohl, was Du unternimmst; denn mißlingt Dir der Versuch, und verkürzest Du das Leben meiner Schwester nur um eine Sekunde, so laß ich Dich in den Wasserthurm bringen. Auch hüte Dich, mit Hülfe der Schwarzkunst zu wirken; der Feuertod wäre Dein unausbleibliches Loos!"

„Darüber dürft Ihr ganz ruhig seyn; ich weiß, was ich verheiße. Ich bringe eigentlich nur den guten Rath, die Hülfe kommt zunächst von Gott, dann von einer Handelsfrau in Porto, die meine älteste Tochter aus gleicher Todesgefahr errettete, als alle andern Mittel bereits fehlgeschlagen. Mein Alter hat jedoch mein Gedächtniß sehr geschwächt; Ihr müßt

mich dabei durch ein Namensregister der Handelshäuser in Porto unterstützen; hör' ich den rechten Namen, so kann ich leicht mich wieder erinnern. Dann gebt Ihr mir einiges Reisegeld, und einen tapfern Soldaten zum Geleit, theils zu meinem Schutze, theils zu Eurer Beruhigung. Bald werde ich mit dem Mittel zurückkehren, und Eure Schwester retten."

„Diese Mühe kann ich Euch ersparen. Eine gefangene Handelsfrau aus Porto befindet sich in meinem Gewahrsam; ich führe Euch zu ihr; fragt sie selbst in meiner Gegenwart."

In ihrem engen Gemache saß Isabella mit verweinten Augen; die Kleinen lagen trauernd in ihrem Schooße. Bereits hielt sie ihren Antonio für geopfert, und machte sich auf ein nahes Ende gefaßt, sey's durch gewaltsamen Tod, oder durch ein gebrochenes Herz. Da klirrten die Riegel der Thüre, und herein traten Torres Jordao und die Zigeunerin. Isabella erkannte ihre treue Dienerin auf der Stelle, doch ein rascher Wink derselben schloß ihr den Mund.

„Verzeiht," begann die Ziegeunerin, „daß ich Euch in Eurer Einsamkeit mit einer Frage störe. In Porto lebte vor einigen Jahren eine sehr gutmüthige Handelsfrau, gar erfahren in der Kunde heilsamer Kräuter, sie hat meine älteste Tochter —"

„O, daran erinnere ich mich noch recht wohl; diese Frau war meine Pathe, sie ist bereits todt, doch hat sie mich noch

in der jüngsten Zeit vor ihrem Hinscheiden in ihre Geheimnisse eingeweiht, und es gelang mir, noch unter ihren Augen wunderbare Kuren zu verrichten, worüber sie selbst erstaunen mußte. Bedürft Ihr etwa meiner Hülfe?"

„Das nenne ich einmal einen recht glücklichen Zufall, Herr Commandant; wir verlieren jetzt keine Zeit, und Ihr könnt dieser Frau Euer Anliegen gleich selbst eröffnen."

Isabella hörte die ausführliche Erzählung des Torres Jordao hinsichtlich der Krankheit seiner Schwester mit anscheinender Aufmerksamkeit an, stellte mehrere Fragen mit großer Gewandheit, und bat um die Ehre, mit der Zigeunerin die Kranke besuchen zu dürfen, was Jener gestattete.

Bekanntlich sind die Zigeuner Kräuterkundige, und wissen aus seltenen Kräutern eben so wohl Gift als Heilsäfte zu pressen. Die schlaue Zigeunerin hatte kaum in einer Schenke unfern des Forts von dem Zustande der Kranken Nachricht erhalten, als sie schon auf diesen Zufall den Plan baute, Isabella mit ihren Kindern, und wo möglich auch Antonio, zu retten. Sie handelte ganz im Einverständnisse mit dem Handelsfreunde des Antonio, dem es, wie gemeldet, gelungen war, sich zu retten. Kaum hatte er die Verhaftung Antonio's vernommen, als er eine Vollmacht desselben benützte, nach einer längst schon getroffenen Verabredung sein gesammtes Anwesen in Porto zu verkaufen, und noch an demselben Abende mit dem Sohne einer Magistratsperson den Handel

abschloß, die Bezahlung in Wechseln nach Sicht auf ein solides Haus in Manchester nahm, und unmittelbar darauf am Bord einer nordamerikanischen Fregatte sich einschiffte, die zum Schutze der in Porto lebenden Nordamerikaner im Hafen von Porto vor Anker lag. Der Käufer war gegen die Confiskation des gekauften Anwesens gesichert, indem er eine Nichte des Oberrichters zur Frau hatte. Als die Abführung Antonio's, seines Weibes und seiner Kinder nach Lissabon, oder vielmehr in das Fort St. Juliao, beschlossen war, begab sich die Zigeunerin an Bord der Fregatte, wo ihr der Handelsfreund versprach, vermöge einer Uebereinkunft mit dem Capitain, zwanzig Tage auf der Höhe von St. Juliao zu kreuzen, und mit einem bewaffneten Flachboote allnächtlich so dicht als möglich an die Küste sich zu legen.

Die Zigeunerin fand die Kranke keineswegs unrettbar verloren, und Isabella spielte die Rolle eines wirklichen Arztes nach den Winken der treuen Dienerin so trefflich, daß Beide vom Commandanten die Erlaubniß erhielten, an der Küste die nöthigen heilkräftigen Kräuter zu sammeln, jedoch von einem Soldaten begleitet, der den Auftrag erhielt, sie augenblicklich zu tödten, wenn sie irgend einen Versuch zur Flucht wagen sollten. Auf dem Wege zur Küste erklärte Isabella, daß sie jedem Gedanken an Rettung entsage, im Falle Antonio und ihre Kinder nicht mit ihr gerettet würden. Der erste Trank brachte schon eine auffallend gute Wirkung her-

vor; der Fürbitte der Kranken gelang es, Torres Jordao zur Erlaubniß zu bewegen, daß Isabella künftig mit ihren Kleinen die Kräuter suchen dürfe, da sie erklärt hatte, lieber keinen Fuß mehr über die Schwelle ihres Kerkers zu setzen, als ohne ihre Kinder. Erst am fünften Tage bemerkte das scharfe Auge der Zigeunerin einen fernen Punkt am Horizonte, sie hielt ihn für die Fregatte. Bald darauf trat ein zerlumpter Bettler aus dem Gebüsche, und flehte zudringlich um ein Almosen. Der Soldat stieß ihn mit dem Gewehrkolben zurück, und drohte, ihn zu erschießen, wenn er sich nicht sogleich entferne. Als sie an ihm vorüber waren, blickte die Zigeunerin noch einmal zurück. Der Bettler machte ihr in einer Fingersprache, ähnlich jener der Taubstummen, die Meldung, daß hundert Schritte oberhalb in einer schmalen Bucht täglich von eilf bis ein Uhr Nachts das rettende Flachboot liege. Augenblicklich erkannte sie in dem Bettler einen Genossen ihres Stammes; sie kehrte daher bald darauf zurück, um auf irgend eine Weise auch Antonio von der Lage der Dinge zu unterrichten.

Wieder vier Tage vergingen, und die Kranke fühlte sich bereits so kräftig, daß sie das Bett verlassen konnte. Torres Jordao war hoch erfreut über die fortschreitende Heilung, und forderte Isabella auf, den Preis seiner Dankbarkeit zu bestimmen. Sie bat, mit ihrem Gatten im Wasserthurme sprechen zu dürfen, und die Schwester des Commandanten,

von der innigsten Dankbarkeit durchdrungen, unterstützte ihre Bitte. Torres Jordao gewährte sie, da er wohl wußte, daß eine Befreiung Antonio's unmöglich sey. Mit gewohnter Verstellung sagte er:

„Meine Dankbarkeit hat keine andere Gränzen, als meine Pflicht; ich bewillige Eure Bitte, und damit Ihr seht, welches Vertrauen ich auf Euch setze, so möget Ihr mit Euren Kindern und mit der Zigeunerin ohne Wache den Gatten besuchen; wollte Gott, ich könnte Euch Beiden die Freiheit schenken!"

Auf die Schulter der Zigeunerin gestützt, und von dieser fast getragen, wankte Isabella mit den Kindern dem Wasserthurme zu, durch Liebe, Sehnsucht, Kummer und Angst kaum im Stande, nur einen Schritt zu thun. Die bange Erwartung, ihren Antonio zu sehen oder wenigstens zu hören, und der entsetzliche Gedanke an den Ort des Wiederfindens, schraubten ihr Herz wie mit Klammern zusammen. Durch einen schmalen Gang, der nur durch enge Schießscharten von Außen Licht bekam, erreichten sie die Plattform des Thurmes, und stiegen dann bis zur Balustrade hinab. Isabella fühlte sich unfähig, aus der krampfhaft gedrückten Kehle auch nur den Namen ihres geliebten Antonio zu rufen. Ein unheimliches, grauenvolles Summen rauschte aus dem Schlunde des Wasserthurmes herauf, die Seufzer und Klagelaute der Eingesargten. Zunächst am Krater, und so weit das Licht des

Tages hinunter reichte, sahen die Frauen die Köpfe der Unglücklichen, deren fieberhaft verzerrten Gesichter aufwärts gerichtet waren, ähnlich den Züge[illegible] zum Tode Verurtheilten, wenn sie die Stufen des S[illegible]affots besteigen. Mit lauter Stimme schrie die Zigeunerin hinunter: „Antonio," und wiederholte fünfmal, bei stets wachsender Todesangst, den dringenden Ruf, bis aus der Halbtiefe des Thurmes die dumpfe Frage heraufdröhnte: „Wer ruft?"

„Ewiger Gott, er lebt! er lebt!" Mit diesen Worten wich, gleichsam einer höheren Macht, der drückende Alp vom Herzen der Isabella, und sie beugte sich über die Balustrade hinunter, und rief: „Antonio, mein Antonio, ich bin's, deine Isabella, und die Kinder sind bei mir. Vertrau auf Gott!" Mehr konnte sie nicht sagen; denn als die lieben Kleinen hörten, ihr guter Vater sey da unten, brachen sie in einen Strom von Thränen aus, und verlangten hinunter zu springen. Ihre schwachen Silberstimmchen, womit sie: „Vater! Vater!" schrien, während sie zwischen den Eisenstäben der Balustrade die zarten Händchen flehend hinunterstreckten, verhallten schon an der nahen Wandung; doch Antonio hatte sie gesehen und erkannt, und antwortete: „Gott mit Euch! Für mich ist keine Hülfe mehr! Laßt mich ruhig sterben, ohne mir das Herz zu erschweren! Ich segne Euch!"

Schon hörten die Frauen Männertritte aus dem schmalen Gange sich nahen, und fluchen und höhnisch lachen; da er-

mannte sich die Zigeunerin, und schrie noch einmal hinunter: „Antonio, wenn Ihr das Meer gewinnt, seyd Ihr frei! Auf Wiedersehen, so Gott will!"

Isabella hatte nicht den Muth, die Kommenden zu erwarten, und wagte es eben so wenig, ihnen entgegen zu gehen. Eine finstere Ahnung fesselte ihre Füße an den Boden. Die Zigeunerin bemerkte eine Vertiefung links an der Mauer, wo Stricke, Körbe und dergleichen aufbewahrt wurden; dorthin riß sie mit augenblicklicher Fassung die Mutter und die Kinder. Isabella drückte die Kleinen an ihr Herz, und hüllte sie dicht in ihren langen Schleier, damit sie nichts hören, und nicht aus Furcht laut weinend sie verrathen möchten.

Die Gefürchteten traten ein: Torres Jordao mit einem schlanken jungen Manne, dessen schwarzes Haupthaar sich dicht an die hohe Stirne schmiegte, unter der die schwarzen Augen gebieterisch blitzten, während die scharfen Mundwinkel den Trotz der Tyrannei verriethen. Der Commandant bezeugte ihm große Ehrfurcht. Mit Entsetzen hörte Isabella ihren Namen.

„Ihr rühmt die Schönheit, dieser Isabella so sehr," sprach der Fremde, „daß ich sie morgen besuchen will. Bereitet sie darauf vor. Gezierte Sprödigkeit dulde ich nicht, das wißt Ihr, und könnt es ihr sagen." Die Jäger überreichten dem Fremden ein Gewehr, der lächelnd äußerte: „Ich will heute noch einige Wasservögel schießen, sorgt für

neuen Vorrath!" Und somit begann das Ungeheuer die gräßliche Jagd, und das Knallen der Büchsen wurde nur von dem Wehgeschrei der Getroffenen und der Fürchtenden unterbrochen. Was mußte Isabella als Zeugin dieses furchtbaren Schauspiels leiden, die bei jedem Schusse mit Entsetzen dachte, „Jetzt ist er todt!" Am Himmel stieg ein Gewitter auf; die Angst vor demselben, welche in der Seele eines Tyrannen nie schlummert, machte der Jagd ein Ende; furchtsam schlich der Fremde fort; ihn geleiteten Torres Jordao und die Jäger.

Die Zigeunerin aber stürzte aus ihrem Verstecke zur Balustrade, und schrie hinunter: „Antonio! Lebt Ihr noch?" Pause.

„Ich lebe! Gott mit Euch!"

„Jetzt schnell fort! Wir müssen noch in dieser Stunde fliehen!" Gewaltsam zog sie Isabella mit den Kindern fort, schlüpfte mit ihnen durch die längst erspähte Rinnsalöffnung eines Wasserabzuggrabens in das Freie hinaus, der Küste zueilend; sie trug den Knaben, Isabella die kleine Maria, von der Verzweiflung Kräfte borgend. Sie erreichten die Bucht, wo die Schaluppe lag; die Mannschaft sprang an das Ufer, um ihre Einschiffung zu decken; da brach aus dem Gebüsche ein Streifcommando des Forts. Von beiden Seiten wurde mit rasender Erbitterung gekämpft; die Nordamerikaner siegten, die Schaluppe stach in die hohe See. Plötzlich

schrie Isabella verzweiflungsvoll: „Wo ist meine Maria!“ Sie war nicht auf der Schaluppe. In der Angst des Kampfgetümmels mochte sie wohl dem Arme der Mutter entglitten und in Feindeshände gerathen seyn. Der Schiffslieutenant durfte nicht mehr zurück; Isabella's verzweiflungsvolles Flehen war vergebens; sie stürzte ohnmächtig zu Boden.

Der Fremde, jener erlauchte Menschenjäger, hatte zur rechten Zeit den Wasserthurm verlassen, und jagte mit hochgeschwungener Geisel sein flüchtiges Viergespann, und mit verwegener Hast, gegen Lissabon, als eines der furchtbarsten Gewitter losbrach, welches dort seit einem Menschenalter getobt hatte. Die vier Elemente schienen sich im Kampfe zu messen. Die Meeresfluth stieg in Wogen oft bis zur Mitte des Wasserthurmes, und erstickte im Rücksturze die Gefangenen, oder riß sie aus ihren Granitsärgen, um sie auf dem Eisenroste in der Tiefe zu zerschmettern. Das Gewitter mochte eine andere Wendung genommen haben, denn einige Stunden ruhte seine Wuth. Doch gegen Mitternacht brauste es auf Sturmesflügeln mit verzehnfachter Kraft zurück, und der Donner des Himmels rang vergebens mit dem Geheule der Wogen um die Gewalt der Herrschaft. Plötzlich stürzte mit einem entsetzlichen Schlage, der den Wasserthurm in seinen Fundamenten erschütterte, der Eisenrost in der Tiefe zusammen, und ein scheußliches Seeungeheuer von riesenhafter Gestalt schoß im Schlunde des Thurmes empor, und

wurde durch die Gewalt der Bewegung zwiſchen den Wänden regungslos eingekeilt, wie ein Schiff zwiſchen tückiſchen Klippen.

Der Moder des Abgrundes betäubte das Gehirn der Unglücklichen, die im Wiederſcheine der flammenden Blitze die gräuliche Ungeſtalt erſchauten. Dem Getöſe einer Windsbraut glich das wüthende Schnauben des Ungethüms, und der bloße Anblick deſſelben wäre für die Eingeſargten tödtlich geworden, hätte nicht ein gewaltiger Wogenſchlag das Ungeheuer flott gemacht, worauf es pfeilſchnell in den offenen Abgrund ſchoß. Die Mannſchaft des nordamerikaniſchen Schiffes hatte dieſe ſchreckliche Kreatur des Meeres, die große Seeſchlange, welche vier Wochen früher das Blokadegeſchwader vor Terceira allamirte, in den Abendſtunden deſſelben Tages außer Kanonenſchußweite erblickt.

Um zwei Uhr nach Mitternacht ſchien das Gewitter faſt ganz vorüber; „jetzt oder nie," dachte Antonio, und mit den Worten: „Herr! nimm meine Seele gnädig auf!" ſtürzte er ſich hinunter auf Leben und Sterben.

Die Flucht Iſabella's und der Zigeunerin hatte den Commandanten in die höchſte Beſtürzung gebracht; der Oberrichter raſete, drohte mit einer Anzeige am Hofe, und ließ ſich nur durch das Verſprechen beruhigen, daß die Folter Antonio ſchon zum Geſtändniſſe zwingen werde, daß auch ſein Kind in ſeiner Gewalt ſey, ſohin der Hauptzweck dennoch

erreicht würde. Nach dem ersten Allarmschusse sendete Torres Jordao eine stark bewaffnete Schaluppe aus, die dicht an der Seite des Wasserthurmes streifte; ach, in ihre Hände fiel der arme Antonio, als er, bis zum Tode erschöpft, aus dem Meere emportauchte! So nahe der Rettung drohte ihm das Verderben. Die heftige Brandung hatte das Flachboot der nordamerikanischen Fregatte gezwungen, sich von dieser an's Schlepptau nehmen zu lassen.

Torres Jordao, ungeachtet seine Schwester gerettet war, stellte die Pflicht und die Selbstrettung höher als jede andere Rücksicht. Er übergab Antonio und die kleine Maria dem Oberrichter zur peinlichen Einschreitung. Dieser ließ mittelst einer Staffette die schönste Fregatte aus dem Hafen von Lissabon in den ersten Stunden der Morgendämmerung holen, bestieg sie mit den Genossen seiner Gräuel, worunter auch der entsetzliche Henker Ralio, und fuhr damit in die offene See, um das Urtheil an Antonio und der kleinen Maria (!) im Angesichte des nordamerikanischen Schiffes, das aus Mangel eines Lootsen sich nicht nähern konnte, zu vollziehen.

Das Urtheil lautete:

„Antonio soll an einen Mast gebunden, und das Kind am Halse des Vaters gehangen werden; er selbst aber mit Tauen zu Tode geprügelt."

Vor solcher Grausamkeit erstarrt die Feder, sie vermag diese Höllenqualen der Verzweiflung eines Vaters nicht zu

ſchildern. Auf dem Verdecke war ein Altar errichtet, mit dem Bilde der heiligen, gnadenreichen Jungfrau Maria; ein Rauchfaß ſtand neben dem Prieſter, der die Todtenmeſſe las. Antonio hatte ſeine Beichte vollendet, und mit dem letzten Kuſſe von dem geliebten Kinde Abſchied genommen.

Schon ſtand der Henker, und ſchlang die Stricke in Knoten; in dem Augenblicke, da bei den Wandlungsworten des Prieſters: „Hoc est enim corpus meum!“ die blutigen Heuchler in den Staub ſanken, erfaßte Antonio mit der Linken ſein Kind und das Rauchfaß, ſprang wie ein gehetzter Hirſch vorwärts, riß mit Löwenkraft die Fallthüre der Pulverkammer auf, ſchleuderte das Rauchfaß mit den glühenden Kohlen hinunter, und ſtürzte ſich in den gähnenden Schooß des Meeres.

Der Donner der Hölle tobte ober ihm, und als er und das Kind wohlbehalten an das Licht des Tages auftauchten, trieben ſchon die zerriſſenen Leiber der Tyrannen unter den Schiffstrümmern umher; kein Laut des Lebens regte ſich mehr.

Doch mit jubelndem Hurrah führte das nordamerikaniſche Flachboot den kühnen „Löwen von Porto“ und ſein Kind an Bord der Fregatte, wo bei dem Anblicke der rührenden Scene des Wiederſehens ſelbſt die Kieſelaugen der Matroſen in Thränen ſchwammen.

Stolz ſegelte die Fregatte im Angeſichte des Forts St. Juliao vorüber, den Lauf nach Portsmouth wendend, mit Jubelgeſchrei und unter dem Donner der Kanonen alle Flaggen und Wimpel mit den Farben der Freiheit aufziehend, zur ſchmachvollen Verhöhnung der Tyrannei.

Georg und Trudchen.

Ein Originaldosenstück aus Rübezahls Kabinette.

Georg und Trudchen.

Ein Originaldoſenſtück aus Rübezahls Kabinette.

1.

Es mögen nun wohl ſchon mehr als hundert Jahre vorüber ſeyn, daß in dem gar anmuthigen Dörflein Friedenheim, mitten im Rieſengebirge, das Kirchweihfeſt gefeiert wurde.

Das Dörflein lag im buntblumigen Schooſe ſanfter Abdachungen, von fruchttragenden Bäumen umgürtet, im ganzen Rieſengebirge der ſchönen Mädchen wegen berühmt, die es bewohnten, und jene Spitzen klöppelten, womit damals ein ausgebreiteter Handel ſelbſt bis nach Amerika getrieben wurde. Unter dieſen Mädchen war aber gewiß Trudchen das ſchönſte, und, was noch viel mehr werth iſt, auch das tugendhafteſte; dieß Lob mußte ihr ſelbſt der blaſſe Neid ver-

gönnen. Sie war aber auch arm, sehr arm. Bis spät in die Nacht saß sie an ihrer Arbeit, um eine alte kranke Mutter zu pflegen, die schon seit vielen Jahren das Schmerzenslager selten mehr verlassen konnte. Doch der gütige und gerechte Gott segnete aber auch ihren Fleiß, und ließ die Arbeit gedeihlichen Segen bringen, und daher kam's, daß sie immer ein erspartes Sümmchen von etwa 20 Thalern in ihrem buntbemalten Schranke hatte, als Nothpfennig im Falle eines unvorhergesehenen Unglücks.

Von Zeit zu Zeit kamen junge, schöne und wohlhabende Söhne von Fabrikherren benachbarter Städte in das Dörflein, um Spitzen zu bestellen, oder unter den fertigen eine Auswahl zu treffen, oder um auf einer Durchreise Zahlungen zu leisten. Diese fielen freilich immer nur sehr gering aus; denn gerade bei dieser Art von Arbeitern ist es vorzugweise der Fall, daß Hunderte rastlos arbeiten und dennoch darben müssen, um Einen zu bereichern.

Durch diese Besuche wurde der Ruf von Trudchens Schönheit und Tugend weithin verbreitet, und dadurch fügte es sich, daß immer sie vor allen andern Mädchen des Dörfleins ihre Spitzen zuerst und am vortheilhaftesten verkaufte. Daß diese Trudchens Glück nicht mit gleichgültigen Augen betrachteten, wer möchte es ihnen geradezu verargen? Ist sich doch Jeder selbst der Nächste, und hält sich jedes Mädchen für die Schönste. Zur Ehre dieser holden Kinder muß ich jedoch

ausdrücklich erwähnen, daß sie deßwegen keinen geheimen Groll gegen sie faßten; eine solche Macht übet die Unschuld über edle Herzen aus.

Wie groß auch der Gewinn war, den Mancher aus einem Spitzenschleier von Trudchens Hand zog, so verließ er doch nicht ohne Verlust ihr kleines Häuschens; er verlor wenigstens — die Ruhe seines Herzens. Trudchens Anmuth macht dieß sehr begreiflich. Daher gebrach es auch nicht an sehr lockenden Heirathsanträgen; ein junger Fabrikherr aus Chemnitz, erst fünf und zwanzig Jahre alt, unumschränkter Herr von hunderttausend Thalern, bot ihr seine Hand, und Trudchen — schlug sie aus. Warum?

2.

Trudchen liebte einen jungen, schönen, rüstigen Jäger von zwanzig Jahren, Georg, einen braven Jüngling und wackern Sohn, der von seinem spärlichen Solde einen alten, erwerbunfähigen Vater ernäherte. Tagelang durchstrich er die Wälder; Herbststürme und Winterfrost trafen ihn oft noch nach Mitternacht in schauerlichen Oeden, um sich das Lösegeld für erlegte Raubvögel oder Hirsche und dergleichen zu verdienen. Der churfürstliche Jäger, bei dem er diente, war ein betagter, rauher, aber biederer Mann, der nicht mehr so recht nach Weidemannslust fort konnte; die Füße begannen nachgerade den Dienst zu versagen, und Georg hatte

vollauf zu thun, die bedeutende Revier gehörig zu versehen. Dankbarkeit fesselte ihn an den alten Jäger, seinen Lehrer im edlen Jagdwerke, und Liebe zu Trudchen an die Gegend; deßwegen schlug er selbst eine Anstellung an dem churfürstlich-sächsischen Hofe als Büchsenspanner aus, die ihm der Hofmarschall, der auf der Jagd ihn als einen trefflichen Schützen kennen lernte, angeboten hatte. Sein Vater lebte in einem kleinen Stübchen in der Hütte eines armen Webers zu Bachhausen, einem Dorfe, das kaum eine halbe Stunde von Trudchens friedlichem Dörflein entfernt lag. Von Tag zu Tag freute sich Georg immer auf den kommenden Sonntag, der ihn zum Vater, dann zu Trudchen führte. Die Mutter dieses lieben Mädchens wünschte zwar, sie möchte einem reichen Freier ihre Hand reichen, um, wie sie meinte, ihr Glück zu machen, und konnte sich nicht genug wundern, daß sie dem hübschen Manne mit der Tonne Goldes einen Korb gegeben hatte; doch liebte sie ihr gutes Kind zu herzlich, um ihr auch nur den leisesten Vorwurf machen zu wollen. So genossen denn die beiden Liebenden ungestört ein volles Jahr die süßen Freuden einer schuldlosen Liebe, fest vertrauend auf den Himmel, daß er früh oder spät dennoch ihre standhafte Treue auf irgend eine Weise dauernd belohnen werde.

Die ganze Nachbarschaft strömte nach Trudchens Dörflein zum Kirchweihfeste, schon am Vorabende desselben. Um Mitternacht pflanzte Georg einen stattlichen Maibaum vor ihre

Hausthüre, wobei ihm seine Kameraden weit und breit gerne behülflich waren, obgleich er mit ihnen die Schenken nicht zu besuchen pflegte. Sie wußten, daß ihm Sparen Pflicht sey, und wurden ihm deßwegen nicht böse, ja sie achteten ihn um so viel mehr. Jeder brachte sein Scherflein zur Verzierung des Baumes, den kein Wächter bis zum Anbruche des Tages zu hüten brauchte, weil in diesem stillen Dörflein kein unredlicher Gedanke aufkam. Georg übernachtete bei seinem Vater, um am kommenden Tage Zeuge der freudigen Ueberraschung des erwachenden Liebchens zu seyn. Vor dem Schlafengehen zählte er noch sein weniges erspartes Geld, den Ertrag eines halben Jahres, zu einer farbigen Schürze als Kirchweihgeschenk für sein liebes Trudchen bestimmt.

3.

Kaum vergoldeten die Frühstrahlen der Sonne die Baumkronen des nahen Buchenwäldchens, das ihn von Trudchens Dörflein trennte, als Georg schon in seinem Feststaate, das blanke Gewehr im Arme, vor des Vaters Bette stand, dem er einen Krug Wein, ein Stück Rehbraten und weißes Brod, zum Kirchweihimbiß auftischte. Der Alte war kein Freund rauschender Vergnügungen, und hütete gerne sein einsames Kämmerlein, wo er für seinen lieben Georg Jagdgarne strickte oder ausbesserte, oder allerlei Schlingen flocht, womit die Jäger den Waldvögeln oder dem laufenden Wilde nachzustel-

len pflegen. Die kindliche Sorgfalt des guten Sohnes rührte den Alten zu Thränen.

„Ein gutes Kind ist doch des Himmels reichster Segen," sprach er; „wie wäre ich so hülflos und verlassen ohne Dich! Gott segne Dich! Sorge ja recht für Deine Gesundheit, lieber Georg; tanze nicht übermäßig, und trinke nicht, wenn Du erhitzt bist. Ein rascher Trunk bringt der Jugend oft raschen Tod. Ich warne Dich nicht aus Eigennutz; denn wenn Du stürbest, brauchte ich ja bald nichts mehr von der Welt; der Gram um Dich müßte mir ohnehin gleich das alte Herz brechen. Grüße mir herzlich Dein liebes Trudchen; sie soll mich doch recht bald wieder besuchen. Könnte ich doch Eure Hände segnend in einander fügen; wie gerne wollte ich dann mein greises Haupt in die Grube legen!"

„Ei, lieber Vater, sprich doch nicht vom Sterben; Du mußt noch lange, recht lange leben, und ist nur erst einmal mein Trudchen churfürstliche Jägerin, so sollst Du Deines Lebens Dich recht freuen. Du sitzest dann bei Trudchens Mutter, da könnt Ihr zwei von den guten alten Zeiten sprechen, und wir tragen Euch beide auf den Händen!"

„Churfürstliche Jägerin! Du lieber Himmel, was sich doch das junge Blut für Hoffnungen macht! Dein Alter gilt etwas bei Hofe, und bei Hofe will man sparen. Es ist also nicht daran zu denken, daß er in die Ruhe versetzt, und sein Posten Dir übertragen würde. Auch wär' dieß gar nicht ge-

recht. Du bist noch jung, dienst nicht halb so lange, wie viele andere, wackere Jäger, und denkst zu redlich, um etwas auch nur zu wünschen, was einem Andern gebühret."

„Davon ist auch gar nicht die Rede, mein Vater; ich will Niemand zu nahe treten; aber Geduld bringt Rosen; mit der Zeit muß wohl auch die Reihe an mich kommen. Trudchen ist noch jung, ich auch; wir Beide können wohl zuwarten."

„Daran zweifle ich nicht, Ihr könnt schon warten; aber indem ich mit Euch warte, kommt der Sensenmann immer näher, und ehe Du nur daran denkst, lieg' ich im kühlen Schooße des Friedhofes in Trudchens Dörflein, und das gute Kind schmückt das einfache Kreuz mit frischen Feldblumen. Weine nicht, Georg, noch ist mein letzter Abend nicht gekommen, und käm' er auch, so werde ich von oben, so Gott will, auf den Tag der Wonne theilnehmend herniederschauen, der einst die Herzen meiner guten Kinder vereinigen wird!"

Von väterlichen Besorgnissen erschöpft, sank des alten Vaters Haupt sanft entschlummernd auf das Lager hin; Georg hütete einige Minuten ängstlich den Hauch des geliebten Vaters, drückte dann einen leisen Kuß auf die ehrwürdige Stirne, und verließ mit schwermüthigem Sinne die heilige Stätte seines Herzens.

4.

Im Freien begrüßte ihn das lebendigſte Leben. Die hochaufwirbelnde Lerche badete ihre zarten Schwingen in den lichten Wellen der reinen Lüfte; die Wachtel ermüdete nicht, ihren eintönigen Ruf zu wiederholen; Schmetterlinge von allen Farben gaukelten über die ſanft wogenden Aehrenfelder hin, und Goldkäferchen ſummten unbehülflich zwiſchen rothen und blauen Kornblumen. Die Sonne war ſchon über das Buchenwäldchen geſtiegen, deſſen muntere Sänger ihre tauſendſtimmigen Lieder anhuben.

Georg dachte an ſein Trudchen, und wie gebannt entwichen die düſtern Sorgen aus ſeinem Gemüthe. Es gibt doch für ein leidendes Herz keinen ſüßern, heilkräftigeren Balſam, als an einem ſchönen Morgen, fern vom Geräuſche der Stadt, in der freien Natur tiefaufſeufzend die Augen zu erheben, zu dem lichtgewobenen, ewigen Himmelsdome. Ein unnennbares Vorgefühl jenes ewigen Frühlings, der doch einſt anbrechen muß für jedes gläubige Herz, ob auch der Gram es gebrochen habe, träufelt dann eine himmliſche Tröſtung in die Wunden des Gemüthes.

Noch einmal, als Georg in das Wäldchen trat, warf er einen wehmüthigen Blick nach des Vaters Hütte zurück, und die Liebe beflügelte ſeine Schritte.

Da hörte er ſeitwärts die weithindröhnenden Schläge ei-

ner Axt, wie wenn ein Holzmann einen Baum fällen wollte; gleich darauf vernahm er ein heftiges Krachen, und das gewaltsame Durchbrechen benachbarter Aeste und Zweige, allein in demselben Augenblicke auch ein durchdringliches Hülfsgeschrei. Rasch sprang Georg in das Dickicht, der Stelle zu, woher der Schmerzensruf an sein Ohr schlug. Neben einer mit der Axt gefällten, stattlichen Buche, lag ein alter Taglöhner, dem ein gewaltiger Ast des stürzenden Baumes den rechten Schenkel zerschmettert hatte. Schrecken und Schmerz lähmten dem armen Manne beinahe die Zunge, und nur mit großer Mühe vermochte er es, dem von Mitleid durchdrungenen Georg die Veranlassung seiner Leiden zu erzählen.

„Wie konntet Ihr aber auch den Einfall haben, an einem Sonntage Holz zu fällen?" fragte Georg.

„Ach, Herr Jäger!" erwiederte jener, „Ihr wißt wohl nicht, wie einem Vater zu Muthe ist, dessen Weib und dreizehn Kinder zu Hause Hunger leiden. Gestern konnte ich nicht arbeiten, weil ich statt des kranken Weibes zu Hause wirthschaften mußte, und morgen soll der Baum schon entästet liegen, will ich nicht auf meinen ganzen Wochenlohn verzichten."

„Euch muß schnell Hülfe verschafft werden; ich will Euch zum Bader ins Dörflein tragen; wir sind gleich dort!"

„Um Gotteswillen, thut dieß nicht; ich habe kein Vertrauen auf diesen Mann, und an meinem Leben hängt doch

ſo viel, obgleich ich nur ein armer Taglöhner bin. Seyd barmherzig, Herr Jäger, und führt mich auf jenem Schiebkarren, der für das Abfallholz beſtimmt iſt, zum Klausner von Aufmühl; der iſt gar ein trefflicher Wundarzt, und bereitet aus allerlei Heilkräutern Säfte und Salben, womit er wunderbare Kuren verrichtet. O führt mich zu ihm!"

„Von Herzen gerne!"

Georg bereitete nun dem Alten aus weichem Mooſe und friſchem Laube ein bequemes Lager auf quergelegten Aeſten, und führte ihn dann langſam, damit kein heftiger Gegenſtoß die Wunde fühlbar mache, der Aufmühle zu.

5.

„Jetzt iſt's fünf Uhr, dachte Georg bei ſich, und wenigſtens brauch' ich drei Stunden bis nach Aufmühl. Dort muß ich doch auch eine Stunde verweilen, um dem Klausner bei dem erſten Verbande behülflich zu ſeyn; wer weiß, ob er mich nicht gar irgend wohin ſchickt, um etwas zu holen. Der Rückweg zu Trudchen währt nicht ſo lange; in einer Stunde bin ich dort; die zweite geht auf Rechnung der Liebe. Vor zehn Uhr ſeh' ich ſie nicht mehr. Was ſie ſich wohl denken mag? Wenn ſie nur in keine Angſt geräth über mein Ausbleiben! Ach, den Gang zur Kirche darf ich nicht an ihrer Seite machen! Wer ſie wohl begleiten wird? Wenn ſie nur allein ginge! Wie hätten mich die jungen Leute benei-

det! Ei was, zum Schmause und zum Tanze komme ich doch zur rechten Zeit, und Trudchen wird mich loben, daß ich so gehandelt habe."

„Ihr seyd wohl recht in Gedanken vertieft," begann der Verwundete, nachdem er unsern Georg lange Zeit so aufmerksam betrachtet hatte, als wollte er die geheimsten Gedanken seiner Seele in den Zügen des Gesichts lesen.

Georg war von dem Glücke seiner Liebe so voll, daß es ihm eine Lust war, sein Herz vor irgend Einem zu öffnen, der theilnehmend nach seinen Verstältnissen sich erkundigte. Und so kam es auch dießmal, daß der Verwundete bald alle Geheimnisse unsers Georg erfahren hatte.

Mehr als drei Stunden waren bereits vorüber, als Georg mit seinem Patienten glücklich, aber sehr ermüdet, bei dem Klausner zu Aufmühl ankam.

Die Klause lag fast am Ausgange eines dichten Waldes, kaum zweihundert Schritte von dem steilen Klippenufer eines tobenden Bergstromes entfernt. Vergebens pochte Georg an die Thüre; Niemand öffnete; der Klausner war nicht zu Hause.

Da traten dem guten Georg Thränen in die Augen, und rollten über die jugendlich blühenden Wangen herab; er wandte sein Antlitz, um sie zu trocknen.

„Ihr weint, lieber Georg!" fragte der arme Taglöhner mit einem tiefen Seufzer. „Ich kann Euch Eure Thränen

nicht verargen, wenn ich in Eure Jahre mich zurückdenke, da ich noch um meine Liese freite. Konnte ich an Sonn- und Festtagen nicht bei ihr sitzen, oder mit ihr lustwandeln, so war ich der unglücklichste Mensch. So gutmüthig habt Ihr im Schweiße Eures Angesichts mich armen, alten, verwundeten Mann so weit geführt, und so sorgsam, als wär' ich Euer Vater. Mit Recht habt Ihr erwartet, mich hier dem Klausner zu übergeben, und heimzukehren zum lieben Trudchen, und zu den Freuden des Kirchweihfestes, die sich alljährlich nur einmal einstellen. Nun aber ist der Klausner nicht zu Hause; hülflos wollt Ihr mich nicht verlassen, und doch brennt der Boden unter Euern Füßen. In einer solchen Lage nehme ich's wahrlich nicht übel, daß Euch die Sehnsucht Thränen aus den Augen locket."

„Gott verhüte, daß Ihr so von mir denkt, wie Ihr sprecht," unterbrach ihn Georg. „Ihr täuschet Euch sehr, wenn Ihr glaubt, ich weine aus Sehnsucht nach meinem Trudchen; wahr ist's, und ich gesteh's Euch offen, daß ich gerne diesen Tag an ihrer Seite verlebt hätte, aber meine Thränen galten, der Himmel sey mein Zeuge, nur Eurem Schmerze. Ich athmete so leicht, als ich die Klause erblickte; ich hoffte Linderung Eurer Schmerzen und baldige Wiederherstellung. Wunden dieser Art fordern schleunige Hülfe, weil sie schnell sich verschlimmern, und dann, ich verhehle es Euch nicht, tödtlich werden. Da fuhr mir nun wie ein Blitz

der Gedanke in die Seele: „Wenn der alte Mann nun stürbe, und hinterließe sein Weib und seine Kinder hülflos und ohne Stütze, welch' ein Jammer würde da Eure Hütte heimsuchen! Und da überschlug ich denn so bei mir, wie viel denn wohl Trudchen und ich wöchentlich erübrigen könnten, um Euren Waisen doch so viel zu geben, daß sie nicht verhungern dürften, bis sie alle nach und nach groß genug würden, sich selbst ihr Brod zu verdienen, und die Mutter zu ernähren."

„Haltet ein, edelmüthiger Georg, Ihr beschämt mich! Verzeiht, daß ich Euch Unrecht that, ein Kranker macht sich ja allerlei mürrische Gedanken. Ich weiß wohl, was Ihr noch sagen wolltet; Euer Erspartes reicht kaum hin, den Vater zu ernähren, und so geht's Trudchen mit ihrer Mutter. Wenn der Klausner mich auch heilet, woran ich nicht zweifle, so bin ich doch monatelang todt für die Meinigen; zu schwach zur Arbeit, kann ich Ihnen auch kein Brod kaufen!"

„O so nehmt dieses Wenige, was ich bei mir trage," erwiederte Georg mit sichtbarer Freude, indem er dem Alten sein Geldbeutelchen in den Schoos legte; „es war zu einem kleinen Kirchweihgeschenke für mein gutes Trudchen bestimmt, allein ich weiß, daß sie mich nur um so herzlicher lieben wird, wenn ich ihr sage, wozu ich dieß Geld verwendet habe. Nehmt es, ich bitte Euch herzlich; eine Weigerung müßte

mich nur in dem betrübenden Glauben bestärken, daß Ihr keine gute Meinung von mir heget."

„So möge Gott Euer gutes Herz nach Verdienst belohnen!"

„Amen!" rief eine Stimme hinter ihm. Es war der Klausner, ein Greis von nahe an hundert Jahren; segnend legte er die Hand auf Georg's Haupt, und sprach: „Ehre Vater und Mutter, auf das es Dir wohl ergehe auf Erden! Was Ihr dem Geringsten meiner Brüder thut, das habt Ihr mir gethan!"

Sorgfältig untersuchte der Alte den zerschmetterten Schenkel, und schüttelte bedenklich den Kopf. „Eure Wunde ist gefährlich," begann er, „doch nicht tödtlich. Der erste Verband entfernt jede Gefahr; doch die Heilkräuter, deren ich bedarf, muß ich erst suchen; sie sind gar selten zu treffen in dieser Gegend. Es wäre mir recht lieb, wenn Euer Weib käme, um Euch in meiner Klause zu pflegen, die Ihr vor vierzehn Tagen nicht verlassen könnt."

„Ich will sie holen," erbot sich Georg; „sagt nur, wo ich sie finde."

„Eine Meile seitwärts, in Steinau," erwiederte der Verwundete. Vollendet das Werk der Barmherzigkeit, und geleitet die Arme an mein Schmerzenslager."

Der Klausner gab ihm für die Familie des Taglöhners noch einen großen Korb mit Brod und andern Lebensmitteln,

womit die benachbarten Landbewohner ihn reichlich zu verſehen pflegten, mit auf den Weg, und empfahl ihn der Obhut des Himmels.

6.

„Der Menſch denkt, und Gott lenkt!“ ſagt ein altes, frommes Sprichwort, das ſich auch an unſerm Georg bewährte. Als er die väterliche Hütte verließ, glaubte er, in einer halben Stunde bei ſeinem Trudchen zu ſeyn, und wie ſo ganz anders geſtalteten ſich die Dinge! Allein dem lieben Trudchen ging's auch nicht viel beſſer, wie wir gleich erfahren werden. Auch ſie verließ ſchon mit der Dämmerung des Tages ihr einſames Kämmerlein, wiewohl ſie ſonſt an Sonn- und Feiertagen immer ein Stündchen länger im Bette zu verweilen pflegte.

Heute verwendete ſie ihre äußerſte Sorgfalt auf ihren Anzug; ſie putzte ſich ja für ihren lieben Georg. Schon ſeit acht Tagen hatte ſie manche Stunden des Schlafes dazu benützt, das Kirchweihfeſtgewand zu ordnen. Sogar einen koſtbaren Schleier, woran ſie acht Monate lang ununterbrochen gearbeitet, wand ſie als Buſentuch um ihren Schwanenhals. Er war als Brautgeſchenk für eine junge Reichsgräfin beſtimmt, die einem polniſchen Fürſten angetraut werden ſollte. Als ſie nun die dichten, bis zur Ferſe reichenden Haare, die das Gold des Flachſes auf dem Felde beſchämten, in künſt-

liche Flechten gelegt hatte, die ein ſilberner Pfeil, ein Erbſtück der Großmutter, in geſchlungenen Knoten feſt hielt, und nach dem Morgengebete vor ihre Mutter hintrat, weidete dieſe mit mütterlicher Eitelkeit ihre Augen an dem wunderſamen Anblicke des ſchönen Kindes. Aber es ſchlug fünf Uhr, es ſchlug ſechs Uhr; Georg kam nicht. Da ward ihr wohl etwas bang um's Herz; das Jägerleben wandelt mitten unter Gefahren; wie leicht konnte ein wildes Thier, ein unglücklicher Sturz, oder die Kugel eines Wildſchützen den armen Georg verwundet, oder wohl gar getödtet haben! Ein liebendes Herz iſt für Beſorgniſſe gar empfänglich. Sie öffnete die Thüre, und der buntgeſchmückte Maibaum mit den luſtig flatternden Bändern und den komiſchen Zierrathen überraſchte ſie auf eine höchſt angenehme Weiſe, und verdrängte auf einen Augenblick die finſtere Sorge.

„Mutter, Mutter!“ rief ſie in die Stube; „da ſieh doch einmal den ſchönen Maibaum! Den hat mein Georg mir hingepflanzt! Ich wette, er hat ſich irgendwo verſteckt, hinter der Hütte, oder im Obſtgärtchen, oder ſitzt gar auf einem Baume, und belauſcht heimlich mein Reden und Thun, und erſchreckt mich dann plötzlich. Mutter, ſetze Dich doch hierher auf die Bank vor der Hütte, und gib wohl acht, daß mir der Schelm nicht entwiſcht, ich will ihn ſuchen!“

Die Mutter that, wie ſie wünſchte, und Trudchen ſchlich auf den Spitzen der Zehen um das Hüttchen herum, und

guckte in jede Ecke, wo er verborgen seyn konnte; auch bis zu den Kronen der Bäume drangen die Strahlen ihrer Vergißmeinnichtaugen hinauf; doch schnell und schüchtern wendete sie das Köpfchen bei dem leisesten Geräusche, in der Meinung, Georg schleiche hinter ihrem Rücken heran. Allein Georg war's nicht; entweder war's ein Täubchen, das mit den Schwingen über das Strohdach hinstrich, oder ein Hühnchen, eilfertig zum Troge trippelnd.

Schmerzlich getäuscht, senkte Trudchen das schöne Köpfchen, zupfte an der Schürze und klagte der Mutter ihr Herzeleid.

„Sey ruhig, liebes Kind," tröstete sie diese: „Dein Georg bleibt nicht aus. Vielleicht ist etwas besonderes vorgefallen, was sein Kommen verzögert; vielleicht ist sein Vater unwohl!"

„Der Vater unwohl? O, das wäre recht hart für den alten Mann! Mutter, laß mich geschwind hinüber laufen zu Georg's Vater; da kann ich —"

„Ei, wo denkst Du hin, mein Kind! Das schickt sich nicht, daß Du allein zu ihm gehst!"

„So will ich Fischers Annchen bitten, daß sie mich begleitet!"

„Du störst Dein eigenes Vergnügen; während Ihr fortgeht, kann Georg von einer andern Seite kommen, und so verliert Ihr die schönste Zeit, und versäumt zuletzt auch noch

die Kirche. Bleib nur, und vertraue auf die Liebe Deines Georg!"

Noch einen langen Blick warf Trudchen auf den Maibaum, dann führte sie ihre Mutter wieder in die Stube.

„Mein Georg denkt gewiß nicht an das schöne Geschenk, das ich ihm heute machen werde," sprach sie zu sich selbst; „eine Hirschfängerkuppel will ich ihm kaufen, von Glanzleder, in der Mitte ein broncirter Schild mit dem Bildnisse der Jagdgöttin. O ich weiß, daß dieß schon lang sein heimlicher Wunsch war! Wie sich der gute Georg freuen wird! Gewiß kauft er mir auch etwas! Kaufen? O nein! Der arme Georg kann mir nichts kaufen; das Wenige, was er erspart, braucht er für seinen alten kranken Vater, und eher wollte ich verhungern, als daß er diesem auch nur einen Pfenning entzöge! Und wozu auch etwas kaufen? Einen schönen großen Strauß frisch-duftender Feldblumen bringt er mir doch, und die Liebe sieht nicht auf die Gabe, sondern auf den Geber. O gewiß fragt er die Blumen, wenn er sie pflückt, ob ich ihn liebe; er hat dieß von mir gelernt; da wird er ein Blümchen nehmen, und die Fädchen ausziehen, und sagen: „sie liebt mich, sie liebt mich nicht; sie liebt mich, sie liebt mich nicht;" und trifft sich's auch, daß ihm das Blümchen vorlügt: „sie liebt mich nicht," — so will ich ihm recht liebevoll in die Augen schauen, wenn er kommt, und will seine beiden Hände fassen, und will ihm, als ob ich

zürnen möchte, ſagen: Wie, dem Blümchen konnteſt Du glauben? Nein, lieber Georg! das böſe Blümchen hat recht abſcheulich gelogen, denn: ich liebe Dich!"

7.

Vom mooſigen Thürmlein der Dorfkirche klang ſchon zum dritten Male der Glocke Ruf zur Andacht, und noch war Georg nicht da. Mit beklommenem Herzen empfing Trudchen zwei Mädchen, die mit ganzer Seele an ihr hingen, Fiſchers Annchen und Seilers Bärbchen, und ſie zur Kirche abholten.

Trudchen machte ſich allerlei zu ſchaffen, um wo möglich noch ihren Georg zu erwarten; als aber Annchens Bruder vom nächtlichen Otterfange über Bachhauſen, wo Georgs Vater wohnte, heimkehrte, und erzählte, er habe mit dem Alten geſprochen, und von ihm erfahren, Georg ſey ſchon mit Tagesanbruch nach Friedenheim, Trudchens ſtilles Dörflein, gegangen, da konnte das arme Mädchen die bitteren Thränen des Kummers nicht mehr zurückhalten, und Niemand ihr den Wahn nehmen, daß ihm etwas Abſonderliches müſſe begegnet ſeyn. Gewohnt, im Gebete den verlorenen Frieden des Gemüthes zu ſuchen, wandelte ſie ſinnend zwiſchen den beiden Freundinnen dem mit ſchlanken Birkenbäumchen geſchmückten Kirchlein zu.

Auf dem freien Platze vor dem Kirchlein zwiſchen dichtbelaubten Linden, hatten die Marktleute ſchon ihre Krambuden aufgeſchloſſen, und alle ihre Siebenſachen zur Schau gelegt. Die Landleute mußten ſich vorläufig mit dem Anſehen begnügen, denn vor dem Gottesdienſte durfte, wie billig, auch nicht das Mindeſte verkauft werden. „Schöne Jungfrauen, iſt nichts gefällig? Suchen Sie ſich etwas aus; billig, ſehr billig! Nach der Kirche wollen wir handeln, wenn's beliebt!“ So riefen die Budeninhaber von allen Seiten den drei Mädchen zu, welche die letzten Kirchenbeſucherinnen zu ſeyn ſchienen.

In der Kirche wollte die Andacht nicht ſo recht einkehren, wie ſonſt, in Trudchens frommes Herz. Sie kniete vor einem Seitenaltare, auf welchem das Bildniß des heiligen Georg prangte, wie er den Drachen erlegte. Sie gewahrte den blitzenden Stahl und das ritterliche Wehrgehänge, und dachte darum an ihren geliebten Georg, und an die Hirſchfängerkuppel.

Gottesdienſt und Predigt gingen vorüber, ohne Trudchen merklich zu beſchäftigen. Eine unerklärbare Ahnung trieb ſie in's Freie hinaus. Sie ging mit ihren Freundinnen die Buden entlang, und ſpähte nach einer Kuppel für ihren Georg. Plötzlich hing eine ſolche, ſo ſchön ſie dieſelbe nur wünſchen konnte, neben andern Riemerarbeiten, und in der Kuppel ſtack ein prächtiger Hirſchfänger, der gerade dazu paßte, mit

einem Griffe von künſtlich gedrehtem Elfenbein, mit polirtem Stahle eingelegt.

„Was koſtet dieſe Kuppel?“ fragte ſie, und ihr Herzchen pochte gewaltig vor innerer Freude, während eine tiefe Schamröthe über ihre Wangen flog.

„Hab' ich die Ehre mit einer ſchönen Frau Jägerin zu handeln?“ erwiederte der ſtädtiſche Krämer gar artig auf Trudchens Frage.

„Noch nicht,“ antwortete ſie ſchnell, zwiſchen Wahrheit und Eitelkeit ſchwankend, und erkundigte ſich wiederholt nach dem nächſten Preiſe.

„Kuppel und Hirſchfänger werden nicht getrennt; das Ganze koſtet zwölf Thaler, ein wahres Spottgeld.“

Dieſe Worte fielen zentnerſchwer auf Trudchens Herz; zwölf Thaler waren der reine Ertrag von wenigſtens dreimonatlicher Anſtrengung; ſie hatte höchſtens auf eine Ausgabe von vier Thalern gerechnet. Gar betrübt blickte ſie auf das lockende Geſchenk hin, einen Schritt zurücktretend, als gedenke ſie dem Kaufe zu entſagen.

Der gewandte Krämer durchſchaute ſie: „Schöne Jungfrau,“ fuhr er fort, „laßt Euch das Geld nicht gereuen; einen ſolchen Kauf macht Ihr ſo leicht nicht wieder. Wer dieſen Hirſchfänger trägt, — fügte er lächelnd hinzu, — den trifft kein Jagdunfall und keine Kugel. Wenn Euer künftiger Herzallerliebſter bei Tag oder Nacht, bei Sonnen-

ſchein oder Regen, hinaus muß in die unheimlichen Wälder, ſo könnt Ihr ganz ruhig zu Hauſe ſitzen, und allenfalls Wiegenlieder ſingen. Nun, werdet nur nicht roth! Was ſeyn ſoll, ſchickt ſich wohl! Und damit Ihr ſeht, daß ich gewiß ein billiger Mann bin, der einen beſondern Werth auf Eure Kundſchaft legt, ſo geb' ich Euch das Zeug für neun Thaler. Schlagt ein!"

Und Trudchen ſchlug ein, zählte das Geld auf, und ſteckte die Waare vorſichtig unter ihre Schürze, um den Neckereien der jungen Burſche, und dem Geflüſter der Mädchen zu entgehen.

8.

An der Seite ihrer Mutter, zwiſchen beiden Freundinnen, wurden die Kirchweihkuchen aufgetiſcht, wovon ſie die ſchönſten ſechs Stücke für ihren Georg zurücklegte. Sie nahm ein Blümchen aus einem ſchlankhalſigen Glaſe, und befragte die Fädchen, ob er wohl noch kommen werde. „Er kommt, er kommt nicht, er kommt, er kommt nicht," und ſo ging's fort, bis das letzte Fädchen weiſſagte: „er kommt!" Nun war ſie wieder getröſtet, und faſt heiter; denn gar wenig reicht hin, ein ſchuldloſes Herz zu beruhigen.

Nach dem ländlichen Feſtmahle begann die frohe Dorfjugend zu tanzen, während die Alten ſich rings umher vertraulich auf die grüne Wieſe lagerten. Viele Tänzer melde-

ten ſich bei Trudchen; aber das treue Mädchen theilte eben ſo viele Körbe aus; kein Wunder, es fehlte ja der rechte Tänzer.

Da ſchmetterte plötzlich ein Hüfthorn, und zum Dorfe ſprengte ein Hofbote in churfürſtlicher Livree herein, ſchwang ſich vom ſchweißbedeckten Roſſe, trat mitten auf den Tanzplatz, zog ein Schreiben aus der Taſche, und las mit lauter Stimme:

„Seiner churfürſtlichen Durchlaucht iſt die Anzeige gemacht worden, daß ein Bär von außerordentlicher Größe, der in einem bedeutenden Theile des Reiches ſchon großen Schaden verurſacht, und Menſchen und Vieh auf eine gräuliche Art zerriſſen hat, ſeit einigen Tagen in Waldungen, welche in der Nähe des Dorfes Friedenheim liegen, verſpürt worden iſt. Seine churfürſtliche Durchlaucht haben auf morgen ein allgemeines Treibjagen auf dieſes höchſt gefährliche Raubthier anzuordnen geruht, dem Höchſtdieſelben in Perſon beiwohnen werden, entbieten daher allen männlichen Dorfbewohnern Ihren Gruß, mit dem Auftrage, morgen in der Frühe um vier Uhr an dem Rennberger Hohlwege ſich mit paſſenden Waffen einzufinden, und das Weitere von dem churfürſtlichen Oberjäger zu gewärtigen. Demjenigen, der den Bären erlegt, ſollen aus der churfürſtlichen Kammerkaſſe hundert Thaler baar ausbezahlt werden.“

„Verſtanden?“ fragte der Hofbote; und als ein einſtimmiges „Ja!“ erfolgte, ſchwang er ſich wieder auf ſein Roß, und flog in der entgegengeſetzten Richtung dem Dörflein Bachhauſen zu, um auch dort das allgemeine Aufgebot zu verkünden. Auf ſechs Meilen in der Runde war nämlich die ganze Gegend damals eine Jagddomaine des Churfürſten von Sachſen.

Trudchen wurde leichenblaß, als ſie dieſes Aufgebot vernahm, nicht anders, als ob der Bär ſchon mit offenem Rachen vor ihr ſtände. Wiewohl ſie die beſte Meinung von der Kraft, Kühnheit und dem Gleichmuthe ihres Georg hatte, der unter den Jägern weit und breit für den beſten Schützen galt, ſo konnte ſie ſich doch die Möglichkeit nicht verhehlen, daß unter gewiſſen Umſtänden alle jene Eigenſchaften nicht hinreichen, einer Todesgefahr oder wenigſtens einer ſchweren Verwundung zu entgehen.

„Vielleicht hat der Bär ſchon meinen lieben Georg zerriſſen,“ klagte ſie ihren Freundinnen, „oder er liegt tödtlich getroffen in irgend einem Geſträuche und muß hülflos verbluten.“

Dieſen Jammer unterbrach eine neue Erſcheinung; ein Wägelchen fuhr in das Dorf, auf welchem ein weinendes Weib und dreizehn Kinder ſaßen, die ſich laut ſchreiend an ihre Mutter klammerten. Der Amtsbüttel ritt bewaffnet neben her. In der Nähe des Tanzplatzes ließ er ſtill halten,

um mit dem Küſter zu ſprechen, der ihm einen friſchen Trunk reichte.

Trudchens Mitleid wurde rege. Sie näherte ſich dem Wagen, und fragte das Weib nach der Urſache ihres Kummers.

„Ach, ich bin die unglückliche Taglöhnerin von Steinau, und dieſe Kinder ſind meine Kinder. Wir ſchulden der Herrſchaft ſeit mehrern Jahren die Abgaben, und nun ſoll ich mit den armen Würmern ſo lange in's Hundeloch, bis die Schuld von ſiebzig Thalern getilgt iſt. Lieber Gott! da werde ich wohl im Kerker verſchmachten müſſen; denn dieſe Summe kann mein armer Mann nun und nimmermehr auftreiben. Seit zwei Tagen fällt er Holz im Walde; noch iſt er nicht zurückgekommen; ach Gott, wenn er nur nicht gar todt iſt!“

Und wieder begann das Weib bitterlich zu weinen, und die armen Kinder weinten mit, ohne zu wiſſen warum, weil ſie ihre Mutter weinen ſahen.

Dieſer Anblick brach dem guten Trudchen faſt das Herz.

Viele Dorfbewohner und Nachbarn, meiſtens Weiber und Mädchen, umgaben den Wagen, und beklagten das traurige Schickſal dieſer Familie. Da wendete ſich Trudchen an den Amtsbüttel, und ſprach gar höflich: „Herr Amtmann, würdet Ihr wohl Eure Gefangenen freigeben, wenn ich Euch vorläufig zehn Thaler bezahlte, und für den Reſt der Schuld Bürgſchaft leiſtete?“

Mit großen Augen maß ſie der Amtsbüttel, und erwiederte: „Ich bewundere Euer gutes Herz, aber ich kann das Weib und ihre Kinder nicht in Freiheit ſetzen, bis die ganze Schuld bezahlt iſt; ſo lautet der ausdrückliche Befehl des geſtrengen Herrn Gerichtſchreibers.“

„So nehmet dieſen Schleier als Unterpfand; Ihr ſeyd aus dieſer Gegend, und wißt den Werth deſſelben zu ſchätzen, der den Betrag der Schuld gewiß fünfmal überſteigt. Innerhalb vier Wochen löſe ich ihn wieder ein; wo nicht, ſo ſey er dem Herrn Gerichtsſchreiber zur beliebigen Verfügung verfallen.“

Der Amtsbüttel prüfte mit lächelnder Miene den Schleier, und erwiederte dann: „Dieſer Vorſchlag läßt ſich hören. Denn was hilfts unſerer Herrſchaft, wenn ſie dieß Bettelvolk auch ein ganzes Jahr lang in der Haft füttert, zahlen kann es doch nicht. Aber haltet Wort, denn der Herr Gerichtsſchreiber wird nicht viel Federleſens machen, wenn die Friſt von vier Wochen um iſt.“

Und ſomit ließ er die Mutter und die dreizehn Kinder vom Wagen ſteigen, die augenblicklich zu Trudchens Füßen ſtürzten, und dankſtammelnd ihre Knie umklammerten. Trudchen aber weinte ſelbſt gar fleißig mit, und kein Auge blieb trocken bei dieſer rührenden Scene.

Der Amtsbüttel packte den Schleier vorſichtig ein, that noch einen herzhaften Trunk, und ritt neben dem leeren Wä-

gelchen zum Dorfe hinaus. — Die Unglücklichen, ſo unverhofft in Glückliche verwandelt, wurden nun mit Bier und Kuchen reichlich bewirthet.

Als die Dämmerung anbrach, führte ſie Trudchen in ihre Hütte, und wies ihnen in einem Kämmerchen ein reinliches Strohlager zur nächtlichen Ruhe an.

9.

Das ſchöne Köpfchen in die rechte Hand geſtützt, ſaß Trudchen bei dem ſpärlichen Schimmer der kleinen Lampe an ihrem Tiſche, und dachte an die ſonderbaren Ereigniſſe dieſes Tages. Ein ſo trauriges Kirchweihfeſt hatte ſie in den achtzehn Sommern ihres Daſeyns noch nicht erlebt.

„Ich habe eine unglückliche Familie gerettet," begann ſie, „indem ich den ſchönen Schleier verpfändete. Allein, welche Folgen werden daraus entſtehen? Der Schleier war nicht mehr mein Eigenthum; ich habe Vorſchüſſe darauf empfangen, und kann jetzt dem Eigenthümer weder den Schleier geben, wenn er ſich meldet, noch die Vorſchüſſe bezahlen. Gott kann an dieſer Handlung keinen Gefallen haben. Wird mir der Eigenthümer glauben, wenn er kommt, und wenn er mir glaubt, was wird er dazu ſagen?"

Alſo die Zukunft erwägend, wollte ſie eben der ſüßen Lockung des Schlummers unterliegen, als dreimal leiſe an das Fenſter gepocht wurde.

„Das iſt mein Georg!“ rief ſie freudig aufſpringend. „Biſt Du's, Georg?“ fragte ſie, das Ohr zum Fenſter neigend.

„Sey nur ruhig, liebes Trudchen,“ begann Georg, „und höre, warum ich nicht früher gekommen bin.“

Und nun erzählte er ſeine Abenteuer, und ſchloß mit dem Bedauern, die Taglöhnerfamilie in Steinau nicht getroffen zu haben.

Jetzt kam die Reihe an Trudchen. Sie malte ihm die Leiden dieſes Tages mit den Farben der innigſten Sehnſucht und Liebe. Dann überreichte ſie ihm den Hirſchfänger mit der Kuppel, und bat ihn, dieſes Geſchenk ja nicht zu verſchmähen.

Die Freude der Ueberraſchung röthetete des Jünglings Wangen; doch eine Thräne trat ihm in's Auge, als er ſeufzend ſprach: „Trudchen, ich kann Dir dießmal nichts, gar nichts geben, als dieſen Strauß von Feldblumen. Die blauen Blümchen ſprechen meine Bitte aus: Vergiß mein nicht!“

„Nie, nie!“ ſchluchzte Trudchen, und ſank an ſeinen Buſen, und Georg küßte ſchüchtern eine von Trudchens Goldlocken, die aufgelöſ't um ihren blendend weißen Nacken wallten.

Georg verſprach, gleich nach dem Treibjagen ſein Trudchen zu beſuchen, um ſie zu beruhigen, und ſchied mit einem herzlichen Händedrucke.

10.

„Ich bete für Dich, bis die Treibjagd zu Ende iſt," — hatte Trudchen zu Georg geſagt, als er ſchon um drei Uhr Morgens an ihrem Kammerfenſter ſtand. Der Gedanke an das Gebet der Unſchuld verſtärkte die Zuverſicht auf ſeine eigene Gewandtheit. Umgürtet mit Trudchens Geſchenke, empfing er im Kreiſe der Jäger und des ganzen Aufgebots die Befehle des churfürſtlichen Oberjägers, und lautlos gingen die Bewaffneten nach den ihnen angedeuteten Richtungen.

„Georg," ſagte der wackere Oberjäger, „ich ſetze ein groſſes Vertrauen auf Deinen Muth, und auf Deine Ortskenntniß; ſtelle Dich dem Jauer-Hohlwege gegenüber; wenn mich nicht alles täuſcht, ſo mußt Du dort zum Handkuſſe kommen."

Seinen beſten Hund an der Schnur führend, wanderte Georg, der alle Nebenpfade der ganzen Revier genau kannte, quer durch die Waldung. Er war kaum mehr einige hundert Schritte von ſeinem Standpunkte, dem Jauer-Hohlwege, entfernt, als eine Stimme hinter ihm rief: „He da, guter Freund!" Raſch wandte ſich Georg um, und erblickte einen jagdmäßig, aber anſtändig gekleideten jungen Mann, eine Kugelbüſche unter dem Arme tragend.

„Was ſteht zu Dienſten?" fragte Georg.

„Sagt mir doch, wohin ich mich wenden muß, um das

churfürſtliche Jagdgefolge zu finden? Ich bin eine Stunde früher aufgebrochen, und habe mich richtig verirrt."

„Ihr dürft nur in gerader Richtung immer links gehen, ſo kommt Ihr in einer kleinen halben Stunde zu den churfürſtlichen Schirmen. Säumet jedoch nicht, die Treibjagd möchte wohl bald beginnen. Auch nehmt Euch ſehr in Acht, daß Ihr nicht auf den Bären ſtoßet; ein ſolcher Fund macht einen geübten Schützen nöthig; ich bemerke Euch dieß nur aus gutem Herzen, und bin weit entfernt, an Eurer Geſchicklichkeit zu zweifeln."

„Ich danke Euch für den guten Rath; meine Kugelbüchſe fehlt nie. Und auch an Kugeln hab' ich keinen Mangel. Seht nur!"

Er öffnete ſeine Jagdtaſche, und zog eine Handvoll Kugeln hervor; bei dieſer Bewegung fiel ihm ein Schleier aus dem Buſen, den Georg, indem er ihn aufhob, augenblicklich für den koſtbaren Schleier erkannte, woran Trudchen ſchon ſo viele Monate geklöppelt hatte.

Eine bange Ahnung bleichte ſeine Wangen, während ihn der Fremde ſcharf in's Auge faßte.

„Ei ſeht doch, der Schleier will nicht bei mir bleiben; wenn mir nur die Geberin nicht auch davon läuft. Kennt Ihr die Friedenheimer Mädchen?"

„O ja, die meiſten."

„Iſt Euch nicht die Krone derſelben bekannt, Trudchen?"

„Sehr wohl!“

„Nun seht nur, dieses liebe Kind hat mir vor einem halben Jahre einen artigen Korb gegeben, als ich ihr meine Hand anbot. Gestern ist es mir endlich gelungen, sie zu bekehren. Sie wird bis Mitte November meine Frau, und hat mir zum Unterpfande ihres Wortes diesen Schleier gegeben. Nach der Jagd unterzeichnet sie den Ehekontrakt, den ein churfürstlicher Notar im Jagdgefolge schon in der Tasche trägt, und empfängt den Schleier zurück. Die Hochzeit wird in Friedenheim gefeiert, nach Trudchens ausdrücklichem Wunsche. Es soll mich sehr freuen, wenn Ihr mein werther Gast dabei seyn möget. Jetzt lebt wohl, ich muß eilen, wenn ich nicht zu spät kommen will.“

Mit einem höflichen Gruße schied der Fremde von dem wie eine Bildsäule regungslos stehenden Georg; als aber dieser um die Lippen des Scheidenden einen fast höhnischen Zug spielen sah, erwachte die Gewalt der reinen Liebe und des felsenfesten Vertrauens in seinem arglosen Herzen, und er sprach mit gefaßtem Muthe: „Ich erachte es für unnöthig, näher zu erforschen, auf welche Weise Ihr in den Besitz dieses Schleiers gekommen seyd; allein dafür bin ich bereit, selbst das ewige Heil meiner unsterblichen Seele zu verpfänden, daß Trudchen keinem Andern jemals die Hand am Altare reichen werde, als ihrem Geliebten. Und hiemit Gott befohlen!“

II.

Die Treibjagd hatte begonnen. Schußfertig ſtand Georg auf ſeinem Poſten, und ſeine innere Stimmung, obgleich er Felſen auf Trudchens Treue baute, war von ſolcher Art, daß er einen Kampf mit dem Bären für ein erwünſchtes Ereigniß hielt. Das Geſchrei der Treiber, das Kläffen der Hunde, Hörnerſchall und das Knallen der Büchſen hatte ſchon ziemlich lange gedauert; vielendige Hirſche ſetzten im vollen Laufe an Georg vorüber, doch ſeine Kugel galt einem höhern Preiſe. Der Bär brach nirgends hervor.

Da vernahm er ein durchdringendes Geſchrei; die Zweige der Bäume krachten in einiger Entfernung von ihm, und plötzlich ſprengte eine Dame in Amazonentracht mit verhängten Zügeln heran, von dem Bären verfolgt, der dem flüchtigen Renner auf den Hufen nachtrabte. Dicht an des Hohlweges Rande, auf welchem Georg ſtand, ſtürzte das Roß, vor der Tiefe zurückbebend, zuſammen, und der Bär ſchlug eben mit grimmigem Geheule ſeine Tatzen in die Lenden des edlen Renners, als Georg die tödtliche Kugel entſenden wollte. Das nie fehlende Gewehr — verſagte im entſcheidenden Augenblicke. Ein Sprung noch, und die Dame lag im Blute; doch raſch ſtürzte ſich Georg mit dem blitzenden Hirſchfänger auf die wilde Beſtie, und gerade als dieſe, auf die Hinterfüße ſich aufbäumend, den kühnen Jäger zermalmen wollte,

ſtieß ihm dieſer den blanken Stahl mit ſolcher Gewalt in das Herz, daß er ſammt dem Bären in den Hohlweg hinabſtürzte.

Unverletzt fand das herbeigeſprengte Jagdgefolge die Dame, jedoch in Ohnmacht liegend, unverletzt den wackern Georg, der bereits als muthiger Sieger neben der erlegten Beſtie ſtand.

Die von ihm gerettete Dame war — die Churfürſtin.

„Braver Georg," ſprach der Churfürſt, indem er ihn vor dem geſammten vornehmen Jagdperſonal umarmte; „empfange aus den Händen meines Schatzmeiſters den Preis von hundert Thalern!"

„Gnädigſter Herr!" erwiederte dieſer, „gebt ſie dem armen Taglöhner von Steinau, dem Vater von dreizehn Kindern, dem geſtern der Sturz eines Baumes den Schenkel zerſchmetterte; ich habe ja, was ich brauche."

„Wohlan, es geſchehe nach Deinem Willen. Doch für die Rettung meiner durchlauchtigſten Frau Gemahlin bin ich Dein Schuldner; darum ehre ich Deine muthige That durch dieſe goldene Kette, die ich ſelbſt trage, und ernenne Dich von der Stunde an zu meinem Oberjägermeiſter."

Knieend empfing Georg die goldene Kette. Die Churfürſtin hatte ſich wieder erholt; eine Dame ihres Gefolges, für welche Trudchen Spitzen lieferte, erkannte ihn als den Geliebten dieſes liebenswürdigen Mädchens, und bemerkte dieß

ihrer gnädigſten Gebieterin. Da beſtand dieſe darauf, Trudchen ſelbſt kennen zu lernen, und der ganze Jagdzug begab ſich nach Friedenheim.

12.

Trudchen hatte die Verſicherung des Krämers, von dem ſie den Hirſchfänger kaufte, daß den Träger deſſelben kein Jagdunfall und keine Kugel treffe, für einen luſtigen Einfall gehalten, und fühlte ſich deßwegen auch durch die Rückerinnerung daran über Georgs Gang zur Treibjagd keineswegs beruhiget. Kaum war er alſo, nach gewechſelten Morgengrüßen, über die äußerſten Getreidfelder hinaus, als ſie ihre zwei Freundinnen abholte, und ſtrickend das Freie ſuchte. Faſt eine Stunde vor dem Dorfe, an der Spitze der berüchtigten Waldung, worin der gräuliche Bär hauſen ſollte, lagerte ſich dieſes Kleeblatt weiblicher Freundſchaft in das Grüne, ſtrickte emſig, ſchwatzte noch fleißiger, und baute die zierlichſten Luftſchlöſſer in den weiten Raum der Zukunft. Aus der Ferne vernahmen die Mädchen das wilde Jagdgetöſe, und hinter ihnen erhob ſich im Walde ein ſo unheimliches Geräuſch von den Querſprüngen des aufgeſtörten Hochwildes, daß ſie eben zwiſchen die wogenden Aehrenfelder ſich zurückziehen wollten, als von der Richtung der Treibjagd eine elegante Jagdkaleſche, mit vier flüchtigen Rappen beſpannt,

wie auf Windesflügeln heranfuhr. Ein hübſcher, junger Mann ſprang von dem Wagen, und eilte auf Trudchen zu.

„Schönes Trudchen," begann er, „Du wirſt mich wohl noch kennen, ich bin der reiche Fabrikherr aus Chemnitz, dem Du vor einem halben Jahre einen Korb gegeben haſt. So eben habe ich das Jagdgefolge Seiner churfürſtlichen Durchlaucht verlaſſen; Dein Georg hat den Bären erlegt, und dabei der Frau Churfürſtin das Leben gerettet. Der gnädigſte Herr hat ihn zur Belohnung zum Ober ägermeiſter unter der Bedingung ernannt, dem Fräulein von Bartſch die Hand zu reichen, welche in den kühnen und ſchönen Jäger ſich ſterblich verliebte. Die hohe Würde verblendete ihn; er nahm den Antrag an, und bat mich, auf eine ſchickliche Weiſe Dich davon in Kenntniß zu ſetzen. Du würdeſt, ſagte er, um ſo williger ſeinem Beſitze entſagen, da er nun in den Stand geſetzt werde, ſeinem Vater, Deiner Mutter und ſeinem wackern Lehrer, dem alten Jäger, eine glückliche Zukunft zu bereiten. Zum Beweiſe, daß er mir dieſe Sendung auftrug, empfange von ihm dieſen Hirſchfänger nebſt der Kuppel zurück, den Du ihm geſtern zum Geſchenke machteſt."

Bei dem Anblicke des Hirſchfängers brachen dem armen Mädchen faſt die Knie; der letzte Zweifel ſchwand, und Thränen getäuſchter Liebe perlten über ihre Wangen herab, indem ſie lautlos auf ihre Freundinnen ſich ſtützte.

„Meine Liebe zu Dir," fuhr der junge, hübſche Mann

mit rührenden Worten zu ſprechen fort: „iſt noch eben ſo aufrichtig und glühend, wie vor ſechs Monaten. Du wirſt doch nicht das Geſpött der Hofſchranzen, des Dorfes und der ganzen Gegend ſeyn wollen, wenn Georg in einer halben Stunde mit ſeiner ſchönen Braut in Friedenheim einzieht? Ich kenne Dein edles Herz; ſiehſt Du dieſen Schleier, den Du zur Rettung einer unglücklichen Familie hingabſt? Ich habe ihn ausgelöſ't, und für Dich zum Brautſchleier beſtimmt! Schlag ein, Trudchen, Du ſollſt die angeſehenſte Frau meiner Vaterſtadt ſeyn; Deine Mutter nehmen wir zu uns, und pflegen ſie, wie unſer Kind. Georg hat Dich aufgegeben, er iſt Deiner nicht mehr werth. Sprich aus Dein beglückendes Ja, und ich führe Dich im Triumphe dem Jagdgefolge entgegen.“

Mit einem ſeelenvollen Blicke voll unendlicher Wehmuth und dennoch unerſchütterlichen Glaubens, mit ſüßen Augen, deren Strahlen durch einen zarten Thränenſchleier brachen, erwiederte Trudchen: „Ich danke Euch, lieber Herr, für den gütigen Antrag; allein ich kann Euch meine Hand nicht reichen. Kann Georg mich verlaſſen, ſo bin ich todt, wenn auch kein Grab mich verſchließt; ich pflege meine gute Mutter bis zum letzten Hauche ihres Lebens, und der liebe Gott wird mich dann wohl auch bald zu ſich nehmen. Doch eher glaube ich an den Einſturz des Himmels, als an Georgs Untreue. Und ſomit gehabt Euch wohl! —“

Mit der Miene getäuſchter Erwartung verneigte ſich der Fremde, ohne ein Wort zu ſprechen, ſteckte den Schleier in ſeinen Buſen, nahm den Hirſchfänger unter den Arm, ſchwang ſich in die Kaleſche, und jagte im ſauſenden Galoppe auf und davon.

Da bog der churfürſtliche Jagdzug unter den jubelnden Klängen von fünfzig Waldhörnern um eine nahe Ecke der Waldung. Trudchen erſchaute zwiſchen dem fürſtlichen Ehepaare ihren lieben Georg, auf einem mit grünen Zweigen geſchmückten Wagen den getödteten Bären.

Dicht vor den drei Mädchen hielt der Zug; Georg ſprang vom Roſſe, reichte Trudchen die Hand, wendete ſich gegen die höchſten Herrſchaften, und rief freudig aus:

„Gnädigſter Herr und gnädigſte Frau! Dieſes holde Mädchen iſt mein liebes Trudchen, und mit Gottes und Eurer Durchlaucht Erlaubniß demnächſt Frau Oberjägermeiſterin!“

Trudchen hatte an Georgs Treue nicht gezweifelt; aber dieß unerwartete Glück lähmte faſt ihre Zunge. Die holdſelige Fürſtin flößte ihr Muth ein, und äußerte, daß ſie erfreut ſey, die Braut ihres Lebensretters kennen zu lernen.

Sie mußte mit ihren Freundinnen im Wagen der Fürſtin Platz nehmen, und ſo ging's dem ſtillen Dörflein Friedenheim zu, aus welchem ihnen alle Bewohner jubelnd entgegenzogen, welche von einem durchreiſenden Fremden von dem

merkwürdigen Jagdereigniſſe Kunde erhalten hatten. — Unter den Entgegenkommenden befanden ſich auch Georgs Vater, Trudchens Mutter, und der alte Jäger, Georgs Lehrer im Jagdweſen, auf junge, rüſtige Burſche geſtützt. Wer vermöchte die Seligkeit dieſer Glücklichen zu ſchildern!

Der Churfürſt ließ noch am nämlichen Abende, da eben das Nachkirchweihfeſt gefeiert wurde, die Trauung der Liebenden durch ſeinen Hofkaplan in der Kirche vollziehen. Die höchſten Herrſchaften wohnten dieſer Feierlichkeit mit dem ganzen Jagdgefolge bei.

Auf dem Wege zur Kirche ſagte der Churfürſt: „Georg, ich will in der Gegend einen großen Wildpark anlegen; Dir werde ich die Leitung des Ganzen übergeben; auch werde ich für mich ein ſchönes Jagdſchloß bauen laſſen, mit einem ſtattlichen Jägerhauſe, das Du mit den Deinigen bewohnen ſollſt!“

„Wenn Euer Durchlaucht mir die höchſte Erlaubniß ertheilen wollen, dieſes Jagdſchloß auf meine Koſten bauen zu laſſen,“ nahm der Fremde das Wort, deſſen Heirathsantrag Trudchen eben zum zweitenmale abgelehnt hatte, „ſo würde ich mich doppelt geehrt fühlen, weil ich dadurch meine unbegrenzte Verehrung für Euer Durchlaucht, und zugleich meine Theilnahme an dem Schickſale des edelmüthigſten und treueſten Paares bezeugen könnte, das vielleicht jemals gelebt hat!“

„Mit wahrem Vergnügen nehme ich Euern Antrag an," erwiederte der Churfürſt, der den Fremden wohl zu kennen ſchien, „und behalte mir vor, Euch dafür nach Verdienſt zu belohnen."

Der Prieſter ſprach ſeinen Segen über die Glücklichen, und als der ganze Zug die Kirche verlaſſen hatte, ſiehe, da ſtanden am andern Ende des Dörfleins ein prachtvolles Jagdſchloß mit einem wunderſchönen Garten, ein ſtattliches Jägerhaus, und die herrlichſten Oekonomiegebäude mit vollſtändiger, wahrhaft königlicher Einrichtung. Ober dem Portale funkelten in goldenen Buchſtaben die Worte:

Lohn geprüfter Treue und edelmüthiger Herzen.

Auf der Zinne des Jagdſchloſſes flatterte an einem goldenen Anker Trudchens koſtbarer Schleier.

Der Fremde war nirgends mehr zu ſehen. Erſtaunen feſſelte alle Blicke.

„Das iſt Rübezahls Werk!" ſprach lächelnd der Churfürſt.

Mit Verwunderung beſahen ſie das Innere des Zauberbaues, den man noch heut zu Tage zwei Stunden ſeitwärts von Sagan, eine Meile ſüdlich von der Schneekuppe, finden kann.

Hier wiegten die Glücklichen, welche Rübezahl als reicher Fabrikherr aus Chemnitz, als verwundeter Taglöhner,

als Krämer, als Hofbote, als Amtsbüttel und als Fremder geprüft hatte, noch holde Urenkel auf ihrem Schoose, und genossen das süße Glück und den wohlverdienten Lohn treuer Liebe und edelmüthiger Gesinnungen.

Der Engel von Nantes.

Eine Original-Novelle aus der Zeit der franzöſiſchen Revolution.

Der Engel von Nantes.

Eine Original-Novelle aus der Zeit der franz. Revolution.

1.

Es war der achte Oktober des Jahres 1793, an welchem Jean Baptiſt Carrier, geboren 1756 zu Volai bei Aurillac in Ober-Auvergne, ein unbedeutender Prokurator, als die weltberüchtigte Revolution begann, und ſeit einem Jahre Deputirter des Nationalconventes, in Nantes erwartet wurde.

Nantes, eine Stadt von mehr als ſiebzigtauſend Einwohnern, am rechten Ufer der Loire, und kaum fünfzehn Lieues von der Mündung derſelben entfernt, iſt in der Geſchichte vorzüglich wegen des Ediktes von Nantes berühmt, wodurch König Heinrich IV. im Jahre 1598 den Reformirten des Königreiches die freie Ausübung ihrer Religion geſtattete, wel-

ches Edikt aber von König Ludwig XIV. im Jahre 1685 wiederrufen wurde. Für Freunde und Kenner der Glasmalerei enthält die Kirche zu St. Nicolaus daſelbſt eine beſondere künſtleriſche Merkwürdigkeit, nämlich die mit den ſechs und fünfzig Wunderwerken Chriſti bemalten Fenſterſcheiben, auf welchen ſie in unverbleichbarer Farbenpracht ſchimmern. Nantes treibt einen ſtarken Handel, beſonders mit Zucker, der dort nochmals raffinirt wird, nach Spanien, Weſtindien und Afrika.

Carrier war von ſeinen Blutcollegen mit unbeſchränkter Vollmacht verſehen worden, den Aufſtand der gemäßigten Patrioten in den weſtlichen Provinzen der Norman mit allen Mitteln der Rache und der Vernichtung ſo ſchnell als möglich zu unterdrücken, und hatte dieſem erwünſchten Auftrage vollkommen entſprochen. Eben wollte er nach Paris zurückkehren, um vor dem Nationalconvente mit dem Rechenſchaftsberichte über den Vollzug ſeiner Sendung zu glänzen, als er von zwei Freunden, Fouquet und Lamberty, die in jeder Beziehung ſeiner würdig waren, eine dringende Einladung erhielt, nach Nantes zu kommen, wo ſein republikaniſcher Eifer ein weites Feld zur Auszeichnung finden würde.

Damals war Nantes bereits zu einer Tiegerhöhle geworden, worin die Vampyre des Nationalconventes ihr blutiges Handwerk trieben. Die gänzliche Niederlage der Vendéer bei Savenay hatte ſo eben alle Kerker der Stadt mit Ge-

fangenen angefüllt, und Carriers Genoſſen ſannen auf ein hellrothes Henkermahl, womit ſie die Ankunft ihres Herrn und Meiſters würdig feiern wollten.

Am Vorabende dieſes unheilvollen Tages verlaſen die Commiſſäre des Revolutionstribunals in Nantes in den verſchiedenen Kerkern die Todesurtheile der Gefangenen in Maſſe, deren Vertheidigung gar nicht geſtattet wurde. Der Grund der Verurtheilung war nur mit den einfachen Worten bezeichnet: „überführt, royaliſtiſche Geſinnungen an den Tag gelegt zu haben.“ Gleichſam zur Verhöhnung des republikaniſchen Wahlſpruches: „Freiheit und Gleichheit,“ wurde den Schlachtopfern bei namentlichem Aufrufe die Wahl gelaſſen, entweder unter dem Beile der Guillotine zu ſterben, oder in den nahen Steinbrüchen von Gigan erſchoſſen zu werden. Die Meiſten, welchen der wahre Todesmuth, oder die wahre Lebenskraft fehlte, den weiten Gang zu den Steinbrüchen zu wählen, um vielleicht dort eines ſchmerzlich-langſamen Todes zu ſterben, zogen es vor, in dumpfer Betäubung ſich unter das Mordbeil ſchleppen zu laſſen, das ihnen ein ſchnelles und ſicheres Ende verhieß. Nur jene, die früherhin im Militär gedient hatten, oder als Adelige die Schmach der Guillotine mehr als den Tod ſelbſt fürchteten, wählten den ehrenvollen Austritt aus dem Leben durch die Kugeln der republikaniſchen Soldaten.

Ehrwürdige Prieſter unter dieſen unglücklichen Schlacht-

opfern, die durch Geburt, Rang oder Vermögen den Haß oder die Habſucht der republikaniſchen Tyrannei gereizt hatten, ſpendeten den armen Gefangenen in der letzten Nacht noch die Tröſtungen der Religion, und als der Tag anbrach, waren ſie alle gefaßt, mit wahrhaft chriſtlicher Ergebung in den Willen der ewigen Vorſehung, ihrem Tode entgegen zu gehen.

2.

Ein lieblicher Herbſtmorgen brach an; mild leuchtete am azurnen Himmel die Sonne, deren Frühlingsſtrahlen bald in den ſanft gleitenden Wellen der majeſtätiſchen Loire funkelten, bald die Myriaden Thautropfen der heerdereichen Wieſen in ein blitzendes Demantmeer verwandelten.

Die unfühlende Natur gehorchet willenlos den ewigen Geſetzen der Schöpfung, und hat nur aufgehört ein Paradies für die Menſchen zu ſeyn, ſeitdem dieſe durch den Mißbrauch der Freiheit des Willens von der urſprünglichen Bahn ihrer edleren Beſtimmung ſich verirrt haben. Glücklich derjenige, der fern von dem Treiben der Leidenſchaft in ländlicher Verborgenheit, ſtill und genügſam, die Seligkeit der Liebe ſpendet und erntet!

Doch in jener verhängnißvollen Zeit, da eine fluchwürdige Bedrückung alle Bande des ſtaatsgeſelligen Vereines gewaltſam zerriß, und die auf's Aeußerſte gereizten Leidenſchaften

zu den schrecklichsten Gräuelthaten forttrieb, von deren schwindelnden Höhe kein Rücktritt möglich war, gab es kein Asyl mehr in dem schönen Frankreich, das die Unschuld gegen die Nachspürungen des witternden Henkeramtes hätte schirmen können. Mit dem schwachen, aber schuldlosen Haupte Ludwig XVI. fiel auch jede Möglichkeit, auf gewöhnlichem Wege in das Geleise der gesetzlichen Ordnung wieder einzulenken. Ganz Europa stand unter den Waffen gegen die Königsmörder, und zwang sie, durch ein Schreckenssystem den eigenen Untergang abzuwenden; von da an blieb nur noch die Wahl, Henker zu seyn, oder Opfer. Ein Mittelweg stand nur den Waffenfähigen offen, die zu den Heeren der Republikaner stießen, um ihr Glück gegen die zahlreichen Rächer des Königsmordes zu versuchen. Doch selbst jeder Schritt eines republikanischen Generals wurde von einem blutdürstigen Deputirten des Nationalconventes, oder dessen Spionen bewacht, von welchen eine einzige Zeile des Zweifels hinreichte, den tapfersten Befehlshaber mitten in der Nacht vor die Schranken des furchtbaren Tribunals in Paris, und von da unfehlbar auf das Schaffot zu schleppen.

3.

Beinahe in der Mitte von Nantes lag damals ein sehr großes Gebäude, l'Entrepôt genannt, — die Niederlage — das vor dem Anfange der Revolution ein Franziskanerkloster

war, und ſpäterhin zu einer Waarenniederlage verwandelt wurde. Die größten Schiffe können zur Mündung der Loire hereinkommen, und gehen bis Paimboeuf, wo die Waaren auf kleinere Schiffe umgeladen, und nach dem unfernen Nantes gebracht werden. Jenes ehemalige Kloſter erhielt die Beſtimmung, dieſe Waaren aufzunehmen; als aber im Laufe der Revolution der Handel immer mehr abnahm, während die Ueberzahl von Gefangenen jeden Raum in Anſpruch nahm, wurde das leere Entrepot mit unglücklichen Menſchen aus allen Ständen angefüllt.

Es waren ihrer nach der Liſte des Kerkermeiſters Sarot, am Morgen des achten Oktobers 1793, nicht weniger als eintauſend achthundert ſieben und neunzig Menſchen in allen Räumen des Gebäudes, in der eigentlichen Niederlage, — früherhin die Kirche, — in den mit Thüren von ſtarkem Eiſenblech verwahrten Zellen, in den Grabgewölben und Kellern.

Sarot, ein blutdürſtiges Ungeheuer, das allezeit fertige Werkzeug von Fouquet und Lamberty, ſaß Morgens ſechs Uhr ſo ſelbſtzufrieden bei ſeinem Frühſtücke, als habe er ſo viele Schäflein als Opfer des Henkers zu bewachen; da wurde ihm der ſchriftliche Befehl überbracht, ſämmtliche Gefangene um eilf Uhr Morgens, zweihundert Schritte vor der Loirebrücke, je fünfzig bis ſechszig zuſammengebunden, auf den beiden Seiten der Straße aufzuſtellen, um von dem großen Repu-

blikaner Carrier gemuſtert zu werden, deſſen Ankunft noch vor dem Mittagsmahle erwartet werde.

„So wird doch einmal aufgeräumt in des Teufels Namen," brummte Sarot wild vor ſich hin, aber ſchnell glättete das hölliſche Lächeln der Mordluſt den Faltenzug der böſen Laune.

„Da leſet, wackerer Vernet," rief er einem jungen Manne zu, der im Heere der Republikaner diente, und nachdenkend am Fenſter ſtand, in das er mit einem Flintenſteine den Namen „Eugenie" kritzelte. „Nun, beim Teufel, hört Ihr mich nicht, Vernet?" herrſchte ihm der Alte zu, und da jener keine Antwort gab, ſchlich er ſich näher, und ſchaute über die Schulter deſſelben ſeinem Treiben zu. Plötzlich brach er in ein gellendes Gelächter aus: „Seyd Ihr verliebt, armer Vernet, daß Ihr meine Worte nicht hört? Richtig, Eugenie heißt die Auserwählte. Ihr müßt von Sinnen ſeyn, nehmt mir's nicht übel, Freund Vernet, da Ihr Euch in dieſer wilden Zeit mit Gedanken an das Weibervolk quälen mögt. Weiß doch Keiner, der heute ſeine Herzallerliebſte küßt, ob er oder ſie morgen noch einen Kopf zwiſchen den Schultern tragen werde!"

Dieſe wilde und doch ſo wahre Bemerkung ſchreckte Vernet aus ſeinen ſüßen Träumen auf. Doch ſchnell gefaßt erwiederte er, ſcheinbar gleichgültig: „Ihr vergeßt, Sarot, daß meine Mutter Eugenie hieß, wie Ihr ſelbſt mir geſagt

habt; denn leider ſah ich ſie nie; ich bin ein armer Findling, den Ihr aus Barmherzigkeit aufgenommen, und groß gezogen habt zum Dienſte der Republik. Hab ich nicht muthig mitgefochten für die Freiheit meines Vaterlandes? Gönnet mir alſo das kleine Vergnügen, mich einer Mutter dankbar zu erinnern, die mir das Leben gab, welches ich dem Dienſte des Vaterlandes gerne opfere."

„Ihr ſeyd ein wackerer Junge, Vernet, und bei dem Regimente hoch angeſchrieben; bei dem nächſten Armeebefehle kann Euch die verdiente Vorrückung nicht entgehen; aber Eure Mutter war eine Ariſtokratin, und deßwegen kann ich es als ein ächter Republikaner nicht zugeben, daß Ihr in Liebe ihrer gedenket; denn, lebte ſie noch, Ihr müßtet ſie ſelbſt dem Revolutionstribunal denunciren."

Zornesgluth flammte auf Vernets Wangen, während ein unheimliches Grauen vor dem furchtbaren Pflegevater durch ſeine Nerven rieſelte, und eben wollte er mit einer kühnen Aeußerung antworten, als eine unerwartete Erſcheinung den böſen Folgen eines Zwiſtes vorbeugte.

4.

„Wo iſt Sarot? Laßt mich hinein! Ich muß ihn ſprechen, jetzt, gleich jetzt! Um des Himmels willen, laßt mich hinein!"

Dieſe dringenden Worte, von einer milden weiblichen

Stimme in pauſenloſer Angſt ausgeſtoßen, waren von der Hausflur kaum bis in Sarots Stube gedrungen, als die Lauſchenden auch ſchon die leichten doch haſtigen Tritte der Flehenden vernahmen, die plötzlich die Thüre aufriß, und zu Sarots Füßen ſtürzte, ſeine Knie in lautloſer Todesqual umklammernd.

„Ihr ſeyd's, Bürgerin Margot? Was führt Euch in dieſer wilden Stimmung zu mir? Laßt mich los! Sprecht, was wollt Ihr denn? So laßt mich nur erſt los!"

Lautlos, doch ſchwer aufathmend, lag Margot vor dem furchtbaren Kerkermeiſter. Vernet nahte ſich, umfaßte ſie rückwärts, und ſuchte ſie langſam aufzurichten. In üppiger Fülle floſſen die ſchönen blonden Locken über die Schultern des ſchlanken, anmuthigen Mädchens, das jetzt ihr Antlitz gegen Vernet wendete, und ihn mit den ſchmerzgebrochenen Strahlen der großen blauen Augen wie dankend und forſchend anſtarrte. Kaum gewahrte Vernet die wunderſchönen, lilienbleichen Züge, als plötzlich auch ſeine Wangen erbleichten, und er kaum noch kraft genug führte, ſie in Sarots Lehnſtuhl zu bringen. Schon ſchwebte der Ruf des Herzens: „Eugenie!" auf ſeinen Lippen, als er ſchnell ſich faßte, des gefährlichen Zeugen eingedenk. Jene Eugenie war es, deren Namen er ſo eben in die Fenſterſcheibe geſchnitten, die er nebſt ihrem alten Vater vor wenigen Monaten, als das Schloß ihres Vaters, des Vicomte von Margot, geplündert und an-

gezündet wurde, mit eigener Lebensgefahr vor den Mißhandlungen republikaniſcher Mordbrenner geſchützt hatte. In jenem ſchrecklichen Augenblicke ſchloß ſich ſein Herz zum erſtenmale den ſüßen Gefühlen der reinſten Liebe auf. Die Vertheidigung des Vaterlandes entfernte ihn damals ſchon am nächſten Tage von der Spur der geliebten Eugenie, um gegen die Vendeer zu ziehen, und nun ſah er ſie wieder, aber in welch' einer bedauernswerthen Lage! Ein unvorſichtiges Wort wäre jetzt hinreichend geweſen, ſie und ihn auf das Blutgerüſt zu bringen.

„Nicht wahr, Vernet," nahm Sarot das Wort, „ich alter Kerl bekomme auch galante Beſuche! Doch für mich iſt eine ſolche Blume nicht aufgeblüht, ich hoffe, bei Carrier Ehre mit Euch einzulegen, denn der Bürger Carrier ſoll, wie ich höre, ein ganz beſonderer Freund von ſo ſchönen Blumen ſeyn. Doch zur Sache, was wollt Ihr, Bürgerin Margot?"

Vernets Bläße verwandelte ſich bei dieſen Worten in die tiefſte Gluth; er hätte dem Alten gerne den Säbel in das Herz geſtoßen, um ihm das Kupplergeſchäft zu erſparen.

„Ihr kennt ſie nicht, Vernet, die Bürgerin Margot? Freilich, Ihr habt die verfluchten Vendeer in Stücke gehauen, als man ſie mit ihrem Vater, einem ariſtokratiſchen Hunde," bei dieſem Worte bedeckte Margot mit einem dumpfen Schrei des Schmerzes ihr Geſicht mit beiden Händen, „nach Nan-

tes ſchleppte; der Alte ſitzt drüben in der Niederlage, wird aber heute noch expedirt werden."

Margot ſchluzte heftig.

„Hier kennt man ſie nur unter dem Namen: der Engel von Nantes; denn ſeit ihrer Ankunft trägt ſie nur dieß graue Gewand mit weiten Falten und dem härenen Gürtel, und macht alle Dienſte einer barmherzigen Schweſter in den Spitälern und Kerkern. Keine Art von Krankheit ſchreckt ſie zurück; ſie wartet und pflegt die Kranken und Verwundeten mit ſchweſterlicher Zärtlichkeit, ſpricht den Verurtheilten Muth zu, und begleitet ſie bis zum Blutgerüſte. Da wir nun die Pfaffen alle todtgeſchlagen haben, ſo verſieht ſie die Dienſte derſelben, und wir dulden dieß der Seltenheit wegen. Vielen war ſie ſchon ein Dorn im Auge, und mein wackerer Gevatter Grandjean, der thätige Guillotinemeiſter, hat ſchon lange ein Auge auf ſie geworfen, weil er ihren Schwanenhals ſich nicht ſchöner wünſchen könnte; aber es hat ſeinen guten Grund, warum ihm der Schnabel ſauber bleibt."

Er zog Vernet in eine Ecke, und flüſterte ihm in die Ohren: „Sie ſoll die Gabe beſitzen, den Leuten ihr nahes Ende zu verkünden; ſie thut dieß aber nur, wenn ſie in hohem Grade dazu gereizt wird. Vor einigen Wochen verurtheilte ſie ein gewiſſer Dübreuil zum Tode; als er ihr das Urtheil verkündigte, ſagte ſie: „Beſtelle Dein Haus; in zwölf Stunden wirſt Du nicht mehr ſeyn!" Dübreuil lachte, aber in

zwölf Stunden hatte er wirklich ausgelacht; denn schon in der achten, als er vom Gerichtshofe nach Hause gehen wollte, glitt er auf der Treppe aus, stürzte hinunter, und brach sich glücklich den Hals. Seitdem mag sie keiner mehr zum Tode verurtheilen."

„Sarot," bat nun Margot, die inzwischen theilnahmlos vor sich hingestarrt hatte, „mein alter Vater schmachtet in der Niederlage, und soll heute sterben. Laßt mich von ihm Abschied nehmen, damit meine kindliche Liebe ihm den bittern Gang zum Tode versüße!"

„Nicht mehr als billig, Bürgerin Margot," entgegnete jener; „Ihr seyd ja in Euerm Berufe. Da Ihr das stillschweigend zugestandene Recht übet, selbst Fremden diesen Liebesdienst zu erweisen, so versteht sich dieß bei Euerm Vater ohnehin von selbst. Vernet, ich habe noch einen Bericht an den Bürger Carrier aufzusetzen; seyd doch so gut, die Bürgerin Margot in die Niederlage zu ihrem Vater hinüberzuführen; nehmt auch diese Liste mit, verleset die Namen der Gefangenen, und meldet mir dann, ob kein Stück davon fehle. Euer Kopf bürgt mir für jedes fehlende."

Rettungspläne hatten bereits den liebenden Jüngling beschäftigt; mit holdseliger Ruhe dankte Margot dem gefälligen Sarot, und verließ an Vernets Arme die düstere Stube.

5.

Kaum hatten ſie die Hausflur im Rücken, und um die Ecke eines alten Gemäuers gebogen, welches Sarots Amtsſtube von der unmittelbar zur Niederlage führenden Straße trennte, als Vernet dieſen glücklichen Augenblick benützte, der geliebten Eugenie ſeinen Beiſtand anzubieten.

„Eugenie!“ rief Vernet mit weicher Stimme, indem er ſtehen blieb, und dem Mädchen wehmüthig in die Augen blickte.

Eugenie ſchien überraſcht, daß ein Fremder ihren Namen kenne; ein leiſes Beben zuckte über ihre Lippen.

„Iſt Ihnen, mein holdes Fräulein,“ fuhr Vernet fort, „jener Jüngling ſo ganz fremd geworden, der ſo überaus glücklich war, Sie und Ihren Vater —“

„Ach, mein Erretter Vernet! Verzeih den Stürmen in meinem Gemüthe, daß mein dankbares Herz nicht ſogleich Dich wieder erkannte. Die breite Wunde an Deiner Stirn hat Dich ſeitdem entſtellt, ich würde ſagen: geſchmückt, hätteſt Du ſie im Kampfe für die gute Sache davongetragen; doch Du vertheidigeſt die Republik, die jetzt meinen Vater zum Tode ſchleppt!“

„Beruhigen Sie ſich, Fräulein, noch iſt nicht alle Hoffnung verloren!“

„Erwiedere mein ſchweſterliches „Du“ Vernet; ich bin

nur mehr eine arme Magd, und bald eine unglückliche Waise.“

„Wohlan, Eugenie, ich will Dein Bruder seyn. Eine schönere Hoffnung nährte ich in meinem Herzen, seit dem verhängnißvollen Tage, an welchem ich zum erstenmale Dich erblickte; doch schiene es mir eine schonungslose Verhöhnung Deiner schrecklichen Lage, wenn ich meinen heiligsten Gefühlen in diesem Augenblicke Worte leihen wollte.“

Eine flüchtige Röthe wechselte auf Eugeniens Wangen mit der frühern Bläße; sie blieb stumm, doch indem sie ihm leise die Hand drückte, wendete sie ihre seelenvollen Augen zum heitern Himmel, als ob da oben ein allmächtiger Gott lebte, der jedes Haar auf dem Haupte des Menschen bewache, ohne dessen Willen kein Sperling vom Dache falle, der die Tugend belohne und das Laster bestrafe. In fleckenloser Klarheit leuchtete der ewige Himmelsdom; aber der stumme Angstschrei ihres zermalmten Herzens schlug nicht an jene heilige Pforte; sie that sich nicht auf, um einen Cherub mit flammendem Schwerte zu ihrem Beistande zu senden; keine donnerträchtigen Wolkenberge rollten heran, um mit strafenden Blitzen die königsmörderischen Tieger zu vernichten.

„Ewiger Gott,“ stöhnte sie, „Dein Wille geschehe, nicht der meinige!“ und ein Strom bitterer Thränen stürzte aus ihren schönen Augen hervor; sie wankte und sank in Vernets Arme.

In diesem Momente standen Beide auf dem zerstörten Kirchhofe des Klosters. Die Gräber waren umgewühlt, halb verwitterte Gebeine lagen zerstreut umher, zwischen den Trümmern von Grabsteinen, womit die Ueberlebenden das Andenken der Vorausgegangenen ehren wollten.

Vernet war tief erschüttert; sein rollendes Auge schien etwas zu suchen; plötzlich gewahrte er in einer Mauervertiefung ein ehrenes Kreuz, mit drei eisernen Ringen befestiget, an welchen die Zerstörungswuth sich vergebens mochte versucht haben. Rasch sprang er darauf hin, faßte es, und riß es mit der ihm eigenen außerordentlichen Stärke aus der Wand, daß weithin das Steingerölle kollerte. Mit der Rechten es hoch zum Himmel schwingend, mit der Linken Eugenie an sein Herz drückend, rief er mit lauter Stimme aus: „Bei dem Kreuze des Erlösers schwöre ich Dir, geliebte Eugenie, Dich und Deinen Vater zu retten, oder mit Euch zu sterben; doch wenn wir sterben müssen, so will ich wie ein Gott gesendeter Würgengel über die Leichen unserer Richter zum Tode schreiten, und sollte auch das brennende Nantes mein Rächeramt beleuchten!

„Das wird sich zeigen!" tönte eine dumpfe Stimme hinter ihm. Lamberty war's, der von außen mit beiden Armen auf der zerstörten Kirchhofmauer lehnte, und Zeuge dieser Scene war. Vernet hörte und sah ihn mit Entsetzen; denn sein Plan war nun verrathen, sein Leben dem Henker ver-

fallen. Doch schnell besonnen, warf er dem furchtbaren Lenker des Tribunals einen lächelnden, verschmitzten Blick zu, als habe er alles nur zur Erreichung eines gewissen Zweckes aus Verstellung gesagt und gethan, um aber jede nähere Erläuterung zu verhüten, da Eugenie keine Ahnung dieses schrecklichen Zeugen hatte, zog er sie rasch mit sich fort, schloß das Hauptthor der Niederlage auf, und betrat mit ihr die schaudervolle Jammerstätte.

6.

Das Klirren der Schlüssel, das Knarren des rostgehemmten Schlosses verwandelte die Grabesstille in ein herzzerreissendes Wehgeheul. Die Unglücklichen erwarteten schon ihr Todesurtheil.

Weder der Pinsel des kühnsten Malers, noch die phantasiereichste Feder vermöchten die mannigfaltigen Gruppen der Todesangst zu schildern. Wie durch einen Zauberschlag entwirrte sich das Chaos, und Verwandtschaft oder Liebe führte die Angehörigen zusammen. Inniger als Epheu die Ulme umranket, umklammerten den Familienvater die Seinigen, um mit ihm zu sterben, da an Rettung nicht zu denken war. Zwischen den Gruppen standen, allein, wie im Leben, die Priester, und sprachen Worte der Ermuthigung zum letzten Gange, begeistert von ihrem erhabenen Berufe. Ein Hoffnungsstrahl leuchtete noch einmal in die Nacht des allgemei-

nen Jammers hinein, als ſtatt des gefürchteten Sarot ein unbekannter junger Krieger mit dem angebeteten Engel von Nantes unter die Unglücklichen trat.

„Suche Deinen Vater, Eugenie,“ flüſterte ihr Vernet zu, „und verbirg Dich mit ihm, während die Menge mich umringt, hinter dem Choraltare; ich werde Euch dann aufſuchen, mißdeute aber mein Benehmen nicht!“

Eugenie verlor ſich raſch unter den zahlreichen Haufen, die ſich wie ſcheue Schafheerden von Winkel zu Winkel drängten, als könnten ſie dadurch ihrem Schickſale entgehen.

Vernet zog an einer großen Glocke, ein Zeichen, daß die Gefangenen ſich ſtellen ſollen.

Von der Emporkirche, aus den unterirdiſchen Gewölben, aus eingebrochenen Beichtſtühlen, unter zertrümmerten Altären, ſchlichen die Opfer der Tyrannei; Viele, durch Alter, Gebrechen, Mangel oder Angſt erſchöpft, krochen herbei, unfähig auf ihren Füßen zu ſtehen.

Grabesſtille herrſchte.

„Wär' ich ein Bote der Freiheit,“ begann Vernet, „ſo würde mein Mund ſie Euch mit dem erſten Tritte in dieſes Haus verkündet haben. Hunderttauſende ſind Euch vorausgegangen; ehe die Sonne untergeht, habt auch Ihr vollendet. Füget Euch in den Willen der ewigen Vorſehung!“

Nur wenige Weiber ſchluchzten und heulten laut auf; die Männer waren auf dieſen Ausgang ſchon gefaßt.

Vernet gebot Ruhe, und rief die Gefangenen namentlich auf; jeder Gerufene mußte ſich auf die linke Seite begeben. Den Namen des alten Margot nannte er zuletzt. Er meldete ſich nicht.

„Wo iſt Margot?“ fragte Vernet, anſcheinend mit drohendem Tone.

Niemand antwortete.

„Ha, ich vermiſſe auch ſeine Tochter, die mit mir kam. Sollte ſie die Erlaubniß, ihren Vater noch einmal zu ſehen, zu dem vergeblichen Verſuche mißbraucht haben, ihn dem gemeinſchaftlichen Looſe entziehen zu wollen? Wäre es ſo, ſo würde ihr Haupt —“

„Haltet ein,“ ſchrieen Hunderte, „wagt es nicht, den Engel von Nantes zu reizen; wenn Ihr des Mädchens prophetiſchen Geiſt herausfordert, iſt's um Euer eigenes Leben geſchehen!“

„Ich kenne nur meine Pflicht, und ſcheue keine Drohung. Verhaltet Euch ruhig; ich will die Fehlenden ſuchen!“

Und ſomit ſchritt er haſtig hinter den Choraltar, wo ſie in einem dunklen Winkel am Buſen ihres Vaters lag.

„Eugenie,“ mahnte er, „raffe Dich auf; an jeder Sekunde hängt das Leben Deines Vaters!“

Dicht neben ihr deckte ein breites Denkmal den Boden. Mit der größten Anſtrengung wälzte er den Stein von ſeiner Stelle, und eine ſchmale Treppe, die man in der Dun-

keiheit nur mit den Händen greifen konnte, ſollte die Flüchtlinge aufnehmen.

„Steige muthig hinunter mit Deinem Vater, Eugenie; die Treppe führt durch einen langen, ſchmalen Gang bis vor die Stadt an einen Canal, der mit der Loire in Verbindung ſteht; den Ausgang ſchließt eine Gitterthüre; haſt Du ſie erreicht, ſo rufe dreimal meinen Namen. Ein Schiffer wird Euch dann die Loire ſtromabwärts zu den Vorpoſten der Vendeer führen. Gedenke meiner, bis wir uns wiederſehen!“

Er drückte einen Kuß auf ihre Stirne, und als ſie mühſam die Treppe hinabgeſtiegen waren, wälzte er den ſchweren Stein wieder über dieſe verhängnißvolle Stätte, aber einen weit ſchwereren von ſeinem Herzen.

In dieſem Augenblicke wirbelten ſchon die Trommeln vor dem Portale; das Commando zur Bedeckung der Gefangenen war aufgeſtellt. Zugleich begann das Geläute aller Glocken, ein Zeichen, daß Carrier, der Deputirte des Nationalconventes, das Weichbild der Stadt Nantes erreicht habe, und nun ſein feierlicher Empfang beginnen ſolle.

Faſt athemlos, mit Schweiß bedeckt, ſtürzte Vernet auf einer entgegengeſetzten Seite in die Niederlage zurück.

Das Jammergeſchrei begann von Neuem; Niemand gedachte mehr der Entflohenen, und ſeine verſtellte Wuth über das Mißlingen ſeiner Nachforſchung wurde in dem allgemeinen Getöſe nicht mehr beachtet. Raſch ſchloß er das Haupt-

thor auf; mit gefällten Bajonetten empfingen die Soldaten die große Schaar der Gefangenen, um sie zum Tode zu schleppen.

„Fehlt Keiner?" fragte Sarot mit wilden Blicken.

„Keiner!" erwiederte Vernet, und eilte zu seinem Regimente, das den schrecklichen Carrier an der großen Brücke über die Loire zu empfangen bestimmt war.

7.

Der Oberst des Regiments war noch nicht gekommen, als Vernet schon in Reih' und Glied stand, Gewehr beim Fuß.

Jenseits der Straße rannte Sarot mit vier Kerkerknechten und zwei großen Hunden vorüber, ohne nur einen Blick auf die Soldaten zu werfen.

Bald darauf eilte Lamberty die ganze Fronte des Regiments hinab, jeden Soldaten von Angesicht zu Angesicht musternd.

Als er Vernet erblickte, winkte er ihm lächelnd. Vernet trat, das Gewehr schulternd, aus der Fronte, und stellte sich dicht an die rechte Seite des Reiters.

„Sagt mir doch, Vernet, was habt Ihr denn für eine Cömödie mit der Bürgerin Margot vor der Niederlage gespielt? Ihr schient ja so begeistert, wie ein erster Liebhaber auf dem Theater!"

„Ich spielte auch einen Liebhaber, Bürger Lamberty,"

erwiederte Vernet erröthend; „Ihr habt es errathen. Die Bürgerin Margot gefiel mir schon lange; allein alle meine Bemühungen waren bisher fruchtlos. Sie hat mir die Rettung ihres Vaters zur Bedingung ihrer Liebe gemacht."

„Und Ihr habt dieß feierlich versprochen, wie ich höre?"

„Versprochen, ja, aber — feierlich? Nun, Bürger Lamberty, Ihr wißt ja selbst, daß wir Republikaner auf Schwüre nicht viel geben, am wenigsten auf Liebesschwüre."

„Wie wollt Ihr aber Euer Wort lösen, Vernet? Der alte Margot wird ja heute hingerichtet."

„Ich will den Bürger Carrier bitten, ihm das Leben zu schenken. Er ist ja ein alter, unschädlicher Mann; um einen Kopf mehr oder weniger, das zählt nichts in der Sache der Republik."

„Ihr habt Recht; ich will gerne mitwirken, aber Ihr müßt dann nicht den Eifersüchtigen spielen; denn, aufrichtig gestanden, mir gefällt die Margot selbst recht wohl. Daß es mir nur ein Wort kosten würde, den alten Margot zu retten, begreift Ihr, und dann wäre ich wohl so klug, die Tochter nicht mit Euch zu theilen; Ihr seht also, daß ich nur auf Euern Vortheil denke. Sorgt übrigens nicht, Vernet," fügte Lamberty mit einem wilden, durchbohrenden Blicke hinzu, „sie soll unsern Krallen nicht entgehen!" Und fort war er, ehe Vernet antworten konnte.

In diesem Augenblicke sprengte der Obrist mit dem Ab-

jutanten heran; die Trommeln wirbelten, und das Regiment ſetzte ſich gegen die Loire-Brücke in Bewegung.

8.

Nur die Familien anerkannter Republikaner, und die Hefe des Pöbels waren hinausgezogen zum Empfange des furchtbaren Carrier; und doch war es eben ſo gefährlich zu kommen, als wegzubleiben; denn wie leicht konnte irgend ein Feind die Scheuen als Feinde der Republik denunciren, und morgen ſchon auf das Blutgerüſte liefern?

Carrier hielt bereits innerhalb des Weichbildes, ungefähr tauſend Schritte jenſeits der Loire-Brücke, als das Regiment die beiden Seiten derſelben in Paradelinien beſetzte; der Marſeillermarſch wurde geſpielt, und ein tauſendſtimmiges: „Vive la république! Vive Carrier!“ übertäubte das berauſchende Republikanerlied. Die ſchönſten Jungfrauen der Stadt zogen mit Blumenſträußen voran, die mit dreifarbigen Bändern umwunden waren. Die Beamten der Republik, und das Perſonal der Municipalität ſchloß ſich an dieſelben an.

Carrier bewegte ſich in der Mitte einer unermeßlichen Volksmenge, die aus den umliegenden Ortſchaften herbeigeſtrömt war, unter dem Schutze von vier Huſaren-Eskadronen, gegen die Brücke; mitten auf derſelben machte er Halt, und wurde von einer ſchmeichelhaften Anrede des Tribunalspräſidenten Fouquet empfangen.

Carrier war damals sieben und dreißig Jahre alt, ein Mann von gewöhnlicher Größe, mager, einfach, aber sehr reinlich gekleidet; sein fast rothes Haar hing struppig unter dem Hute hervor. Unter der schmalen Stirne funkelten die kleinen, stechenden Augen; eine unförmliche Nase und ein breiter Mund mit scharfgezogenen Lippen, und ein spitzes Kinn mischten grelle Schlagschatten auf den krötengrünen, tief gefurchten Wangen, die einen erschöpften Lüstling verkündigten. Aus den kurzen, zierlich gefälteten Manschetten ragten die dürren Hände, wie zum Raube verlängert, hervor. Unter der gewaltigen Rosenschleife des weißen Halstuches, welches das Abstoßende des ganzen Gesichtes noch mehr heraushob, war der aschgraue Ueberrock durchaus zugeknüpft; von der rechten zur linken Seite lief ein Wehrgehäng, woran ein leichter, etwas gekrümmter Säbel hing; in der gestickten Scherpe des Deputirten stacken zwei künstlich mit Silber garnirte Pistolen mit gezogenen Läufen, und neben ihnen blitzte der mit Goldverzierungen eingelegte breite Griff eines türkischen Dolches.

Unter den zahllosen Ungeheuern, welche damals der vulkanische Krater der Revolution ausspie, athmete kein blutgierigeres aber auch kein feigeres, als Carrier. Jeder Blick eines Menschen schien ihm ein Dolch, jedes leise gesprochene Wort Verrath und Mord. Doppelte Wachen standen immer vor den fest verriegelten Thüren seiner Wohnung, welche im

Innern einer Waffenkammer glich. Die Errichtung des Revolutionstribunals am 10. März 1794 waren sein Werk; in der Raffinerie der Verfolgungswuth erreichte ihn Keiner. Nach seiner Meinung war das Wohl und die Sicherheit der Republik mit einer großen Bevölkerung unvereinbar; deßwegen äußerte er einst in einem der ersten Gasthöfe von Paris, daß wenigstens ein Drittheil der Bewohner Frankreichs vertilgt werden müsse. Er stimmte für den Tod Ludwig XVI., forderte am 6. April stürmisch die Arretirung des Herzogs von Orleans, und half die Revolution am 31. Mai vollenden.

Seine Gräuelthaten lebten im Munde aller Bewohner Frankreichs; wohin er zog, glich er einem verderblichen Komete, und sein Name schon verbreitete weithin alle Schrecken des Todes.

Die Bürger von Nantes lasen in seinen wilden Zügen ihre drohende Vertilgung. Ihre erzwungenen Jubelrufe brachen mühsam aus den krampfhaft geschnürten Kehlen hervor.

Mit wenigen, stolzen Worten erwiederte Carrier die Anrede des geschmeidigen Fouquet.

Indem er sich in den Steigbügeln erhob, und einen prüfenden, fast zählenden Blick über die Menge hinwarf, äußerte er mit finsterer Miene: „Man hat mir die Bevölkerung von Nantes so hoch angeschlagen, daß ich wenigstens Dreiviertheile hier vermisse; ich gedenke morgen eine genauere

Zählung vorzunehmen, welche die jetzt Fehlenden für Nantes entbehrlich machen soll."

Diese schrecklichen Worte liefen bald mit Blitzesschnelligkeit von Munde zu Munde, und erfüllten alle Herzen mit Entsetzen.

9.

Der Trauerzug der Verurtheilten nahte sich, von einem Militärcommando eskortirt, unter einförmigem dumpfen Trommelschlage. In nicht minderer Todesangst schlugen die Pulse der meisten Zuschauer, die ihre Eltern, Geschwister, Verwandte oder Freunde gebunden zum Tode-schleppen sahen. Der Zug hielt, kaum zwanzig Schritte vor Carrier, und Sarot war eifrig bemüht, eine breite Gasse mitten durch die Unglücklichen zu bahnen, damit jener sie gemächlich mustern könne.

„Das ist ja wahrhaftig nur eine Handvoll," begann Carrier, indem er langsam durch die Doppelreihe ritt; „ich will nicht hoffen, Bürger Fouquet," fügte er ernst hinzu, gegen diesen sich wendend, „daß eine pflichtwidrige Nachsicht von Eurer Seite die Schuld daran trage."

Fouquet betheuerte, daß er in dieser Beziehung im Dienste der Republik unermüdlich sey.

„Und was soll jetzt mit diesen Elenden geschehen?"

„Mit Ausnahme von hundert sieben und achtzig, welche

vorgezogen haben, in den Steinbrüchen von Gigan erſchoſſen zu werden, ſind die übrigen beſtimmt, unter der Guillotine zu ſterben, ſobald Ihr es befehlt, Bürger Carrier," erwiederte Fouquet.

„Das wäre ja eine unverantwortliche Zeitverſchleuderung," fuhr Carrier ergrimmt auf, „und das Blei an die Köpfe dieſer Canaillen wegzuwerfen, halte ich für einen Eingriff in die Einkünfte der Republik. Das Blei brauchen wir gegen die Königsknechte, die über den Rhein heranſtrömen, und gegen die räudigen Hunde der Vendeer."

Nach dieſen Worten ſchien er über irgend etwas nachzudenken, und ſeine Augen verfolgten mit ſonderbarer Haſt die Krümmungen der Loire. Ringsumher ſchwieg Alles in geſpannter Erwartung. Plötzlich fragte er:

„Wie ſteht es mit dem Handel von Nantes?"

„Sehr ſchlecht," erwiederte Fouquet; „es werden oft in einem ganzen Monate nicht zwanzig Ballen verſendet."

„Deſto beſſer," lächelte Carrier mit dem Blicke einer Hyäne, „ſo ſtöre ich die Schifffahrt mit meinem neuen Plane nicht, und kann doch die Verſendungen zu Waſſer wieder in Gang bringen. Ich haſſe das ewige Blutvergießen; es raubt die koſtbare Zeit, und erregt zuletzt Eckel. Künftig ſollen die Verurtheilten nur gebunden, und hier über die Brücke in die Loire geworfen werden, damit ihre Leichen weithin, und ſelbſt noch den Schiffen auf dem Meere verkünden, daß die

Republik auch zu Waſſer ihre Freiheit zu behaupten wiſſe. Das Nähere hierüber werde ich in einer beſondern Verfügung beſtimmen. Bis dahin können dieſe Beſtien," er wies auf die Gefangenen, „wieder in ihre Zwinglöcher gebracht werden."

Schon zum Tode vorbereitet, mußten die armen Schlachtopfer, ohne Ausſicht auf Rettung, noch einmal in die Stadt zurück, von der ſie ſo eben auf ewig Abſchied genommen hatten.

Der ganze Transport wendete um, und wollte eben nach dem Schlage der Trommeln ſich entfernen, als ein Reiter, querfeldein mit verhängten Zügeln ſprengend, bemerkt wurde.

Carrier zog ſein Fernrohr aus der Halftertaſche, um den eilenden Reiter zu erkennen.

„Lamberty iſt's," ſprach er zu ſeiner Umgebung; „was wird er wohl Dringendes zu melden haben?"

In zwei Minuten hielt er ſchon auf der Brücke, verbeugte ſich vor Carrier, ritt dann dicht an ſeine Seite, und ſprach heimlich, wie es ſchien, ſehr Wichtiges, mit demſelben. Carrier horchte aufmerkſam auf ſeine Worte; bisweilen zuckte eine wilde Luſt über ſeine Lippen, oder ein kurzes, gräßliches Lächeln entſtellte ſein Antlitz zur ſcheußlichſten Fratze.

Plötzlich rief er mit lauter, kreiſchender Stimme, als Lamberty ſeine Meldung vollzogen hatte:

„Herr Oberst, lassen Sie den Sergeant Vernet vortreten!“

Vernet zweifelte keinen Augenblick mehr an dem Verrathe seines Rettungsversuches, und an dem gewissen Tode, der ihn, wie den alten Margot und die reizende Eugenie vielleicht schon in der nächsten Stunde erreichen würde.

Ueberzeugt, daß nichts mehr zu verlieren sey, beschloß er, das Aeußerste zu wagen, und wenigstens durch eine unerschütterliche Standhaftigkeit im Tode dem blutgierigen Carrier zu beweisen, daß er den Leib eines Mannes morden, aber seinen Geist nicht beugen könne, und dadurch den übrigen Schlachtopfern ein großes Beispiel des wahren Muthes zu geben.

Unerschrocken, und ohne die Farbe zu ändern, trat er vor Carrier hin.

Dieser empfing ihn mit einem scheinbar gleichgültigen, streng forschenden Blicke.

„Du hast Dich wacker gegen die Vendeer gehalten, wie ich höre?“

„Ich habe nicht mehr gethan, als jeder Andere — meine Pflicht.“

„Sehr bescheiden! — Kennst Du den alten Vicomte von Margot und dessen Tochter Eugenie?“

„Ja!“

„Schon lange?“

„Seit jenem Tage, da Margots Schloß geplündert und verbrannt wurde.“

„Iſt es wahr, daß Du damals dem Vater und der Tochter das Leben gerettet, und ſelbſt mehrere Deiner Kameraden verwundet haſt, welche dieſe Feinde der Republik tödten wollten?“

„Ja! Die Republik ſendet ihre Soldaten gegen bewaffnete Feinde, und nicht als Mörder alter Männer und Mädchen aus; ſind dieſe in der That Feinde der Republik, ſo beſteht ein Tribunal, ſie zu richten.“

„Gut! Warum haſt Du ſie nicht dem Tribunal überliefert!“

„Ich hatte kein Recht dazu; ein Hauptmann commandirte das Streifcorps.“

„Ganz in der Ordnung! Haſt Du den Alten und die Tochter nicht aus der Niederlage durch einen geheimen Gang entſchlüpfen laſſen, der ſich hinter dem Choraltare befindet, und nur Dir bekannt iſt?“

„Nein! Als ich die Namen verlas, und Beide vermißte, ſuchte ich ſie überall, ohne ſie zu finden. Ich weiß nicht, ob ſie noch dort ſind, oder auf welche Weiſe ſie entflohen.“

„Iſt Eugenie, die Tochter des alten Margot, nicht Deine Geliebte?“

„Nein!“

„Deſto beſſer, ſo wage ich keinen Eingriff in Deine Rech-

te, wenn ich sie von heute an zu meiner Gesellschafterin ernenne."

Carrier gab mit der Hand ein Zeichen; der dichte Haufe der Husaren hinter ihm theilte sich, und auf einem schmalen Leiterwagen fuhren — der alte Margot und Eugenie, fest geknebelt, näher; an den Seiten des Wagens stand Sarot mit den Knechten und Hunden.

10.

„Das Auge des Herrn," fuhr Carrier höhnisch lächelnd fort, „kann zwar nicht immer und überall wachen; doch wo die treuen Diener walten, darf es schon bisweilen schlummern."

Eugenie warf einen Blick des tiefsten Schmerzes auf Vernet, den seine ganze Mannheit zu verlassen drohte; denn plötzlich trat all sein Blut zum Herzen zurück, und seine Wangen erbleichten.

„Die Gefangenen vom Wagen!" befahl Carrier.

„Sieh, Vernet, hättest Du mir gestanden. daß Du Eugenie liebtest, so würde ich Deinen Versuch, sie zu retten, durch Deine Liebe für entschuldigt halten, und in Erwägung der großen Verdienste Eugeniens als Pflegerin der kranken Vertheidiger der Republik, nicht bloß das Verbrechen verziehen, sondern selbst meine Einwilligung zu Eurer Verbindung ertheilt, und den Alten da begnadigt haben. Nun aber

verhält sich die Sache ganz anders. Du stehst als ein Verschwörer gegen die Freiheit der Republik vor mir, und kannst Dich durch keine höhern Gründe des menschlichen Gefühles vertheidigen, die gewöhnlichen reichen hier nicht aus, sie verdammen Dich vielmehr. Des bösen Beispieles wegen muß ich nach aller Strenge des Gesetzes gegen Dich verfahren; Du bist des Todes schuldig und mußt morgen sterben; versteht sich, durch die Kugeln Deiner Waffenbrüder; ein so wackerer Soldat, wie Du, verdient schon eine besondere Auszeichnung."

Vernet wurde sogleich entwaffnet.

Vergebens warf sich Eugenie zu Carriers Füßen, um Erbarmen für den geliebten alten Vater, und für den unschuldigen Vernet flehend, und ihr eigenes Haupt zum Opfer darbietend.

„Du bist schön, wahrhaft schön, Eugenie," sprach Carrier, und niedere Gelüste malten sich in seinen Zügen; „Du bist nicht bloß der Engel von Nantes, sondern der Engel von Frankreich. Du mußt leben, um die wenigen Freistunden meiner schwerern Berufsgeschäfte mir zu versüßen; Du bleibst bei mir, holdes Täubchen. Damit ich aber Dein Herz ungetheilt behalte, und damit Dein eigenes von einer großen Sorge befreit werde, — werft den Alten in die Loire!"

Wie vom plötzlichen Anblicke des gräulichen Hauptes der Medusa versteinert, erstarrte die Menge zu einer lautlosen

Gruppe des Entsetzens. — Sarot war der Einzige, der sich besorgt zu Carrier hindrängte, und mit ängstlicher Hast ihm die Warnung zuflüsterte:

„Um Eures Lebens willen, Herr! nehmt Euern Spruch zurück; wenn Ihr die Jungfrau auf's Aeußerste treibt, erwacht ihr prophetischer Geist, und um Euch ist's dann geschehen, früher oder später!"

„Ammenmährchen!" lachte Carrier.

„Erniedrige Dich zu keiner Bitte mehr, liebes Kind!" bat der alte Margot seine Tochter; „meine Tage sind gezählt; sie liegen in der Hand der Vorsehung. Du warst auf meinen Tod schon gefaßt; wie kann er Dich jetzt noch überraschen? Lebe, so lange es Dir noch vergönnt ist, zu leben, Deinem selbst gewählten edlen Berufe; bleibe der Tugend treu, und stirb Deines Vaters würdig. Ich würde meine Hände segnend auf Dein Haupt legen, wären sie nicht mit Stricken gebunden; so segne ich Dich denn mit des Herzens heiligsten Worten: Gott erhalte Dich, wie Du bist, und der Geist Deiner seligen Mutter umschwebe Dich als Dein treuer Schutzgeist!"

Der Alte wendete sein ehrwürdiges Haupt gegen den Himmel, und flehte: „Vater im Himmel, vergieb meinen Feinden; sey meiner Seele gnädig!"

„Hinab mit der aristokratischen Canaille!" donnerte Carrier, und die Knechte ergriffen ihn mit wilder Mordgier.

Vernet ſtand unſchlüſſig da; ſchon erfaßte ihn der Gedanke, dem Nächſten das Gewehr zu entreißen, und das Ungeheuer auf ſeinem Roſſe zu durchbohren; dann aber bezahlten drei Leben, ach, auch das theuere Leben ſeiner geliebten Eugenie den Untergang eines Einzigen.

Eugenie glich dem Jammerbilde der Niobe, jener unglücklichen Mutter, mitten unter ihren erſchlagenen Kindern. Lang und langſam erhob ſie ſich von der Erde; die grauen Schatten der Verweſung ſchienen über ihre Wangen zu ſtreifen; mehr einer längſt verſcharrten Leiche, dem tiefen Grabe entſteigend, als einem lebenden Weſen ähnlich, mit ſtarren, glanzloſen Augen, ein ſtummes, und dennoch laut ſchreiendes Bild der Verzweiflung, die beiden Hände gerade vor ſich hinſtreckend, ſchritt ſie langſam auf Carrier zu, deſſen Roß, vor der unheimlichen Geſtalt erbebend, brauſend emporſtieg; die Knechte des Tyrannen fielen dem ſcheu gewordenen Thiere in die Zügel. Sie aber ſprach: „Bürger Carrier, ſo wahr ein Gott im Himmel lebt, am Tage der heiligen Adelheid, — ſo hieß meine ſelige Mutter, — am ſechszehnten Dezember, wird Dein verfluchtes Mörderhaupt unter dem Henkerbeile fallen!“

Erbleichend, doch mit Faſſung befahl Carrier: „Hinab mit ihm, zum letztenmale befehl' ich es!“

Die Schergen warfen den alten Margot, der noch einmal ſeiner Tochter zurief: „Leb ewig wohl! Gott mit Dir!“

über das Geländer hinab in die reißende Fluth, die ihn augenblicklich in ihrem feuchten Schooſe begrub.

„Jetzt, kühner Vernet, führe den alten Hund zu den Vendeern!“ ſchrie Carrier, und ſtieß ein wildes Gelächter aus.

„So Gott will!“ erwiederte mit flammenden Blicken Vernet, und ſtürzte ſich, ehe die Würger es verhindern konnten, über die Brücke hinab, und die Wellen ſchlugen ſchäumend über ihn zuſammen.

Eugenie ſank mit einem dumpfen Schrei, wie leblos, neben Sarot nieder.

11.

In dem Prunkzimmer des anſehnlichſten Pallaſtes von Nantes ſaß am nächſten Morgen Carrier vor einer mit Rapporten ganz bedeckten Tafel, und ſchien mit großer Aufmerkſamkeit zu ſchreiben.

Vor ihm lagen ſieben geladene Piſtolen; zwei große engliſche Doggen ſprangen einander neckend durch das Gemach. An einem Seitentiſche arbeitete Fouquet, jedes Winkes ſeines ſtrengen Gebieters gewärtig.

„Mit gerechtem Mißvergnügen hab' ich in dieſen Meldungen gefunden,“ begann Carrier, „daß Ihr mit den Feinden der Republik viel zu mild und förmlich verfahret. Dieſer Gang der Gerechtigkeit mag in geordneten, ruhigen Staaten zweckmäßig ſeyn, iſt jedoch mit den außerordentlichen

Verhältniſſen, worin gegenwärtig Frankreich lebt, durchaus unverträglich. Wer von ſolchen Perſonen, die als gute Republikaner notoriſch bekannt ſind, als ein Feind der Republik bezeichnet wird, darf künftig nicht mehr verhört, und zum Nachtheile des Staatsſchatzes in den Kerkern lange Zeit verpflegt werden. Ihre Expedition muß längſtens in vier und zwanzig Stunden erfolgen. Die Guillotine und das Erſchießen ſollen als zeitraubend und für den Bedarf ungenügend, von heute an aufhören; ich habe in dieſer Nacht ein gutes Erſatzmittel gefunden, ein Revolutionsbad, worin die Schuldigen von allen Flecken für immer gereinigt werden. Hört mich einmal aufmerkſam an, Fouquet, ich will Euch den Entwurf einer neuen Verordnung vorleſen."

Mandat.

„Im Namen der einen und untheilbaren Republik, und kraft der mir vom Nationalconvente ertheilten unbeſchränkten Vollmachten, befehle ich, Jean Baptiſt Carrier, Bürger der Republik und Deputirter des Nationalconventes, wie folgt:

Art. I.

Das Blutvergießen durch Hinrichtungen der Feinde der Republik durch die Guillotine und durch die Kugeln der Soldaten, hat von heute an aufzuhören, mit Vorbehalt auſſer-

ordentlicher Ausnahmen, die ich eintretenden Falles näher bestimmen werde.

Art. II.

Die Verurtheilten sind künftig durch das Revolutionsbad aus der Welt zu expediren. Jünglinge und Mädchen, Männer und Weiber, je nach dem Alter, sollen nackt ausgezogen, zusammengebunden, und sodann in die Loire geworfen werden. Es ist daher künftig das Todesurtheil eines Gefangenen nur mit den Worten zu bezeichnen: „Verurtheilt, aus der großen Schaale zu trinken."

Art. III.

Da ich einerseits aus angebornem Menschlichkeitsgefühle nicht gesonnen bin, die Vereinigung von Liebenden zu hindern, andererseits aber die Vermehrung der Feinde der Republik nicht dulden kann, so sollen künftighin zwei Liebende nie von einander getrennt, sondern ganz nackt ausgezogen, zusammengebunden in die Loire gestürzt, und auf diese Weise die republikanischen Hochzeiten gefeiert werden.

Art. IV.

Es sollen zu meinem besondern Vergnügen, und aus meinen Privatgeldern, zwei große Gondeln mit beweglichem Boden gebaut werden; ich werde täglich Nachmittags eine Spa-

zierfahrt auf der Loire machen. In dieſem Falle haben die von mir geladenen Gäſte eine ſolche Gondel zu beſteigen, welche mit Ketten zwiſchen zwei gewöhnlichen Schiffen zu befeſtigen iſt. Auf ein Zeichen von mir, theilt ſich der Boden, und die Gäſte empfangen zur ewigen Abfahrt die Revolutionstaufe.

Art. V.

Bürger Fouquet, außerordentlicher Commiſſär und Präſident des Tribunals von Nantes, iſt mit dem Vollzuge dieſes Mandates beauftragt.

Gegeben zu Nantes, den 9. Oktober 1793.

Jean Baptiſt Carrier.

Fouquet erhob dieſen genialen Gedanken ſeines Herrn und Meiſters bis zu den Sternen, und gelobte, das Mandat ſogleich drucken, an allen Straßenecken anſchlagen, unter Trommelſchlag verkünden, und pünktlich vollziehen zu laſſen und ſelbſt zu vollziehen.

In dieſem Augenblicke trat Lamberty, ſchweißtriefend, in das Gemach.

12.

„Nun, wie ſteht's? Habt Ihr keine Spur von Margot und Vernet?

„Keine! Wir ſtreiften meilenweit die beiden Ufer der Loire entlang, ohne Erfolg. Es unterliegt keinem Zweifel, daß Beide ertrunken ſind.“

„In dieſem Falle ſind ſie gut aufgehoben. — Was macht Eugenie?“

„Nur den unermüdlichen Anſtrengungen der Militärärzte gelang es nach fünf Stunden, ſie wieder in's Leben zu rufen. Ich hatte ſie in meine Wohnung bringen, und als Eure künftige Geſellſchafterin mit allem Nöthigen verſehen laſſen. Die Aerzte geboten ihr Ruhe. Denkt Euch meine Ueberraſchung, Bürger Carrier, als Morgens ſechs Uhr gemeldet wurde, ſie ſey verſchwunden!“

„Ihr habt ſie doch wieder in Eurer Gewalt!“

„Nicht in meiner Gewalt iſt ſie; aber doch wohl verwahrt. Der Oberarzt des Spitals der Unheilbaren, das eine halbe Stunde von hier am Ufer der Loire liegt, und worin jene Soldaten verpflegt werden, welche von der peſtartigen Seuche der Lagerpocken angeſteckt ſind, ſendete mir ſo eben den Rapport: daß Eugenie ſchon vor 4 Uhr Morgens an der Pforte erſchienen ſey, und Einlaß begehrt habe. Die Wache gab ihr die gehörige Warnung, daß ſie zwar eintreten, aber nicht mehr zurückkehren dürfe. Auf ihre beſtimmte Verſicherung, daß eben dieß ihr feſter Wille, und ſie nur gekommen ſey, die Unglücklichen zu pflegen, unbekümmert um ihre per-

sönliche Gefahr, wurde sie eingelassen, und hat nun bereits ihr wohlthätiges Amt begonnen."

„Ich sehe wohl, daß Eugenie zwischen mir und dem Tode gewählt, und diesem den Vorzug gegeben hat. Gleichviel! Ihr Kopf saß ohnehin nicht mehr fest; sie fahre hin! — Was giebt es Neues bei der republikanischen Armee?"

„Die vom Nationalconvente ausgesendeten zwölf republikanischen Colonnen, die „höllischen Colonnen" genannt, bestimmt, die Vendeer „auf eine republikanische Art auszufegen," durchziehen unter dem Oberbefehlshaber Türreau und dem Generale Cordelier bereits das Land von einem Ende zum andern unter Feuer und Schwert."

„Eine herrliche Nachricht! Das ist himmlische Musik, oder teuflische, für meine Ohren!"

„Dagegen werden die Vendeer immer verwegener; sie streifen bis auf zwei Meilen in die Nähe von Nantes. Heute früh will man bei den Vorposten derselben eine auffallende Bewegung bemerkt haben. Wenn sie nur in ihrer Verwegenheit keinen Handstreich gegen unsere Stadt versuchen, die jetzt von Republikanern nur schwach vertheidigt werden könnte."

„Das wäre ein verdammter Streich! Sendet doch sogleich einen Courier an Türreau um Verstärkung. Eilt, sag' ich Euch, damit der Teufel nicht sein Spiel mit uns treibe!"

Lamberty verließ das Zimmer, und Carrier ſtreckte lauſchend den langen dürren Hals, den Kopf ſeitwärts wendend, gleichſam um mit den Ohren Lambertys Schritte zu zählen, und darnach die Haſt im Vollzuge des dringenden Befehles zu bemeſſen.

„Fouquet," begann er hierauf, „beeilt den Vollzug des Mandats, damit wir uns heute wenigſtens noch tauſend Ruheſtörer vom Halſe ſchaffen können."

Der Dienſteifrige ſäumte nicht.

13.

Ein Kriegskamerad Vernets, Namens Thouvin, deſſen linker Fuß in Folge eines Flintenſchuſſes etwas gelähmt war, hatte ſich als Schiffer außerhalb Nantes anſäßig gemacht. Im Einverſtändniſſe mit Vernet, da Beide ſchon als Knaben auf dem Chore des Kloſters geſungen, und alle Winkel desſelben kennen gelernt hatten, wie es denn ſolchen muthwilligen Jungen eigen iſt, alles aufzuſtöbern, war ſchon manche Rettung zum Tode Verurtheilter aus der Niederlage, dem ehemaligen Kloſter, gelungen.

Thouvin wußte von Vernet, daß am 8. Oktober die Niederlage ausgefegt werde; er ſollte zu einer beſtimmten Stunde an der Hinterthüre die Flüchtlinge erwarten, welche — wußte ja am Vorabende des 8. Oktobers ſelbſt Vernet noch nicht. Allein Thouvin wartete faſt eine Stunde, und Niemand er-

ſchien. Plötzlich ſah er von weitem den Kerkermeiſter Sarot mit den Knechten und Hunden eilig herbeilaufen, und Lamberty zu Pferde im Trabe folgen.

„Wenn hier Verrath im Spiele wäre!“ dachte er, und zog ſich unbemerkt in ſeine nahe Hütte zurück, die gleich in die Nähe an einem Arme der Loire lag, ſtieg unter das Dach hinauf, und blieb dort ein unbemerkter Zeuge des Thuns und Treibens der Verfolger.

„Hier unter dieſem wilden Geſtrüppe muß ein heimlicher Ausgang ſeyn,“ ſagte Sarot zu Lamberty; „zur Zeit des Kloſters haben die Mönche allerlei Lebensbedürfniſſe auf dieſem Wege in ihr Kloſter bezogen, ſo viel ich noch mich erinnern kann. Der Teufel ſoll, Gott verdamm' mich, die Oeconomiecommiſſion holen, die ich fünfmal vergebens auf die Nothwendigkeit aufmerkſam gemacht habe, den Gang zu verſchütten, und die Eingänge zu vermauern! -- Die Vögel ſcheinen noch nicht ausgeflogen zu ſeyn, fügte er lächelnd hinzu; denn ich bemerke keine Spur eines menſchlichen Fußtrittes.“

Während er dieß ſprach, bahnte er mit dem ſcharfen Hieber an ſeiner Seite den Weg zur Gitterthüre, und ſchrie plötzlich: „Da ſind ſie ja!“ und zugleich hörte man eine weibliche Stimme rufen: „Gott, wir ſind verloren!“

Die Knechte holten in der Hütte des Thouvin, der ſich über ihre Erſcheinung verwundert und theilnehmend ſtellte,

eine Art, und hieben die Thüre des geheimen Ganges in Stücke.

Thouvin mußte einen Wagen mit zwei Pferden bespannen; die Gefangenen wurden gebunden und aufgeladen, und rasch durchaus ging es, der Loirebrücke zu.

Thouvin versperrte seine Hütte, und schlich auf Seitenwegen an das mit Schilfrohr bedeckte Ufer der Loire, um von dort aus unbemerkt Carriers feierlichen Empfang zu sehen.

Gerade an der Stelle, wo Thouvin hielt, macht die Loire eine raschströmende Krümmung, innerhalb welcher in einer kleinen Bucht sein flaches Fischerboot an dem überhängenden Stamme einer Weide befestigt war.

Thouvin sah, wie ein Mann in den Strom gestürzt wurde, und wie ein zweiter schnell dem ersten folgte. Einige Zeit blieben Beide unter dem Wasser, doch nach und nach wurde ein kräftiger Nacken sichtbar, und ein starker Arm schien die Haupthaare eines Mannes zu fassen. Die beiden Menschen schwammen näher; zu seinem mit Freude gemischten Schrecken erkannte er Vernet, und rief dem Ermattenden zu: „Muth gefaßt, Vernet, nur bis um die Ecke, ich werfe Dir ein Seil zu!“ Sprach's, und sprang rasch seitwärts auf seinen Kahn zu, wickelte das Bootseil aus seinen Ringen, und da es vom Wasser fortgerissen wurde, schlang er den Hacken desselben um den Weidenstamm, und das an-

dere Ende um den eigenen Leib, und ſtürzte ſich in die Wellen, den Heranſchwimmenden gerade entgegen.

Dieſer Rettungsanker der Freundſchaft beſeelte Vernet mit neuer Kraft, und alle drei gewannen wohlbehalten das Ufer.

„Jetzt nicht geſäumt," rief Vernet athemlos; „folge uns; denn Du biſt mit uns verloren, wenn die Verfolger uns treffen. Wir legen uns alle drei auf den Boden des Bootes, bedecken uns mit den doppelten Fiſchnetzen, und laſſen dem Boote ſteuerlos ſeinen Lauf. Bevor eine Stunde vergeht, ſind wir bei den Vorpoſten der Vendeer."

Das Seil wurde gelöſ't, und die reißenden Wellen der Loire trieben den Kahn ſtromabwärts. In einer halben Viertelſtunde ſprengten ſchon mehr als zwanzig Huſaren, Lamberty an ihrer Spitze, am Ufer hinab; da ſie aber im Kahne nichts Lebendes bemerkten, begnügten ſie ſich, ihre Piſtolen darauf abzufeuern. Eine einzige Kugel ſtreifte Vernet leicht an der linken Schulter; dann kehrten die Nachſetzenden unmuthig zurück, die Geretteten aber wurden von den Vorpoſten der Vendeer brüderlich aufgenommen.

14.

Die Lagerpocken waren damals eine gefährliche Seuche unter den Heeren der Republikaner, beſonders in den Moräſten der Vendeer. Unerhörte Strapatzen, Mangel an ge-

ſunder Nahrung, nicht zu vermeidende Unreinlichkeit, da ſie häufig nur auf die Plünderung der Royaliſten angewieſen waren, erzeugten dieſe Peſt, deren Namen man ſcheute, obgleich dieſes Uebel alle Kennzeichen dieſer Geiſel der Menſchheit an ſich trug.

Das Spital der Unheilbaren, — ſo hieß das halb verfallene Kloſtergebäude an der Loire, nur durch eine mit Heidekraut bewachſene Wieſe vom Ufer derſelben getrennt, — worin die Peſtkranken im wahren Sinne des Wortes untergebracht wurden; denn unter fünfzig Kranken wurden gewiß acht und vierzig unter die Erde gebracht. Die behandelnden Aerzte, durch das Loos in dieſes Haus des Todes berufen, wo ſie bis auf den letzten Pockenkranken ausdauern mußten, verwahrten ſich durch eine den Kopf und den ganzen Leib verhüllende Peſtkutte, neben andern Vorſichtsmaaßregeln, gegen die Anſteckung. Vor dem Geſichte war eine runde Glasſcheibe angebracht.

Da ſich Niemand hervorgethan hatte, der aus Menſchenliebe oder gegen hohen Sold die Pflege der Kranken übernehmen wollte, ſo wählte das geſetzloſe Tribunal das letzte Mittel, das Spitalverpflegperſonal auf dem Wege der Verurtheilungen zu rekrutiren. Madonnen, ariſtokratiſcher Geſinnungen verdächtig, oder derſelben auch nur angeklagt, wurden als Wärterinnen in das Spital der Unheilbaren auf die Zeit der Dauer der Seuche transportirt, von welchen die

meiſten ſchon am ſiebenten oder achten Tage vom Tode weggerafft wurden. Dicht unter den Fenſtern, die auf die Wieſe gingen, war ein ungeheures Viereck in die Erde gegraben, in welches die Todten, bisweilen auch Kranke in den letzten Zügen, hinabgeworfen und mit Kalk bedeckt wurden.

Eugenie hielt ihren Vater und Vernet für verloren, und zog darum einen ſchnellen Tod, mitten im Berufe der Menſchenliebe, der Entehrung durch den Lüſtling Carrier vor; dieſe Verhältniſſe beſchleunigten ihren Entſchluß, und ſo finden wir ſie als unermüdliche Pflegerin der Lagerpockenkranken in jenem furchtbaren Abſteigequartier des Todes.

Wie ein Engel des Himmels wandelte ſie unter den Leidenden umher; nicht bloß die Qualen des Körpers ſuchte ſie durch ihre ſorgfältige Pflege zu mildern, auch dem gebeugten und faſt verzweifelnden Gemüthe der Unglücklichen flößte ſie Ermuthigung ein durch die herzerhebenden Tröſtungen der Religion, wofür jene in den Gräueln der Revolution verwilderten Seelen nur mehr in den letzten Stunden des Lebens empfänglich wurden, in welchen alle Täuſchungen eines vergänglichen Lebens vor der mahnenden Nähe einer räthſelhaften Zukunft verſchwinden.

Vor Eugeniens Ankunft im Spitale waren Selbſtmorde nichts Seltenes; die rohen Gemüther kannten nur die Wahl zwiſchen einem ſchnellen freiwilligen, und zwiſchen einem langſamen nothwendigen Tod; ein rettender Mittelweg ſchien ih-

nen zu zweifelhaft. Eugeniens ſanfte, tröſtende Worte, ja ſchon ihre Gegenwart und ihr Anblick genügten, jene wilden Herzen mit edleren Geſinnungen vertraut zu machen.

Aber auch dieſen Engel verſchonte die tödtliche Seuche nicht. Eines Morgens trat ſie zur gewöhnlichen Stunde nicht in den Hauptſaal; von ihrer Pünktlichkeit überzeugt, zweifelte Keiner von den Kranken, daß ein perſönliches Uebel ſie zurückhalten müſſe. Eine von den Wärterinnen lief zum Oberarzte, und als dieſer in Eugeniens Zimmer trat, fand er ſchon alle Zeichen der Lagerpocken. Sogleich ſchickte er, unter den nöthigen Vorſichtsmaßregeln des Räucherns, Durchſtechens und der Befeuchtung mit ſcharfem Eſſig, durch eine hundert Schritte vor dem Spitale poſtirte Ordonnanz, den Rapport an Carrier mit der Verſicherung:

„daß er aus unbegrenzter Ergebenheit für ſeine Perſon, alles aufbieten werde, Eugenien wieder herzuſtellen; er wolle bis zu ihrer Geneſung ihr Zimmer nicht mehr verlaſſen.“

Dieſer Beiſatz war jedoch nur ein Vorwand, um ſich dem furchtbaren Manne nicht verdächtig zu machen; in dem Buſen des Oberarztes ſchlug ein menſchlich-fühlendes Herz; kein anderer Grund beſtimmte ihn, ſein eigenes Leben für Eugeniens Rettung zu wagen.

Doch das Uebel verſchlimmerte ſich bei Eugenien ſchon

am zweiten Tage in einem hoffnungslosen Grade, und sie empfahl ihren Geist der Barmherzigkeit Gottes.

15.

Da trat ein Mann in das Zimmer, der sich am Portale für einen Priester ausgegeben und erklärt hatte, er müßte Eugenien vor ihrem nahen Ende noch sprechen, um ihr für zahllose Wohlthaten zu danken, die sie seiner Mutter erwiesen habe.

Der Oberarzt ließ sie allein.

„Ich kenne Euch nicht!" sprach Eugenie leise, fast schon mit gebrochenen Augen.

„Ich bin ein Bote des Glückes," begann der Fremde, „doch darf ich Euch nicht überraschen; die Freude möchte Euch tödten."

Ein wehmüthiges Lächeln streifte über die dunkelrothen Lippen. „Für mich blühet keine Freunde mehr, als da oben, wo mein Vater, wo mein Vernet ist!"

„Verbannet diese schwermüthigen Gedanken; faßt Muth zum Leben, um Lebende zu beglücken. Was würdet Ihr sagen, wenn ich Euch die frohe Kunde brächte, daß Euer Vater und Vernet noch am Leben sind, und sich nach Euch sehnen?"

„Unmöglich! Unmöglich! O täuscht eine Sterbende nicht

mit so eitlen Hoffnungen; denn lebten sie auch, ich würde sie ja doch nie wiedersehen; meine Stunden sind gezählt!"

„Sprecht nicht so viel, Ihr erschöpft Eure Kräfte. Euer gottvertrauendes Gemüth ist groß im Glücke, wie im Unglücke; darum ertraget jetzt mit frommer Demuth die Last des Glückes: Euer Vater und Vernet leben!"

„Wo?" rief mit sichtbarer Anstrengung, mühsam sich emporraffend, Eugenie. Ein Lichtstrahl des Himmels schien ihre schwindenden Kräfte zu beseelen; ihr seelenvolles Auge leuchtete wie in scheidender Verklärung.

„Bei den Vendeern, kämpfend für das Haus Bourbon. Ich bin Thouvin, Vernets Freund, dem es das Mißgeschick nicht vergönnte, Euch an der Gitterthüre der Niederlage zu retten. Flieht in meine Hütte, wenn Ihr genesen seyd; einen Tag zuvor befestiget ein weißes Tuch vor dem Fenster Eures Zimmers; Vernet selbst wird Euch zu den Vendeern führen."

Kaum hatte Thouvin die letzten Worte gesprochen, als Eugenie, von der freudigen Botschaft erschüttert, ohnmächtig in ihre Kissen zurücksank, und mit einem leisen Seufzer ihre Augen auf ewig zu schließen schien.

Mit gefälltem Bajonette verwehrte die Wache dem Thouvin den Austritt aus dem Spitale; er mußte seinem Freunde Vernet Nachricht bringen. Im dunkelsten Winkel eines halbverfallenen Kellergewölbes erwartete er die Nacht; dann schlich

er sich hinter den Männern, welche Kalk auf die am Tage Gestorbenen schütteten, auf die Wiese hinaus, und erklimmte durch die Steinritzen die hohe Mauer; in diesem Augenblicke brachen die Strahlen des Mondes zwischen den Wolken hervor, und beleuchteten seine Gestalt.

„Wer da?" donnerte eine Wache, und mehr als zwanzig Stimmen der Patrouille wiederholten den drohenden Ruf.

Vorwärts erwartete ihn der Tod, rückwärts — Verhaftung. Mit schneller Fassung rief er ihnen zu: „Saht Ihr Niemand auf dieser Seite über die Mauer hinaussteigen? Ein verdächtiger Mensch hat sich in's Spital geschlichen, und ist plötzlich verschwunden!"

„Niemand!" erwiederten einige barsche Stimmen.

Während Thouvin zurückletterte, hörte er die Soldaten unter sich äußern: „Ohne Zweifel ist er selbst der verdächtige Mensch, und wollte mit dieser falschen Anzeige den vereitelten Versuch des Entkommens bemänteln. Laßt uns den Hauptposten am Portale mit zwei Mann verstärken, und die Lärmglocke ziehen!"

Flüchtig, wie ein gejagter Hirsch, eilte Thouvin über die Wiese in das Gebäude zurück, zündete sein Halstuch an der Laterne im Corridor an, schleuderte es in eine Strohkammer, wo die Strohsäcke der Kranken geleert und gefüllt wurden, und sprang die Treppe hinauf in Eugeniens Gemach.

Dort traf er am Lager der Kranken den Oberarzt, sorgsam den Puls Eugeniens fühlend.

„Sie wird nicht sterben!“ rief er dem eintretenden Thouvin entgegen.

„Wenn nicht in den Flammen,“ erwiederte dieser, mit einem bezeichnenden, aber beruhigenden Blicke auf die Leidende; — „denn so eben —“

Der laute Schall der Lärmglocke unterbrach seine Worte; der Wiederschein des Feuers röthete schon die Fenster, und die Nothschüsse der Wachen vermischten sich mit dem wilden Geschrei der Hülfebringenden.

„Sorgt für die Kranke!“ bat der Oberarzt, und eilte zu seiner Pflicht.

„Jetzt stärke mich, Vater im Himmel,“ flehte Thouvin, „daß ich sie rette!“

Rasch warf er seinen Mantel über Eugenie, hüllte sie dicht ein, lud sie auf seine Schultern, und eilte dem Portale zu, von einem erstickenden Rauche umqualmt.

Schon war er glücklich um die Ecke des Gebäudes, als ein Soldat ihn mit den Worten an der Brust packte: „Wohin mit dem Gepäcke?“

„Es gehört dem Oberarzte. Hilf mir doch, es in Sicherheit zu bringen. Die Last dieses Teufelzeugs drückt mich zu Boden.“

Indem der Soldat sich bückte, das Gewehr abzulegen,

ſtreckte ihn Thouvins kräftiger Fauſtſchlag beſinnungslos zu Boden, und raſch eilte er durch Nacht und Nebel, den Engel von Nantes in Sicherheit zu bringen.

16.

Carrier hatte inzwiſchen mit hölliſcher Thätigkeit ſein ſchreckliches Mandat vollziehen laſſen. Das menſchliche Herz bebt bei der Erinnerung an die Gräuelthaten zurück, die damals in Nantes verübt wurden. Da täglich eine Menge neuer Rekruten der Republik herbeiſtrömten, ſo befahl er, daß ſie im Schießen geübt werden ſollten, und erlaubte zu dieſem Zwecke wieder die Metzeleien in den Steinbrüchen von Gigan, wo täglich mehr als fünf hundert Gefangene erſchoſſen, und die nur Verwundeten auf eine gräßliche Weiſe dann unter ſinnreichen Martern verſtümmelt wurden. Carriers Wüthen vertilgte in Zeit von einem Monate mehr als fünfzehntauſend Menſchen; die Ufer der Loire bis zur Einmündung in das Meer, waren mit Leichen bedeckt, und das Waſſer des Fluſſes ſo verdorben, daß ein eigenes Verbot erlaſſen wurde, es nicht zu trinken. Zu dieſen Schreckniſſen geſellten ſich Hungersnoth und anſteckende Seuchen in der Stadt; der Tyrann zog Hunderttauſende von den gewiſſenloſen Lieferanten der Armee, die an den nöthigſten Bedürfniſſen des Lebens Mangel litt.

Carriers Wuth überſtieg alles Maß, ſeitdem er vernom-

men hatte, daß eine ganze hölliſche Colonne durch die Vendeer zuſammengehauen, und der General Cordelier von dem Oberhaupte der Vendeer mit eigener Hand mitten im Kampfe getödtet wurde.

„Seit einiger Zeit," hieß es im Berichte an den Deputirten des Nationalconventes, „ſcheint ein eben ſo einſichtsvoller als muthiger Mann die Operationen zu leiten. Vermuthlich iſt's der nämliche, den wir faſt in jedem Treffen in der erſten Schlachtlinie erblicken. Er trägt die Uniform eines royaliſtiſchen Generals, und iſt ein junger Mann von vier und zwanzig bis ſieben und zwanzig Jahren. Seine Haare ſind lichtbraun; eine hohe gewölbte Stirne, große blaue Augen, eine fein gebogene Adlernaſe, machen ihn kenntlich. Jede Gefahr theilt er mit den Gemeinen, die ihn wie einen Halbgott zu verehren ſcheinen; in der Schlacht iſt er ein verheerender Wetterſtrahl, und wo ſein Schwert einhaut, weichen die Tapferſten."

„Vernets Bild!" ſprach Carrier zu Lamberty; „laßt durch einen Tagsbefehl demjenigen ein Hauptmannspatent und fünfzigtauſend Franken zuſichern, der ihn lebendig in meine Hände liefert!"

Die unbegreifliche Vorſehung begünſtigt oft die Pläne der Ruchloſen, und vereitelt die gerechten Hoffnungen der Tugend; doch die Geſchichte lehret, daß die Stunde der Ausgleichung dennoch ſchlägt, früher oder ſpäter.

Eines Tages, nur von einer Escadron begleitet, gerieth Vernet in einen Hinterhalt; ein ganzes Regiment umzingelte ihn und seine Tapfern. Mit Löwenmuthe schlugen sie sich durch; schon hatten sie das Weite gewonnen, als Vernets Pferd stürzte, und mit seinem Leibe den kühnen Verfechter des Königsthums bedeckte.

Die Republikaner hätten ihn auf der Stelle getödtet; allein der lockende Preis mäßigte ihre Wuth. Gefesselt wurde er auf einem Wagen unter starker Bedeckung nach Nantes gebracht.

Carrier war außer sich vor Freude, als er den glücklichen Fang erfuhr; er gab zur Feier dieses Tages unter einem prächtigen Zelte, das am Ufer der Loire aufgeschlagen war, seinen getreuen Anhängern ein glänzendes Festmahl; mehr als siebenhundert Angeklagte, Greise, Männer, Jünglinge, Weiber, Mädchen und Kinder, wurden während des Mahles über die Brücke geworfen, „ein Schauspiel für Götter," und „ein reicher Fischzug des Teufels," wie sich das Ungeheuer ausdrückte. Die Musikchöre von zwei Regimentern suchten vergebens das Wehgeheul jener Todesopfer zu überrauschen.

„Lieutenant Grenil also," sagte Carrier zu Lamberty, „trägt den versprochenen Preis für Vernets Gefangennehmung davon?"

„So ist es!" erwiederte Lamberty.

„Verhaftet ihn unter dem Vorwande, er habe aus Hab-

ſucht die Verfolgung des Feindes vernachläßigt. Wir müſſen ihn aus dem Wege ſchaffen; wozu ſollen wir jetzt noch fünfzigtauſend Franken hinauswerfen, da der Zweck erreicht iſt?"

Dieß hörte ein Huſarenwachtmeiſter von Grenils Detaſchement, da ein leichter Zugwind die Ecke des Zeltes lüftete, an welcher jener poſtirt war. In der nächſten Stunde wußte Grenil ſchon das ihn bedrohende Loos, und als nach dem Ende des Feſtmahles Carrier unter ſtarker Bedeckung nach Nantes zurückkehrte, ritt Grenil hinter den Mauern der Stadt auf Seitenpfaden zu den Feinden der Republik hinüber.

Als Carrier gefragt wurde, was mit Vernet geſchehen ſolle, befahl er: daß man mitten auf dem Marktplatze einen zwanzig Fuß hohen Pfahl errichte, und oben einen eiſernen Käfig befeſtige; in dieſem ſolle Vernet acht und vierzig Stunden lang ausgeſtellt, und dann in ſeiner Uniform lebendig geſpießt werden.

17.

Als Sarot am andern Morgen in Vernets Kerker trat, empfing ihn dieſer mit heiterm Muthe. Dem harten Sarot trat zum erſtenmale eine Thräne des Mitleids ins Auge.

„Armer Vernet," begann er, „müſſen wir ſo uns wieder treffen! Ich kann Euch nicht retten, obgleich ich Euch

wie mein eigenes Kind liebe. Eine ganze Escadron hat alle Zugänge beſetzt; um Euch iſt's geſchehen!"

„Jedem ſchlägt ſeine Stunde," erwiederte Vernet; „grämt Euch nicht, Sarot; nehmt vielmehr meinen Dank für alles Gute, was Ihr mir von Jugend auf erwieſen habt. Wiſſet, ich bin ein rechtmäßiger Nebenzweig des königlichen Hauſes Bourbon, der Sohn des Herzogs von N**, dem ich als ein Kind von drei Jahren geraubt wurde. Mein Vater iſt bei den Vendeern, und erkannte mich, als meine Wunde verbunden wurde, an einer Roſe auf der linken Schulter, die eine Mitgabe der Geburt war. — Wo iſt Eugenie? Lebt ſie noch? Ich erfuhr ihren Aufenthalt im Spitale der Unheilbaren, und ſendete meinen Freund Thouvin, ihr zum Schutz."

„Gnädiger Herr, Sie —"

„Nenne mich Vernet, wie ſonſt, bald nur noch eine Handvoll Staub!"

„Sie wurde von den Lagerpocken befallen. Eines Abends meldete ſich ein Prieſter bei ihr"

„Das war mein Thouvin!"

„— bald darauf brach ein heftiges Feuer aus, das den linken Flügel des Spitals verheerte, den ſie bewohnte; man vermuthet, daß Beide in den Flammen ihren Tod fanden."

„Arme Eugenie, Du ſtarbſt als ein Opfer Deines edelmüthigen Herzens, und der Engel von Nantes iſt jetzt ein Engel des Himmels!"

Lamberty trat, umgeben von sechs Räthen des Tribunals, in den Kerker; der Aktuar verlas Vernets Todesurtheil, das am kommenden Morgen vollzogen werden sollte.

Mit ruhiger Fassung hörte es Vernet, und sprach: „Euch, Lamberty, verdanke ich mein schmähliches Ende, doch ich verzeihe Euch!"

„Jeder handelt nach seiner Pflicht," erwiederte mit gefühlloser Kälte der blutige Gefährte des Tyrannen, und entfernte sich mit seinen Genossen.

18.

Kaum graute der Morgen, als schon Tausende den Marktplatz füllten, auf welchem bereits der Pfahl mit dem eisernen Käfig stand. Starke Abtheilungenen berittener Gensd'armen waren beschäftigt, den wilden Pöbel mit Säbelhieben wegzutreiben, um den Zugang offen zu halten. Zahlreiche Patrouillen streiften durch alle Straßen. Dem Pfahle gegenüber war an einem eisernen Gestelle der lange, blitzende Spieß befestigt, welcher Vernets Leib durchbohren, und sein Leben unter gräßlichen Schmerzen enden sollte. In der Nähe stand Carrier auf einem Balkone, mitten unter seinen Blutbrüdern. Er gab das Zeichen, und Vernet wurde aus seinem Kerker zum Richtplatze geholt.

In diesem Momente sprengten Husaren-Vedetten der Republikaner mit verhängten Zügeln die lange Hauptstraße her-

auf, mit lauter Stimme rufend: „Zu den Waffen! Zu den Waffen! Die Vendeer kommen!“

Augenblicklich wurde der Generalmarsch geschlagen und Sturm geläutet; ängstlich floh das Volk nach allen Enden, und Carrier entwich mit seinen Gefährten durch eine Hinterpforte, warf sich auf das nächste Pferd, und eilte auf der entgegengesetzten Straße unaufhaltsam zu dem Corps des Generals Türreau, das zwei Meilen vor Nantes kampirte.

Er war kaum über das Weichbild der Stadt hinaus, als bereits von der andern Seite vier Batterien reitender Artillerie und das Regiment der englischen grünen Husaren wie von einer Windsbraut gejagt heranstoben, an ihrer Spitze, in reicher Amazonentracht, hoch schwingend die mit den drei Lilien geschmückte Fahne, — Eugenie, Vicomtesse von Margot, dicht hinter ihr Thouvin.

Durch eine Bewegung des Regiments wurde Thouvin von Eugenien getrennt. Sein spähendes Auge erblickte Vernet an Sarots Seite, von Soldaten umgeben, die ihn eilig in seinen Kerker schleppen wollten.

„Folgt mir!“ schrie er den Tapfern zu, „dort ist Euer General!“

Die Söldner des Tyrannen wurden zusammengehauen, Vernet war frei.

„Ein Schwert,“ rief dieser, „ihr nach!“

„General, Ihr müßt auf der Stelle in das Lager der

Vendeer; mein Kopf haftet für Euer Leben!" Sie hoben ihn mit Gewalt auf ein Pferd, und jagten im Galoppe mit ihm davon.

Ein Offizier meldete Eugenien die Rettung des Geliebten, und das Streifcorps der Vendeer zog sich, nachdem es alle Gefangenen aus der Niederlage befreit, und in einem dichtgeschlossenen Quarree mit sich fort genommen hatte, vor den nachsetzenden Republikanern, in deren Reihen die Kartätschen verheerend schlugen, in größter Ordnung und mit heldenmüthiger Haltung zurück.

Die ganze Armee der Vendeer war in voller Schlachtlinie aufgestellt; ein donnender Jubelruf empfing den als verloren betrauerten Vernet, der sogleich wieder das Commando übernahm.

Eine Stunde später kehrte das Regiment der grünen Husaren zurück, mit ihnen Vernets Retterin — Eugenie. Der Parademarsch wurde geschlagen; die Musikchöre spielten das Königslied; das Vivatrufen glich einem Sturme. Vernet sprengte der Geliebten auf fünfhundert Schritte entgegen; sie lagen einander sprachlos in den Armen; Vernets und Eugeniens Väter legten die Hände der Liebenden segnend in einander, während eine dreimalige Freudensalve der Armee die Seligkeit der Wiedervereinten feierte.

Thouvin wurde zum Hauptmann ernannt. Seiner Hingebung verdankte Eugenie ihr Leben, die er der Pflege eines

engliſchen Oberſtabsarztes übergeben hatte, während Vernet in Gegenden ſtreifte, wohin ihm keine Meldung folgen konnte. Vernet ſendete dem alten Sarot, der Nantes nicht verlaſſen wollte, eine Summe, die für ein bequemes Leben, bis zum Schluſſe deſſelben, ausreichen konnte.

Als ſpäterhin die Sache der Vendeer hoffnungslos verloren war, begaben ſich die Liebenden mit ihren Vätern und mit Thouvin nach London, wo ſie getraut wurden, und gingen nach Paris, als Ludwig XVIII. den Thron ſeiner Ahnen wieder beſtieg.

19.

Am 16. Dezember 1793 ſaß Carrier an einer ſchwelgeriſchen Tafel mit allen ſeinen Spießgeſellen, und ſpottete der Weiſſagung Eugeniens: „daß am 16. Dezember ſein Haupt unter dem Henkerbeile fallen werde.“ Das Ungeheuer vergaß in ſeinem Hohne, daß der 16. Dezember in jedem Jahre erſcheine, und daß Eugenie das Jahr ſeines Todes nicht genannt habe.

Als die Schreckensregierung ſich im Blute überſättigt hatte, wurde ſie ihrer Werkzeuge überdrüßig. Carrier wurde in den Nationalconvent zurückberufen, wo er ſein wildes Rednertalent geltend machte, ſo oft eine furchtbare Maßregel in Antrag kam. Endlich erhob ſich, nach dem 9. Thermidor, die allgemeine Verwünſchung gegen ihn; die Ankla-

gen waren zahllos und entsetzlich. Um gegen denjenigen die Form des Rechtes einzuhalten, der sie nie beachtet hatte, schickte der Convent den Generalsekretär nach Nantes, welcher zwei von Carrier eigenhändig unterzeichnete Befehle: „50 bis 60 Menschen ungerichtet zu guillotiniren," zurückbrachte, die einzigen, die er vor seiner Abreise zu vernichten vergaß. Vergebens berief sich der Angeklagte vor den Schranken des Revolutiontribunals auf die ihm ertheilten Befehle des Conventes, auf das gleiche Verfahren in andern Provinzen; vergebens bemerkte er nicht mit Unrecht, daß durch seine Verurtheilung der Convent das Schwert gegen sich selbst kehre. Zwei Monaten dauerten die Zeugenvernehmungen, deren Inhalt das Archiv der Hölle bilden könnte; Carrier wurde zum Tode verurtheilt.

Am 16. Dezember 1794, an jenem verhängnißvollen Tage, den Eugenie ihm als den Tag seines Todes bezeichnet hatte, bestieg er, mit einer Standhaftigkeit, die von seiner frühern Feigheit nicht zu erwarten war, bis zum letzten Augenblicke seine Unschuld betheuernd, das Blutgerüst, in der Mitte einer unermeßlichen Volksmenge, die sein Daseyn verfluchte. Sein Haupt fiel unter dem Beile. Der Scharfrichter erzählte, daß Carrier, als er auf das Brett gebunden wurde, noch die Worte stöhnte: „Der Engel von Nantes!"

Novellen und Sardellen.

Die Allerseelen-Nacht.

Phantasie.

Die schon am Allerheiligentage auf dem Kirchhofe verbreitete, und mit allgemeinem Bedauern vernommene Kunde von dem Tode der eben so liebenswürdigen als allgemein verehrten Gattin des berühmten bayerischen Hofmalers Stieler, in dem schönsten Alter des ehelichen Mutterstandes, in der gewissenhaftesten Erfüllung der eben so schweren als süßen Pflichten dieses Berufes, bewog mich, am Allerseelentage noch einmal zwischen den öden Klausen des Münchner Kirchhofes zu wandeln, und mit einem letzten Blicke von der entseelten Hülle der edlen Stieler Abschied zu nehmen. Ich hatte große Mühe, durch das Gedränge bis zur Glasthüre zu gelangen. Im weißen Sterbekleide lag sie vor mir, einen

Strauß von weißen Rosen in jeder Hand, eine Guirlande von weißen Rosen zu ihren Füßen; eine weiße Spitzenhaube ruhte zu beiden Seiten auf den dunklen Locken der Schläfen, und das wie Mondlicht bleiche Antlitz trug zwischen den Brauen noch leise Spuren erduldeter Schmerzen. Vor meinem Innern stand lebendig das Bild dieser Frau, wie sie oft mit ihrem Gatten und den lieben Kleinen an sonnenhellen Maitagen durch die Schatten des englischen Gartens luftwandelte, und wie die Kleinen an ihrer Hand so munter dahin hüpften. Sie hat mich nie gekannt, und doch weihte ich Ihrem frühen Tode Thränen der Rührung; ich dachte an den Gram des zurückgebliebenen Gatten, und kenne aus eigener Erfahrung das ganze Gewicht dieses Jammers. Die Menge umlagerte die Zugänge, da eben die Stunde zur Erdbestattung der Handelsfrau Erich nahte, die das Leben eines neugebornen Kindes mit ihrem eigenen Leben bezahlte. Einige Jahre zuvor war — ein merkwürdiger Umstand — ihre Schwester, gleichfalls die Gattin des Herrn Erich, in die Ewigkeit vorausgegangen. Die Anwesenden in der Vorhalle des Todtensaales pflegen sonst immer ein ziemlich unschonendes Gericht über die Todten zu halten; doch heute hörte ich über die beiden Opfer des unerbittlichen Todes nur Rühmliches.

In wehmüthiger Stimmung suchte ich die Gräber meiner Lieben auf, die zum Theil unter verwitterten Denkmalen oder bemoosten Kreuzen seit einer Reihe von zwanzig Jahren

schlummern. Da tauchten die Erinnerungen meiner Jugend in mir auf; mit der Lichtstrahleile der Gedanken durchlebte ich in einem einzigen Momente noch einmal die ferne Vergangenheit. Die Dämmerung brach herein; der Kirchhof wurde leer, und ich ging langsam, in tiefes Nachsinnen verloren, nach Hause, um den Gefühlen dieses Tages in meinem Notizenbuche Worte zu geben.

Es mochte wohl nahe an eilf Uhr vor Mitternacht seyn, als ich mich wundersam angeregt fühlte, unter den zahllosen, am tiefdunklen Himmel hellleuchtenden Sternen im Freien zu wandeln. Ich hüllte mich in meinen Mantel, und schlug unwillkührlich den Weg zum Kirchhofe ein, um an der Westseite desselben auf der Thalkircherstraße ungestört zu seyn.

Allein wie erstaunte ich, als die helle Nacht unbemerkt einer tiefen Finsterniß gewichen war. Während ich dieß Unbegreifliche zu enträthseln suchte, erreichte ich beinahe das nächste Eingangsthor des Kirchhofes, durch dessen Gitter mir eine Helle entgegenstrahte, dem Mondlichte ähnlich. Ohne banges Zaudern trat ich ein; da rief mir der trefflich gemeiselte Kopf des Hofbildhauers Roman Anton Boos, gleich links an der Rückseite der Kirchenmauer, freundlich zu: „Was suchen Sie hier zu dieser Stunde? Wenn Sie zum Allerseelenfeste nicht geladen sind, so stecken Sie diese Aster auf Ihren Hut; sie dient uns zur Einladkarte.“ Er reichte mir diese Grabesblume, und ich that, wie er mir rieth. Ich

ſchritt auf dem erſten Wege, dicht an der Mauer, voran, da rief mir der wackere Boos noch einmal nach: „Berühren Sie Niemand!“ Ich fand Alles, was um mich her vorging, ſo ganz natürlich, daß ich mich ſchon freute, zu ſchauen, was da kommen würde.

Eilf Uhr ſchlug's auf den Stadtthürmen. Da begannen die Glocken auf dem Thürmlein zum heiligen Stephan ihr Feſtgeläute, und ein allgemeines Tönen, wie von verborgenen Aeolsharfen, gar wunderlich zu hören, durchklang den ganzen Friedhof, der wie in einem Lichtmeere ſchwamm. Doch die Quelle dieſes Lichtes war nicht zu erkennen. Es floß nicht vom Himmel, es quoll nicht aus der Erde, ſondern ſchien aus den zarten Körperhüllen der Verſtorbenen zu leuchten, die in zahlloſer Menge über die Gräber wandelten, in derſelben Geſtalt, die ſie in der Abſchiedsſtunde vom Leben getragen hatten. Das große Baſſin in der Nähe der Rotunde war von den lieblichſten Kinderſeelen umſpielt, die in leuchtenden Engelhüllen, mit weißen Roſen bekränzt, Guirlanden von wunderbaren Himmelsblumen flochten, verklärt lächelnd, und wahrhaft in Gott ſelig. Auch meine überausgeliebte Caroline mit ihren ſchönen dunklen Augen und Goldlocken, und meinen Ludwig mit den Vergißmeinnicht-Augen, mit den zarten Aermchen einander umſchlingend, ſchaute ich, und mir war's, als müßte mir faſt das Herz brechen vor Leid und Wonne. Ach, warum durfte ich ſie nicht umar-

men! Die Väter und Mütter und Brüder und Schwestern und Pflegeeltern der Kleinen, die auch längst schon zu ihnen hinübergegangen in die ewige Heimath, wandelten in himmlischem Frieden mitten unter ihnen, und herzten und küßten sie, und sprachen mit ihnen; ich verstand ihre Worte, aber ich hörte sie nicht; das war die Sprache der ewigen Liebe, die nur die Liebe versteht, eine Sprache, die dem Vaterherzen heilig ist. Wie werthlos erschien mir in diesem Augengenblicke mein irdisches Daseyn, wie gerne hätte ich das Staubkleid der Erde ausgezogen, um selig wandeln zu können unter den Seligen! Als ich so die Kleinen sah im Genusse ihres ewigen, wandellosen Glückes, da gedachte ich der Worte des Herrn: „Lasset die Kleinen zu mir kommen!" und: „Ich werde Euch nicht verwaiset lassen." Joh. 14. 18. Indem begannen die zahllosen Kinder in einen festlichen Zug sich zu reihen, und an der Hand ihrer Lieben im Leben durch die Gänge zu wandeln. Bittere Thränen glühten auf meinen Wangen, als die meisten Kleinen an Väter und Mütter sich schmiegten, und meine Caroline und mein Ludwig, dicht am Denkmale der brasilischen Kinder, das ihnen ihre hochherzige Gönnerin, die Königin-Wittwe setzen ließ, eine freundlich leitende Hand zu suchen schienen. Es drängte mich eine unwiderstehliche Gewalt, zu ihren Füßen zu stürzen, und zu bitten: „Nehmt Euern Vater mit Euch!" Da traten zwei Frauen, hohe Lichtgestalten, zwischen sie, und mit innerm

Jubel, mit bebender Seele erkannte ich meine theure Mutter, und meine geliebte Philippine. Und die beiden Kinder ergriffen mit so inniger Liebe die Hände der überaus liebevoll lächelnden Frauen, daß ihre Hüllen wie von geboppeltem Lichte zu widerstrahlen schienen.

Anbetend den allerbarmenden Vater sank ich nieder und sprach ohne Worte: „Dank Dir, Vater im Himmel; die Verheißung Deines göttlichen Sohnes täuschet die Gläubigen nicht; auch meine Kinder sind nicht verwaiset!“ Und ich folgte, dicht neben meinen Lieben, dem leuchtenden Zuge, der sich, an den Arkaden vorüber, gegen die Westseite des Friedhofes wendete. Von jenem Pfade kamen mir Freunde und Bekannte, theure Wesen aus dem Leben entgegen: „Die unsterbliche Sängerin Klara Vespermann mit der betrauerter Harlas; der ehrwürdige Winter und der früh geschiedene Wepper; der edle Menschenfreund Grossi, mild lächelnd, wie im Leben; der geistvolle Jakobi und sein Freund Schenk, dieser menschenfreundliche, hochgefeierte Staatsmann, mein unvergeßlicher Wohlthäter, und sein Sohn Wilhelm, in der Blüthe der schönsten Hoffnungen dem Leben entrückt; Mutschelle und Weiller; der wackere Patriot Westenrieder mit seinem dreigestülpten Hute, dem dicht geschlossenen Oberrocke, und dem stützenden Stabe, die Dioskuren des Scharfsinnes: Reichenbach und Fraunhofer; der fein fühlende Eckartshausen; Mannlich und Schlichtegroll, Krenner und Neumayr,

Wagenbauer, der geniale Maler; der blondgelockte Stenzsch und Huck, dramatische Künstler; mein unglücklicher Freund Grundner, das Duellopfer seiner Rechtslichkeitsliebe, und Grainger, des blinden Zufalls beklagenswerthe Beute.

Nicht zu nennen vermag ich die vielen schönen Mädchen, welche in den rosigen Tagen der Jugend, selbst an der Schwelle des Brautaltars, die kalte Hand des Todes berührt hatte, und die nun alle auf der geweihten Erde dahin wallten. Viele von ihnen stiegen einst hinunter in den stummen Schoos der mütterlichen Erde nach den allgemeinen Gesetzen der irdischen Vergänglichkeit; viele aber als Opfer treuloser Liebe, mit gebrochenen Herzen, viele als frühe Opfer zerstörender Ballfreuden, wie die beiden im Leben so schönen B. d. P., die in einem Zwischenraume weniger Tage zur Gruft getragen wurden.

Nur mit flüchtigen Blicken konnte ich alle diese Wesen betrachten, die einst meine Zeitgenossen, zum Theile meine Freunde und Freundinnen, die Gefährten und Gespielen meiner Jugend waren; denn meine ganze Seele hatte nur Raum für meine Lieben.

Und so wie ich weinend neben diesen dahin wankte, verwandelten sich die heißen Thränen meiner Liebe und Sehnsucht, indem sie den Boden benetzten, in hellstrahlende Vergißmeinnicht, und ich hörte immer ein leises, überirdisches Flüstern: „Vergiß uns nicht!“ doch konnte ich nicht unter-

ſcheiden, ob meine Lieben im Leben, oder ob die Blumen ſprachen.

Und als der Zug in dem Kirchlein ankam, ſchlüpften alle Seelen in das Innere, und der Raum war nicht zu enge, obgleich zahllos die Schaaren der Eintretenden ſchienen.

Ich folgte meinen Lieben, und kniete neben ihnen nieder, und betete zu Gott mit der hingebenden Innigkeit eines Sterbenden, der zum Schöpfer flehet für ſein ewiges Seelenheil. Und mit ſüß klingenden Flügelchen ſchwebten die Engelſeelen aller Kinder ober meinem Haupte, und meine eigenen neigten bisweilen ihre Köpfchen über meine Schultern, und lächelten mich ſo kindlich-liebevoll an, daß es mir war, als ſchaute ich durch die Sterne ihrer Augen in die Paradieſes-Auen der Seligkeit hinein. Und ein majeſtätiſcher Geſang erſcholl vom Chore, zum Lobe des Herrn, und die Stimmen erklangen wie Sphärentöne.

Ich ſchaute empor; da ſtand der biedere Winter, zwiſchen ſeiner guten Klara Vespermann und Harlas, und Maurer und Wepper, und vielen bekannten und befreundeten Zügen, und lenkte die Stimmen der Seligen.

Und wieder folgte ich dem Zuge, immer neben meinen Lieben, von denen ich kein Auge wandte, und kam ſo bei dem großen Baſſin vor dem Leichenſaale an. Doch kein Quellwaſſer war es, das jetzt als cryſtallene Säule emporſtieg, ſondern die geſammelten Thränen der Zurückgebliebenen, den

Vorausgegangenen nachgeweint aus verzehrender Sehnsucht, funkelten in reichen Perlensträußen empor, in den drei heiligen Farben des Glaubens an Gott, der Hoffnung des Wiedersehens und der ewigen Liebe. Dem Zuge entgegen traten aus dem Leichensaale die Neuangekommenen in der ewigen Heimath, die Frauen Stieler und Erich, Hand in Hand; keine Spur des irdischen Schmerzes furchte das heitere Antlitz der Verklärten.

Mit dem ersten Schlage der Mitternachtstunde erbleichten die Lichtgestalten, und so auch meine Lieben; da stürzte ein Strom von Thränen aus meinen Augen, daß ich vermeinte, mein ganzes Wesen müsse sich nun aus Schmerz des Scheidens in verzehrende Thränen auflösen. Mit dem zwölften Schlage umgab mich dunkle, wesenlose Grabesstille; die Erscheinung vor meiner aufgeregten Seele entschwand, und ich lag am Fuße des altergrauen Weichbildes an der Thalkircherstraße in geistiger Erschöpfung, zum sternbesäeten Himmelsdome die Klage stöhnend: „Kommt und sehet, ob ein Schmerz ist, wie der meine!“ (Klagl. 1, 12.)

Der letzte Wurf.

Im Jahre 1574 lebte in ganz Florenz kein ſchönerer Jüngling, als der Nobile Albini, aber auch Keiner, der ſich eines größeren Glückes in der Liebe rühmen konnte; denn wie der Stern ihres wunderſchönen Auges liebte ihn die Gräfin Roſina di Toreno. Beide waren elternlos; Roſina wurde im Hauſe ihrer Tante wie eine Tochter behandelt; ſie zählte ſehr viele Ahnen, aber wenige Ducati in ihrer Habe. Das faſt unbedeutende Vermögen ſtand inzwiſchen ihrer Vermählung nicht entgegen; denn von allen Seiten fanden ſich Freier in Menge, ſchöne, reiche, adelige, in Hof- und Staatsdienſten; allein ihr Herz ſchlug nur für Albini, der mit den ſüßen Tönen ſeiner Stimme und Laute zuerſt ſie bezaubert hatte. Aber ihre Eltern verweigerten immer unerbittlich ihre Einwilligung in dieſe Heirath; denn Albini war der wüthendſte Spieler in der ganzen Stadt, und mit ſeinem äußerſt großen Ver-

mögen in sehr kurzer Zeit fertig geworden. Wein und Weiber vermochten nichts über ihn, aber Karten- und Würfelspiel rannten seine besten Vorsätze über den Haufen.

Welche von Ihnen, meine schönen Damen, hat nicht schon die ganze, unwiderstehliche Gewalt der Liebe empfunden? Wirken nicht die Blicke holder Augen wie Blitze aus heitern Himmelshöhen? Wer vermag der sanften Bitte süßer Lippen die Gewährung zu versagen? Ich fürwahr gehöre nicht zu den Schwachen, allein einer solchen Stärke möchte ich doch nicht mich rühmen.

Als Rosina's Eltern im Grabe schlummerten, und die Trauerzeit verflossen war, erhielt Albini als Hausfreund der alten Tante, deren Bologneser-Hündchen er täglich mit Biscuit fütterte, freien Zutritt im Hause. Die Liebe der beiden jungen Leute wurde von Tag zu Tag glühender, allein das Hoffnungslose ihres Verhältnisses nur um so fühlbarer, weil die einzige kleine Villa Albinis, eine Meile von Florenz, die er noch glücklich, oder vielmehr zufällig, aus dem Schiffbruche des Vermögens gerettet hatte, kaum hinreichte, seine nothwendigsten Lebensbedürfnisse zu bestreiten.

Eines Morgens stürzte Albini, die Verzweiflung in allen Zügen, in Rosina's Gemach, und gestand der Bestürzten, daß er in der jüngsten Nacht in eine Spielhöhle gerathen sey, und an einen Abenteurer aus Corsika, Namens Ferino, sein letztes Gut, die Villa, im Würfelspiele verloren habe.

Rosina liebte ihren Albini zu innig, um ihn mit unnützen Vorwürfen zu quälen. Ueber ihre bleichen Wangen flossen die Thränen der innigsten Theilnahme, des aufrichtigen Kummers; sie brannten wie Höllenflammen im Gemüthe des spielbethörten Jünglings.

Im Unmuthe stieß er einige verwegene Worte aus, die auf ein gewaltsames Ende seiner traurigen Lage hindeuteten. Nun aber schwieg die gottesfürchtige Rosina nicht länger, und schilderte ihm das Sträfliche seines vermessenen Entschlusses mit herzzerschneidenden Worten. Tief gerührt, und von augenblicklicher Reue erschüttert, sank Albini zu den Füßen des warnenden Engels, bei Allem was ihm heilig, gewisse Besserung gelobend.

„Hier kannst Du nun nicht mehr bleiben, lieber Albini," sprach Rosina, „Du sollst nicht zum Gespötte Deiner Feinde werden; reise an den Hof des Königs von Neapel; suche Dienste in seiner Nähe, oder bei dem Heere, und bist Du im Stande, eine Frau zu ernähren, so folge ich Dir gerne, wohin es auch sey. Du weißt wie genügsam ich bin. Nimm hier mein erspartes Gold, und für den Nothfall diesen Schmuck, den meine Mutter mir auf dem Todeslager gab. Reise glücklich, reise heute noch. Gott und die heilige Jungfrau mögen Dich geleiten!"

In Thränen aufgelöset, vermochte er kaum ein Wort des Dankes zu stammeln. Den Schmuck wollte er durchaus nicht

annehmen; aber Rosina bestand fest darauf; sie konnte den Gedanken an die Möglichkeit nicht ertragen, daß der Geliebte darben sollte.

„Beglücke mich noch, Rosina, mit irgend einem werthlosen Dinge, zur heiligen Erinnerung an diesen Augenblick, und an mein Gelübde, nie wieder zu spielen!"

„Trage dieses Bild meiner Schutzpatronin, der heiligen Rosina, auf Deinem Herzen; es ist in der Lorettokapelle geweiht worden, und rettet den Besitzer einmal in der höchsten Noth seines Lebens, wenn er es an seine Lippen drückt. So hat ein ehrwürdiger Einsiedler ausgesagt, der dieses Bild meiner Urgroßmutter zum Geschenke gab."

Rosina hing das Bild um den Nacken ihres Geliebten, der mit tausend Küssen von ihr Abschied nahm, und als die Nacht anbrach, auf einem Pferde, wohlbewaffnet, durch das Thor trabte, das auf die Straße nach Neapel führte.

Unter Gottes weitem Himmel giebt es doch nichts Schöneres, als von einem edlen weiblichen Herzen geliebt zu werden. Die Damen sind die fühlbaren Engel Gottes, die uns Männern Rosen streuen auf die dornenvolle Bahn des Lebens. Wie ist es möglich, ihnen jemals mit rauhen Worten zu begegnen, oder ihnen Kummer und Schmerz der Seele zu bereiten. Freilich sind auch Mädchen und Frauen zu finden, die keine Spur ihrer himmlischen Abkunft in ihren Zügen, in Worten und Thaten tragen; sie sind jene gefallenen

Engel des Paradieſes, die mit der Würde zugleich die Form verloren. Wehe denjenigen, die durch Verhältniß oder Täuſchung in ſolche Arme ſanken.

Albini ritt faſt träumend dahin, die nächſte Zukunft erwägend. Es wurde immer dunkler; die Wälder umſchloſſen ihn mit ihren unheimlichen Schatten, und ein fernes dumpfes Rollen verkündete ein nahendes Hochgewitter. Albini ritt ſchärfer, und ſah bereits in der Ferne die Zimmer eines Schloſſes, als plötzlich ein durchdringender Hülfsſchrei an ſein Ohr ſchlug.

Raſch ritt er jener Gegend zu, und erblickte eine Dame, welche eben von drei Räubern mit gezückten Dolchen geplündert wurde. Als ein ächter Cavalier hieb er ſogleich auf die Strauchdiebe ein, die eiligſt in das Gebüſch ſprangen.

Die Dame, von ausnehmender Schönheit, dankte ihm mit Thränen in den Augen für den ritterlichen Muth, womit er ſie gerettet, und lud ihn ein, in ihrem nahe liegenden Schloſſe zu übernachten, indem das Gewitter in dieſer Gegend die Fortſetzung ſeiner Reiſe ſehr gefährlich machen würde.

Albini nahm dieſe freundliche Einladung an, und ſtieg vom Pferde, deſſen Zügel er um ſeinen linken Arm ſchlang, während er der holden Dame ſeinen rechten Arm bot.

Die Gerettete erzählte nun, daß ſie auf ihrem gewöhnlichen Abendſpaziergange von Räubern überfallen worden ſey,

und ohne seinen Beistand wahrscheinlich das Leben verloren hätte.

Im Schlosse, wo er eine zahlreiche Gesellschaft von ihm völlig unbekannter Herren und Damen traf, wurde er königlich bewirthet. Die Dame schien ihm eine besondere Zärtlichkeit zu weihen, welche jedoch nicht den mindesten Eindruck auf ihn machte.

Nach dem Nachtmahle wurde an einer großen Tafel gespielt. Albinis Leidenschaft loderte in hellen Flammen auf, und die Bitte der Dame, für sie sein Glück zu versuchen, war hinreichend, seine besten Vorsätze zu vereiteln.

Indem trat der Banquier an die Tafel. Ferino war's, der dem armen Albini den Rest seines Vermögens abgewonnen hatte. Dieß reizte ihn nun um so mehr, in der Hoffnung, das Verlorene wieder zu gewinnen, und vielleicht noch mehr.

Die Würfel trieben ihr arges Spiel. Eine halbe Stunde lang gewann Albini fortwährend. Plötzlich wendete ihm das Glück den Rücken, und er verlor Alles; in der Verzweiflung setzte er selbst Rosinas Schmuck auf das Spiel, und — verlor ihn.

„Ich habe nichts mehr," — flüsterte er dem höhnischen Ferino, „ich kann nicht mehr spielen."

„Va banque!" erwiederte eben so leise Ferino; „verpfändet mir Eure Seele. Zählt Euer Wurf mehr Augen,

als der meinige, so ist alles Gold auf dieser Tafel Euer Eigenthum, zählt er weniger, so wißt Ihr, wie wenig Ihr zu verlieren habt."

Albini schlug ein.

Ferino warf alle — achtzehn.

In dieser höchsten Noth erinnerte sich Albini an das Bildniß der heiligen Rosina. Reuevoll um Hülfe flehend drückte er es unbemerkt an seine Lippen. Dann nahm er muthig den Becher, und warf — neunzehn.

Wie eine riesige Feuersäule schlug ein Blitz durch die Zimmer des Schlosses, und spaltete es bis zum Fundamente hinunter, daß es mit einem furchtbaren Donnerschlage zusammen krachte.

Als Albini von seiner Betäubung sich erholte, lag er in der Morgendämmerung mitten im Walde; neben ihm stand das treue Roß, und nur die Goldhaufen konnten ihn überzeugen, daß er nicht geträumt habe.

Nur die geliebte Rosina erfuhr das sonderbare Abenteuer dieser schrecklichen Nacht, als er sogleich nach Florenz zurückgekehrt war. Nach wenigen Wochen wurde sie seine Gemahlin, und Karten und Würfel hat er nie wieder berührt.

Vier und zwanzig Stunden
aus dem
Leben eines Verbannten.

Zwölf Uhr Mittags.

Keine Frist mehr! Keine! Also noch vier und zwanzig Stunden! Eine Ewigkeit für den Unglücklichen, und auch eine Sekunde! Ein Flammenschlag aus dem hellblauen Aether tödtet den sorglosen Wanderer, der über die blumigen Wiesen zur trauten Heimath eilet, an das ersehnte Ziel; doch er tödtet ihn nur, und löscht mit dem Leben auch die Erinnerung aus. Aber ich bin verbannt; ich bin todt und lebe, und weiß, daß ich todt bin. Nicht die Pulsschläge des Herzens sind glaubwürdige Zeugen des Lebens; gar Mancher wandelt umher, als ein Schatten seiner selbst, mit gebroche-

nem Herzen, und die Thoren, die ihm begegnen, wähnen, er ſey einer von denen, die da leben. Da taucht nun eben in meinem aufgeregten Gemüthe die Erinnerung an ein herzinniges Gedicht eines faſt verſchollenen deutſchen Sängers auf, der gar bitterlich klaget, daß er todt ſey, und daß es Niemand glauben wolle. Aus dem Vaterlande verbannt! Grauſames Loos! Als die Feinde das Vaterland überſtrömten, und ich meine Bruſt ihren Bajonetten kühn entgegen warf, da durchglühte die heilige Vaterlandsliebe meine ganze Seele. Aber erſt jetzt, da ich auf ewig aus dem Vaterlande verbannt bin, erſchüttert mich die Höllenqual des Verluſtes.

Die Stunden fliehen; was noch geſchehen ſoll, muß bald geſchehen, und doch iſt mein Geiſt ſo gelähmt, daß meine Gedanken erſtarrt ſind. Ich weiß nicht mehr, wie ich vom Tribunale nach Hauſe. Tauſend Augen hingen an meinen Thränen, die ihre Dämme gewaltſam durchbrachen. Und doch hat vielleicht nur meine Jugend die Anweſenden gerührt, nicht der furchtbare Gedanke der Verbannung. Sie können dieſen Gedanken nicht faſſen, ſie haben die Schrecken der Wirklichkeit nie gefühlt. Ich reiße das Fenſter auf, und ſehe die Menſchen vorüberwandeln; Jeder geht ſeines Weges, und Niemand kümmert ſich um mein Elend. O meine Eltern, wenn ihr noch lebtet, wie würdet ihr um mich jammern! Doch nein, wohl euch, daß ein mooſiger Hügel längſt ſchon eure Gebeine überwölbet; ich ertrüge ja doch nicht den

Schmerz dieſer Trennung. Trennung? Muß ich nicht von dem Kronjuwel meines Lebens ſcheiden, von meiner angebeteten Emilie? Scheiden? O nein? Hat ſie mir nicht geſchworen, treu mir zu bleiben bis in den Tod, und weit darüber hinaus, ewig? Hat ſie nicht in einem Momente maßloſer Seligkeit bei Allem, was heilig iſt, gelobt, nie ihr Daſeyn von dem meinigen zu trennen, ein Leben zu ſeyn mit mir, eine Seele? Mögen die Sterne lügen, meine Emilie kann mich nicht täuſchen. Ich habe ihr geſchrieben, was mir die Liebe eingab; das Herz wird ihr die Antwort zuflüſtern.

Drei Uhr Nachmittags.

Der Schmerz wächst rieſengroß empor. Ich habe eine bitterſchöne Stunde erlebt. Während ich noch einige dringende Briefe ſchrieb, kam ein Mann zu mir, der mich vor einigen Monaten tief gekränkt hatte, und ſprach mit tiefbewegter Stimme: „Ich habe Sie ſehr gekränkt, und komme nun, Sie um Verzeihung zu bitten. In dieſem Leben werden wir uns wohl nicht wieder ſehen, und ich mag die Laſt des Bewußtſeyns nicht fortſchleppen bis an mein Ende. Reichen Sie mir Ihre Hand zur Verſöhnung!“

Ich ſank an ſeine Bruſt; unſere Thränen floßen ineinander. Vergebens ſuchte ich Worte.

„Gebieten Sie über Alles," fuhr er fort, „was ich beſitze; ich bleibe ja doch ewig Ihr großer Schuldner!"

Mühſam gewann ich Faſſung; ich bat ihn, Abends unter meinen Freunden zu erſcheinen bei dem Abſchiedsmahle. Er ſchien ſo glücklich, als hätte er das große Loos gewonnen. Ein edles Herz!

Sechs Uhr Abends.

Noch keine Antwort von Emilie! Der Zuſtand der Ungewißheit iſt für mich immer der ſchrecklichſte in meinem Leben geweſen; heute mehr als jemals. Freilich, ein ſolcher Schritt fordert Ueberlegung. Würde ein ſchneller Entſchluß von ihr nicht leichtſinnig, und unvereinbar erſcheinen mit der jungfräulichen Ehre? — Da ging ſo eben ein armer Taglöhner vorüber, die Axt auf der Schulter, womit er ſein Tagbrod verdient; an ſeiner Linken führte er einen hübſchen Knaben, der mit vollen Backen ein Stück ſchwarzes Brod kaute; ſein treues Weib trug auf dem Kopfe zwei Scheite. Ich habe Könige nie beneidet, und jetzt beneide ich dieſe Glücklichen; ſie dürfen ja im Vaterlande bleiben. O theures Vaterland! Ich kann auch nicht mit Scipio klagen: „Ingrata patria, neque ossa mea habebis" (undankbares Vaterland, auch meine Gebeine ſollſt du nicht haben!); denn das Vaterland war nie dankbar gegen mich; allein ein unbewachter Augenblick hat mein ſchuldloſes Leben von fünf und zwanzig

Jahren verdunkelt; das Geſetz hat mich gerichtet. — Es wird mir ganz unheimlich in dieſem Raume; die koſtbaren Minuten kann und will ich nicht an leere Beſuche vergeuden, und doch treibt's mich hinaus. Wohlan, ich will zum Grabe meiner lieben, guten Eltern eilen, zu den Gräbern meiner Freunde, um an jener heiligen Stätte bittere Scheidungsthränen zu weinen.

Neun Uhr Nachts.

Das war ein ſchwerer Gang! Herr, führe uns nicht in Verſuchung! So flehte ich zum Vater aller Menſchen, der ſeinen Kindern die ganze Welt zum gemeinſamen Vaterlande gab; aber ach, das Land, das mich gebar, iſt doch mein einziges Vaterland! Ich war nahe daran, die Hülle abzuſtreifen, die mich von meinen lieben Vorausgegangenen noch trennet. Gott und die Liebe haben mich zurückgehalten; meine Emilie! Ich gebe, wie Don Carlos, nichts verloren, als die Todten.

Dort in der Ecke kniet mein alter treuer Lorenz, und packt den Reiſekoffer. Bisweilen ſinkt ihm das altergraue, lebensmüde Haupt auf die breiten Gurtriemen, und dann huſtet er, um ſein Schluchzen zu verbergen. Der arme alte Mann ſtand ſchon an meiner Wiege; er iſt ein liebgewordenes Hausgeräthe des elterlichen Stilllebens; er war der Schirmvogt meiner jubelvollen Kinderjahre. Auch er muß

hier zurückbleiben; für ihn iſt geſorgt. Die wenigen Tage ſeiner Zukunft dürfen nicht mehr durch Unfälle getrübt werden, denen ich entgegen gehe. Der wackere Lorenz beweint jetzt mein Loos, und ahnet nicht, daß er es nicht theilen werde. Jetzt ſchickt er ſich an, die Tafel zum Henkermahle zu bereiten. Ja wohl ein Henkermahl! Die Gäſte werden bald die Stühle zieren.

Da ſprang eben mein treuer Pudel ungeſtüm an mir auf; ſeine Liebkoſungen ſcheinen von innerer Angſt beſchleuniget. Das gute Thier gebe ich dem alten Lorenz in die Pflege, auch die Lerche, dieſen Boten des Frühlings; mir lächelt ja dennoch kein Frühling mehr, und keine hochaufwirbelnde Lerche kann ihn jemals mehr in meine Bruſt zurückzaubern.

Um Mitternacht.

Der Champagner ſtrömet drüben, wo meine Freunde ihn mit ihren Thränen miſchen. Mich aber trieb eine unnennbare, unheimliche Angſt in mein Gemach. Sonſt brach der Wein jede Woge des Jammers, die über mich zuſammenzuſchlagen drohte; damals zündete ſeine Gluth; nun aber bin ich eine wandelnde Leiche, worin alle Rückwirkung aufgehoben iſt. Daß Unglückliche ſich dem Trunke ergeben, iſt mir kein Räthſel mehr; der Wein iſt der irdiſche Lethe, aus welchem das Elend Vergeſſenheit ſchlürft. Die Hälfte meiner Friſt iſt abgelaufen. Würde ich mit dem Morgenrothe zum

Schaffott geführt, meine Leiden könnten nicht ätzender seyn. O mein Vaterland! Die Freunde rufen mich; ihre donnernden Lebehoch dröhnen an mein Ohr. Emilie! Wie lange willst Du säumen?

Ein Uhr.

Des Liebchens Magd hat dreimal heftig geschellt. Ich riß mich los aus den Umarmungen der Freunde, und steckte das heimlich geschriebene Briefchen in meinen Busen. Ich bebe, es zu öffnen; kann die Liebe fürchten? Wir wollen sehen.

„Mein lieber Wilhelm!

„Sie sind ein Mann! Fassen Sie sich! Ich kann Ihnen nicht folgen; meine Flucht würde die guten Eltern tödten. Vergessen Sie mich; ich will mich in die Nothwendigkeit fügen, Ihnen mit schwerem Herzen zu entsagen. Reisen Sie glücklich! Möge ferne von der Heimath ein anderes Herz für Sie schlagen! Leben Sie wohl!

„Ihre

„bekümmerte

„Emilie."

Lorenz! Lorenz! Den alten Humpen mit Champagner gefüllt, auf des treuen Liebchens Wohl! Angestoßen, Freun-

de! Jetzt bin ich so arm, daß ich mit keinem Kaiser tausche! Könnt' ich doch den gewaltigen Becher mit Höllenflammen füllen, ich tränke ihn bis auf den letzten Tropfen aus, und wenn ich den Teufelstrank mit meiner Seligkeit erkaufen müßte! O edles Rebenblut von Epernay, nur jetzt durchtobe alle meine Adern, tilge aus mein Bewußtseyn, und alle Erinnerungen meines Lebens, damit die Riesenlast von Emiliens Treubruche mich nicht hinunterdrücke in die ewige Finsterniß des Wahnsinnes! Champagner her! Champagner!

Morgens zehn Uhr.

War's Wirklichkeit? War's ein Gaukelspiel der Hölle! Ich erwache aus einem langen Traume, und entsinne mich nicht mehr früherer Stunden. Horch! Der Trab von Rosseshufen! Sollte mein Reisewagen —? Ich springe an's Fenster! Ja, er ist's! Wohlan, das Nothwendige muß man mit Freiheit thun! Lorenz, weine nicht! Du sollst bald von mir hören! Sorge für den treuen Pudel und für meine Lerche! Sie sind die einzigen Wesen, außer Dir, an welchen noch meine Liebe haftet. Weine nicht, sage ich Dir; Deine Thränen träufeln wie glühendes Erz in meine Seele! Fordere nicht, daß ich Uebermenschliches ertrage! So mußte es kommen; jetzt bin ich bald wieder ein ganzer Mann!

Mittags zwölf Uhr.

Die gaffende Menge umringt meinen Wagen. Mühsam steige ich die Treppe hinab, die Lorenz mit seinen Thränen benetzt. Was treibt denn der tolle Alte? Er trägt ja den Käfig mit der Lerche in seinem Arme, und der Pudel legt sich winselnd auf jede Stufe. Wie die alte Garde umringen mich die treu gebliebenen oder treu scheinenden Freunde. Treu? O es giebt keine Treue mehr! Freunde, weinet nicht, damit ihr meine Mannheit nicht erschüttert, damit ich nicht weine, wie ein Kind, damit meine Feinde nicht triumphiren. Genug, daß ich ihnen verzeihe! Ich werde Euch Kunde geben lassen, wie ich starb; denn dorthin will ich meine Schritte wenden, wo ein unterjochtes Volk für das höchste Gut, für die Freiheit kämpft; mir ist das Leben eine Last, ich werfe sie ab. Doch einen ruhmwürdigern Tod, als für die wahre Freiheit, könnte ich auf Erden nimmer finden. Gedenket meiner in Liebe; lebt wohl, lebt alle wohl, auch Du, mein theures Vaterland! Bald werdet Ihr einander weinend sagen: Er hat ausgelitten; er starb für die Freiheit! — O mein Vaterland, mein geliebtes Vaterland!

Die Macht der Liebe.

Ein Christnachtgeschenk für empfindsame Herzen.

Der Festball im Museum zu München, zur Feier der fünf und zwanzigjährigen Regierung unseres Höchstseligen unvergeßlichen Königs Maximilian Joseph, vereinte die schönsten und liebenswürdigsten Damen der Hauptstadt; es schien, als habe ein Himmelsgarten seine Engel gesendet, das Jubelfest zu verherrlichen. Juwelen blitzten auf kostbaren Gewändern; ein reicher Blumenflor webte seine bunten Farben durch üppige Locken; die Anmuth hatte ihren ewigen Tempel aufgeschlossen, und Jünglinge, Männer und Greise neigten ihre Herzen vor dieser höhern Macht. Mitten unter den glanzumstrahlten Damen zog ein wunderschönes Fräulein die Augen aller Kenner an. Sie war nicht groß; aber das herr-

liche Ebenmaaß des Körpers mußte jeden Beſchauer entzücken. Sie war äußerſt einfach gekleidet; ein künſtlich geflochtenes Diadem aus ſeidenweichen, rabenſittigſchwarzen Haaren wölbte ſich über das ſchöne Haupt, deſſen Antlitz mit einer Madonna Raphaels wetteiferte. Eine Dame, deren Blüthezeit ſchon vorüber ſchien, wich keinen Augenblick von ihrer Seite; dieſe Dame war ihre Mutter, was man ſchon aus der ſprechenden Aehnlichkeit der Züge ſchließen konnte. Natürlich wollte Jedermann wiſſen, wer die Fremde ſey; denn daß ſie nicht zu den Familien unſerer Hauptſtadt gehörte, wußten die galanten Herren ſogleich, welche auf Feſtbällen und Spaziergängen immer die junge weibliche Garde aufmerkſam zu muſtern pflegen. Nur dem jungen Baron F* gelang es, den Namen und Stand der beiden Damen zu erfahren. Die ältliche Dame war die Wittwe eines am Hofe des Fürſten Primas einſt ſehr geſchätzten Edelmannes, die nun mit ihrem einzigen Kinde ein romantiſches Landgut an der Donau, in der Nähe von Regensburg, bewohnte. Der alte Herr hatte ein ſehr bedeutendes Vermögen zurückgelaſſen, welches bei der einfachen Lebenweiſe auf dem Lande von Jahr zu Jahr ſich vermehrte. Frau v. L* war eine Dame von ſeltener Bildung, und trug die größte Sorgfalt, ihre einzige Tochter nach den edelſten Grundſätzen zu erziehen, von einer deutſchen Gouvernante unterſtützt, die von ihr als Freundin, nicht als Dienerin behandelt wurde. So geſchah

es, daß die holde Adelheid in Tugend, Geist und Schönheit gedieh, würdig des besten Gatten.

Nur die dringende Einladung ihrer in München wohnenden Schwester konnte Frau v. L* bewegen, das ländliche Stilleben auf wenige Tage zu verlassen. Adelheid sah die Hauptstadt zum erstenmale, um — ihr Herz zu verlieren.

Baron F* war ein angenehmer, gebildeter junger Mann, jedoch von sehr beschränktem Vermögen. Eine Liebschaft mit einem Mädchen aus bürgerlichem Stande, welche unglücklich geendet hatte, entfremdete ihn lange Zeit den rauschenden Vergnügungen. Adelheids magische Erscheinung weckte die entschlummerten Gefühle der Liebe in seinem Herzen. Er nahte sich ihr mit dem so ganz ihm eigenthümlichen Anstande, und mit jener zarten Begegnung, welche ihre Wirkung auf Damen nie verläugnet, wenn sie von geistiger Bildung und einem gefälligen Aeußern begünstiget wird. Ausdauer führt zum Ziele. Im Spätherbste führte sie der Glückliche als seine geliebte Gattin in die Hauptstadt. Das wahre häusliche Glück gedeiht nur im Stillen. Diese Wahrheit schien der Baron gehörig zu würdigen; denn sehr selten sah man ihn mit seiner jungen Frau an öffentlichen Orten, ausgenommen in ihrer Loge im königl. Hoftheater. Obgleich der Baron alle seine frühern freundschaftlichen Verbindungen abgebrochen hatte, so gelang es doch seinem alten Jugendfreunde M*, dessen Vater er manche Verbindlichkeit schul-

dig war, nach drei Jahren, da der Baron bereits Vater von zwei liebenswürdigen Kindern war, Zutritt in dem Hause der Neuvermählten zu erhalten.

Der leidenschaftliche M* mißbrauchte bald das Vertrauen seines Freundes durch zudringliche Einflüsterungen, welche ihm den Weg zur sträflichen Gunst der tugendhaften Adelheid bahnen sollten. In voller Entrüstung riß ihm die Antwort der tief Gekränkten die Binde des eitlen Wahnes für immer von den Augen. M* bat sie um eine letzte Unterredung, welche damit endete, daß er das Haus des Barons unter dem Vorwande eines neu angesponnenen Verhältnisses immer seltener besuchte, und es zuletzt gänzlich mied. Allein von dieser Zeit an ging auch in Adelheids Gemüthe eine wundersame Veränderung vor. Tage lang verschloß sie sich in ihr innerstes Gemach, und weinte die bittersten Thränen. Da erwachte die Furie der Eifersucht im Herzens des Barons; es war ihm nun zweifellos, daß Adelheid eine sträfliche Neigung für M* gefühlt habe, und sein Wegbleiben beweine. Ob nicht bereits ein strafwürdiges Verbrechen sie beflecke, diese Frage wagte er nicht zu beantworten; ihm graute vor der Enthüllung dieses furchtbaren Räthsels. Mit selbstbeherrschender Zurückhaltung erkundigte er sich oft nach der Ursache ihres Kummers. Dann schaute sie ihn immer mit ihren verweinten Augen schuldlosruhig an, und seufzte: „Mein Gemüth ist krank, lieber Eduard; aber ich weiß nicht, was mir

fehlt," und reicher Quell von Thränen brach herab über ihre gramgebleichten Wangen.

Wie so ganz anders hatte sich das Leben im Hause des Barons umgestaltet! Sonst saß Adelheid tagelang am Stickrahmen, oder mit einem Kinde auf dem Schooße am Clavier, und sang und spielte, und herzte die Kinderchen, die mit ihren kleinen Fingern auf den Tasten herumtippten.

Wenn einmal der innere Friede der häuslichen Schwelle eines Ehepaares den Rücken gewendet hat, so kehret keine rechte Freude mehr ein. Dieß war auch hier der Fall. Adelheid wurde immer einsylbiger, aber nie mürrisch; sie schien in einem schweren Kampfe mit ihrem Gemüthe zu liegen, und nach Entsagung zu ringen. Oft traf sie der Baron sinnend am Fenster stehen, und, wie in Gedanken vertieft, allerlei Zeichen mit einer Stricknadel auf die Scheibe kritzeln. Einmal überraschte er sie, als sie eben ein M auslöschen wollte. Der Baron verschloß den Argwohn in seinem Innern, wovon er sich in diesem Moment durchbebt fühlte.

Adelheids Mutter, um die anscheinend wankende Gesundheit der lieben Tochter wieder herzustellen, lud sie und ihren Gatten zu einer Reise nach Carlsbad ein. Die Baronin erschöpfte alle erdenkbaren Gründe, um diese Einladung ablehnen zu können; natürlich mußte dieses Benehmen ihn noch mehr in seiner Meinung von einem geheimen Verhältnisse seiner Gattin bestärken. Er drang auf die Abreise, und ob-

wohl beide Kinder mitreiſ'ten, ſohin nichts den Abſchied Adelheids verbittern konnte, ſo weinte ſie doch eine volle, ſchlafloſe Nacht hindurch, und warf ſich am frühen Morgen lebensmüde in den Wagen.

Die bekümmerte Mutter wendete ſich vergebens in vertraulichen Unterredungen an das Herz der Tochter; es ſchien mit einem ſiebenfachen Siegel verſchloſſen. Je mehr die Zeit der Badekur ſich zum Ende neigte, deſto mehr trieb die Baronin zur Abreiſe, und wurde mit jeder Poſtſtation, welche ſie München näher brachte, heiterer. Am Abende der Ankunft, als der Baron einen dringenden Geſchäftsgang machte, verließ ſie, in einen Mantel gehüllt, das Haus, um, wie ſie vorgab, einer geliebten Freundin ein Geſchenk aus Carlsbad zu bringen, und kam erſt nach zwei Stunden ſehr vergnügt nach Hauſe.

Ungefähr vier Wochen nach der Rückkehr fand der Baron unter dem Reſonanzboden des Flügels ein kleines Briefchen folgenden Inhalts:

„Verehrungswürdige Frau Baronin!

„Ich ſchmeichle mir, Ihr Vertrauen durch mein Benehmen gerechtfertiget zu haben. Mein ganzes Leben iſt Ihrem Dienſte geweiht; ich bin es Ihrer Ehre ſchuldig. — Zählen Sie ganz auf meine Verſchwiegenheit; Ihr Herr Gemahl ſoll gewiß nichts davon erfahren. Mit wahrer Sehnſucht er-

warte ich Sie noch heute dort, wohin Ihr Herz Sie geleiten wird.

„Ewig der Ihrige

„M."

Das Billet war ohne Aufschrift und ohne Datum.

Nun war der Baron im Reinen. Er schrieb sogleich seiner Schwiegermutter, legte dieses Billet bei, und verlangte, um das Aufsehen einer Trennung zu vermeiden, sie solle ihre Tochter auf unbestimmte Zeit wieder in das mütterliche Haus aufnehmen. Dem niederträchtigen Frevler an der Ehre seines Hauses wollte er eine Herausforderung senden; allein das Duell wäre nicht geheim geblieben, und die Schmach offenkundig geworden. Er gab diesen Vorsatz auf. Die Klugheit der Mutter, welche den Glauben an die Unschuld der Tochter nicht aufgab, vermittelte eine Versöhnung zwischen dem Baron und dessen Gattin, welche betheuerte, daß dieser Brief ein heiliges Geheimniß einer dritten Person betreffe, ihre eigene Ehre aber makellos sey. Von nun an lebten Beide wieder in ziemlicher Harmonie.

Der Argwohn aber ist eine wuchernde Giftpflanze, die das schönste Daseyn zu zerstören vermag.

Am Freitage, als am Vorabende des heiligen Christtages, hatte sich Adelheid schon am frühen Morgen in dem Salon eingeschlossen, um die Christbäume für die lieben Kleinen

recht ſtattlich herauszuputzen, und ſie damit bei einbrechender Nacht herkömmlich zu überraſchen. Um keinen fremden Zeugen des Familienfeſtes zu haben, war auf die ausdrückliche Bitte Adelheids Niemand geladen worden.

Abends in der achten Stunde öffnete Adelheid die Thüre.

Im Hintergrunde vor einer grünſeidenen Gardine ſtand ein transparenter Altar mit leuchtender Opferflamme, mit der Inſchrift in Cryſtallchiffern:

„Die Macht der Liebe!"

Die beiden Kinder, als Genien coſtümirt, gaben ſich hinter der Flamme die Hände, und reichten den Eintretenden, dem Baron und der Großmutter, Kränze mit Gedichten, worin mit einfachen Worten der kindliche Dank ſich ausſprach.

Der Baron ſeufzte tief, ſchaute wehmuthvoll in das ſchöne Auge der liebenden Gattin, und ſprach ſeufzend: „O Adelheid, — einſt und jetzt!"

Da rollte die Gardine empor, und auf einer Erhöhung ſtand — der vormalige Freund des Hauſes — M*, an ſeiner Hand einen gleichfalls als Genius gekleideten, ſiebenjährigen Knaben führend.

Adelheid konnte nur die Worte ſtammeln: „Eduard, hier bring ich Dir unſer Kind, Deinen Max," dann ſank ſie weinend an das Herz des geliebten Gatten, der, von Vatergefühlen, Beſchämung und Erſtaunen beſtürmt, die Thränen der Liebe und des Dankes mit den Thränen ſeiner engelglei-

chen Gattin vermiſchte. Ich lege hier, meine Schwäche wohl fühlend, die Feder nieder; denn wer vermag es, ein ſolches Schauſpiel für Götter würdig zu ſchildern! Eduard und Adelheid mögen jetzt wohl das glücklichſte Ehepaar in unſerer Mitte ſeyn.

In wahnſinniger Leidenſchaft hatte M* der Baronin entdeckt, daß noch ein Unterpfand der unglücklichen Liebe des Barons zu einem Bürgermädchen lebe, dem die Geburt des Kindes das Leben geraubt hatte. Späterhin ſeine ſchmähliche Bewerbung und den Verrath an ſeinem beſten Freunde bereuend, vereinte er ſich mit der Baronin, den Aufenthalt des Kindes zu erfahren, für welches Adelheid durch die Vermittlung des M* ſo lange mit mütterlicher Liebe ſorgte, bis ſie ſich ſtark genug fühlte, es ſelbſt an das Herz des Vaters zu legen. Das hat die Macht der Liebe gethan!

Aus den Briefen einer gemüthvollen Dame. *)

W....., den 15. Juli 18—

Als Du fort warst, geliebter August, konnte ich kein Auge mehr schließen; das schmerzliche Bewußtseyn der Trennung von Dir hielt mich wach. Ich stand auf, und schaute zum Fenster hinaus, als wollte ich in der herrlichen Natur Ersatz für die vermißte Seligkeit Deiner Gegenwart suchen;

*) Möge die geist- und gemüthvolle Verfasserin in der Ferne uns nicht zürnen, daß wir ohne ihre Bewilligung diese Fragmente aus den Briefen an ihren Gatten, unsern vieljährigen Freund, den Lesern mittheilen. Wir glauben dadurch Schillers Gebot zu befolgen:

„Ehret die Frauen, sie flechten und weben
Himmlische Rosen ins irdische Leben!"

ach was sind alle Reize der Natur, wenn das Herz öde ist! Nur die süße Hoffnung, auf dem Lande, im Schatten der duftenden Tannenwälder den frohen Sinn und das Wiederaufblühen der hinwelkenden Jugendkraft zu finden, konnte mein Gemüth ein wenig beruhigen.

Du kennst meine Vorliebe für Vergißmeinnicht; ihr Anblick öffnet mir stets eine bitter-süße Rückschau auf bunte Erinnerungen; ich kleidete also die Kleinen eilig an, und ein Stück Kuchen wurde als Preis für das erste Vergißmeinnicht festgesetzt, das für Dich gefunden würde. Wir hatten uns abermals in unsern Hoffnungen schmerzlich getäuscht, doch harren und Dulden wurde oft schon köstlich gekrönt.

Eines Nachmittags gingen wir rechts hinter der Schloßmauer in eine unendliche Tiefe hinab, wo ich mit dem Vertrauen auf Gott, daß er meinen stillen Wunsch erfüllen möchte, zu suchen begann, und sieh da, ich fand für Dich das längst Gesuchte an einer einsamen Stätte; Thränen wehmüthiger Freude quollen aus meinen Augen, und die Kinder schrien ein lautes Vivat, das vom nahen Hügel widerhallte.

Abends genoß ich wieder ein herrliches Schauspiel, als die Sonne hinter den blauen Bergen, welche den Horizont begrenzen, allgemach entschwand, und die Kanten der hohen Felsen mit ihrem prächtigen Abendrothe vergoldete. Sinnend stand ich vor der feierlichen Scene, legte im stillen Erguße meiner Empfindung die Hand auf mein Herz, und sprach

mit ſtiller Rührung: „Wo Liebe im Herzen wohnt, behält die Schönheit der Natur ihre Rechte!“

Wir legten uns früher zu Bette, als ſonſt, weil, ich geſtehe es, eine kleine Bangigkeit mich anwandelte, beinahe allein in den großen weiten Hallen zu ſeyn; da nahm ich aber meinen ganzen Muth zuſammen, und dachte: „Gott und die Engel über den Sternen ſind meine Wächter, und Du, geliebter Auguſt, biſt mein einziges Traumbild. Unter dieſen Gedanken huſchte ich, mit übermüdem Leibe, in mein wahres Himmelsbettchen, und wünſchte Dir im Stillen eine gute (auch beſſere) Nacht ꝛc.

W..... den 16. Juli 18—

Gewiß iſt es Dein Wunſch, etwas von unſerm Treiben zu vernehmen. Am Buſen der Natur iſt der Gedanke an Dich mein einziger Gefährte, und das Streben, mich Deiner Liebe immer würdiger zu machen, der einzige Zweck, das höchſte Glück meines Lebens. Hier unter Blumen und Blüthen, im Kreiſe ſo guter Menſchen, glaubte ich eine neue Welt gefunden zu haben; ich genieße im vollen Maße ein Glück, welches Du mir bereitet haſt. Glaube mir, wer dem Ueberfluſſe ſo im Schooſe ſitzt, wem der liebe Gott alles ſo auf dem Präſentirteller entgegenbringt, der genießt und genießt, bis ihm das Beſte zum Ekel wird. So geht es den reichen Leuten, welche die ſchönſten Stunden des Tages ver-

träumen, den Reſt an überladenen Tafeln und theuren Spieltiſchen verbringen, und die Nacht in ſogenannten geſelligen Zirkeln vergähnen. Alle ihre Herrlichkeiten ſind gegen meine wahrhaft nichts, ihr ganzes reiches Leben muß ihnen Langeweile machen. Ein reines Herz voll treuer Liebe iſt der größte Reichthum, welcher das Leben mit unverwelklichen Reizen ſchmückt.

Da iſt es auf dem Lande ganz anders. Millionen Blumen neigen ſich huldigend uns entgegen. Im Forſte ſäuſeln die Wipfel der Bäume ſtill rauſchend ihr trauliches Willkommen; hier, mein Lieber, muß die Seele geſunden, wäre ſie auch noch ſo ſchwer verletzt u. ſ. w.

Den 19. Juli 18—

Majeſtätiſch zog geſtern ein Hochgewitter über die Berge herauf; der Donner rollte die lange Felſenkette hinunter, und ein wohlthätiger Regen, leider von kurzer Dauer, labte die lechzende Erde. Das nahe Städtchen ſchien in einen weiten Mantel gehüllt, wie aus friſch glühendem Silbererze gegoſſen, der ſich weit hinab um den waldigen Gebirgskranz ſchlang, am blauen, nebelverſchleierten Horizonte. Ach, welch ein köſtlicher Morgen erfriſchte die Natur! Alles prangte neubelebt im Juwelengefunkel des Morgenthaues; die lauen Lüftchen rötheten höher unſere Wangen; Millionen Inſekten ſummten koſend in der blüthenwürzigen Luft; ſchäkernd gau-

kelten buntgefiederte Vögelchen von Zweig zu Zweig; tausend süßduftende Blumen neigten sich schelmisch grüßend vor uns. Es war mir so wohl und doch so weh in der seltsam beengten Brust; ich stand wie bezaubert, als ich hier das paradiesische Panorama zu meinen Füßen erblickte. Wer nur ein wenig Empfänglichkrit für Naturschönheiten hat, der kann sie hier im vollen Maße genießen. Der Wechsel der Umgebungen, die freundlichen Gegenden und die herzlich guten Menschen, die sich mit Liebe und zuvorkommender Gefälligkeit anschließen, machen den Aufenthalt hier bald zur Heimath. Ach, könntest Du all das Herrliche mit uns theilen!

Den 21. Juli 18—

Gestern Abends nach einem lauwarmen Gewitterregen lag ich wohl eine Stunde am Fenster, und schaute sinnend in die Gegend hinaus. Welch ein herrlicher Anblick! Fernhin lag Alles in einen magischen Schimmer gehüllt; in dieses Strahlenmeer das trunkene Auge zu tauchen, welche unendliche Seligkeit! O mein theurer August! Warum konntest Du in diesem Augenblicke die Herrlichkeit dieser Fernschau nicht mit mir theilen! Mit tiefgefühlter Wonne und stiller Andacht bewunderte ich Gottes Allmacht; alle diese Wunder genießt man doch nur in tiefer Abgeschiedenheit von der geräuschvollen Welt. — Das mitfolgende Vergißmeinnicht hat unsere kleine Amalie wenige Minuten vor dem Gebetläuten

auf einer nahen Wiese gefunden. „Sieh nur," rief sie jubelnd zur Thüre herein, „ich habe mit meinen halbblinden Augen noch ein Vergißmeinnicht gefunden, daß mußt Du gleich dem Vater schicken!" Fort war sie, und als ich sie suchte, lag sie bei ihrem Schäfchen auf der Wiese, und fütterte es mit den Krummen eines Milchbrodes. Herrliche Jugend! Glückliche Zeit!

Den 25. Juli 18—

Unter den Augen des zürnenden Jehova, der auf seinem weithinrollenden Donnerwagen heranstürmt, gedenke ich Deiner, und schreibe an Dich diese Zeilen nieder. Einzelne schwere Regentropfen fallen aus den schwarzen, tiefliegenden Wolken herab; meinen Augen, denen ein anderer Thau entrieselt, verlieren sich in den flatternden Wendungen des fernen Wetterleuchtens. Ich schwärme in dem Gedanken an die Möglichkeit, durch die zerrissene Wolken hindurch in das Allerheiligste des Himmels zu schauen; dorthin sehnt sich mein Herz. „Wenn ich einmal sterben soll," sagte ich zu mir selbst, „so wünsche ich mir einen recht schnellen Tod. Vom Blitze erschlagen zu werden, müßte ein schöner und recht leichter Tod seyn, und es liegt ein eigener Reiz in der Idee, durch das Feuer des Himmels dieser Erde entrückt zu werden." — „Schwärmerei!" wirst Du lächelnd sagen; allein wer so fühlt, wie ich in diesem Augenblicke, würde auch so

denken; denn das Abschiednehmen von uns so theuren Wesen ist doch auch recht hart; ich kann mir die Möglichkeit davon gar nicht denken. Wie geht es Dir, und den lieben Kleinen, die nicht bei mir sind? O Gott, wie seyd Ihr mir Alle so werth! Die vielen schönen Naturscenen machen oft einen schmerzlich-tiefen Eindruck auf mein ohnehin etwas schwärmerisches Gemüth. Wenn nur Ihr Alle auch bei mir wäret, dann würde ein Himmel sich mir aufthun; allein in diesen weiten öden Räumen neigt mein Geist sich gerne zur Wehmuth hin.

Den 28. Juli 18—.

Um den P—berg in seiner ganzen Glorie zu sehen, zur Zeit, wenn die Sonne auf- und niedergeht, wanderte ich mit meiner Amalie und dem Sohne meiner Wirthin, einem glücklichen Bräutigam, der uns als Wegweiser diente, nebst dessen Schwester, um fünf Uhr Abends dahin ab, und kamen um sieben Uhr schon auf der Höhe an. Der Priester im Hospitium empfing uns sehr freundlich, und lud uns ein, in der Geisblattlaube auszuruhen, die der scheidenden Sonne gegenüber steht. Mit Entzücken schwelgte mein Auge in dieser wunderbaren Scene, die man sehen muß, um sie zu fassen; meine Feder ist zu schwach, alle diese Herrlichkeiten zu schildern. Ein leises Abendlüftchen säuselte; die Luft wehte milde und frisch; die Abendsonne sank am Horizonte hinab,

und beleuchtete die Berge mit dem letzten Schimmer ihrer Strahlen, und vergoldete die purpurnen Wolkensäume. In stiller Andacht staunte ich das glühende Abendbild an; im Uebermaße meines Entzückens, in diesem göttlichen Momente gedachte ich Deiner mit heiliger Liebe, denn diesen himmlisch-schönen Genuß hatte ich Dir zu verdanken. In dem lieblichen Kirchlein betete ich für Dich und meine Kinder, und empfahl Euch Alle der Obhut des Allbarmherzigen. Mit solcher Andacht lag ich noch nie im Gebete; es war etwas Heiliges in diesem kleinen Tempel Gottes, und ich fühlte einen ganzen Himmel voll Liebe in mir; der Geist des Göttlichen schien in dieser feierlichen Minute in mir zu walten. An Euch denkend, entschliefen wir. Einige Wolken entzogen uns am frühen Morgen das reizende Schauspiel des Sonnenaufganges. Keine Freude auf Erden ist ganz ungetrübt. Scheidend schrieb ich in das Gedenkbuch des Hospitiums: „Ländliche Stille, häusliches Glück, — mehr nicht!“

Ein Abenteuer der Demoiselle Sontag.

Die galanten Damen der City waren mehrere Tage ganz außer sich, und die Londoner kleinern Blätter vergaßen Don Miguel und den Großsultan, um ein Duell zu beschreiben, wozu eine Laune der Demoiselle Sontag Veranlassung gab. Diese holde Sängerin besitzt nämlich eine vollständige Sammlung der prächtigsten Shawls, die sie bei verschiedenen Gelegenheiten von Verehrern ihrer Kunst zum Andenken erhalten hat. Einem ihrer eifrigsten Anbeter, dem seines ungeheuren Reichthums wegen wohlbekannten H. v. N. zeigte sie kürzlich alle diese Trophäen ihrer Kunst und Liebenswürdigkeit, und fragte ihn triumphirend, was er davon halte? „Die Shawls sind sehr hübsch," erwiederte H. v. N., „aber nicht einen einzigen bemerke ich unter allen, den ich prächtig

(gorgous) nennen könnte, und welcher würdig wäre, die Schultern der Muſe des Geſanges zu umfließen. Der kleine Corporal (Bonaparte) als er noch den Kaiſer von Frankreich ſpielte, ließ aus Tibet vier Shawls bringen, an welchen acht Perſonen drei Jahre lang arbeiteten, und wovon jeder fünfzehntauſend Thaler koſtete. Einen davon trug ſeine Frau, Joſephine, mit einem zweiten machte er einer deutſchen, ſehr liebenswürdigen Fürſtin ein Geſchenk, und die übrigen zwei blieben bis zu Bonapartes Abdankung zu Fontainebleau im Schranke liegen, woraus ſie meine Guineen zufällig erlöſten. Wie können Sie Vergnügen daran finden, etwas zu tragen, was auch andere tragen? Ich mache Ihnen einen Vorſchlag. Laſſen Sie mit allen dieſen Shawls den Boden Ihres Geſellſchaftsſalons belegen; höchſtens als Fußteppiche finde ich ſie für einen ſolchen Engel geeignet; und empfangen Sie dann meine zwei Prachtſhawls, wie ſie keine Kaiſerin beſitzt, als ein geringes Zeichen meiner Huldigung!“

Demoiſelle Sontag, vom Weibe geboren, ſohin eitel, konnte einem ſolchen Antrage nicht widerſtehen. Der Tapezier, Herr Kryſield, wurde ſogleich gerufen, und noch an demſelben Abende wandelten die Gäſte bei der Theepartie auf den feinſten franzöſiſchen, engliſchen und türkiſchen Shawls; ſie trat nun mit Füßen, was einſt zu ihren Füßen gelegt wurde, und einer von den Prachtſhawls des kleinen Corporals (Bonaparte) lag wie ein Capital von fünfzehntauſend

Thalern auf dem Alabaſternacken der ſchönen Henriette. Die eingeladenen Damen konnten nur mit der größten Mühe ihren bis zur Wuth geſteigerten Neid unterdrücken. Zwei davon entfernten ſich unter dem Vorwande einer plötzlichen Unpäßlichkeit. Der Capitalſhawl ſchien aber auch im Paradieſe gemacht worden zu ſeyn; denn alle Farben der prächtigſten Blumen der Welt waren hier gleichſam mit Sonnenſtrahlen durchwebt. Plötzlich tritt, vermuthlich ungeladen, und darum auch unerwartet, Lord C., ein bekannter Anbeter der Dlle. Sontag, in den Salon, bemerkt die neue Bekleidung des Fußbodens, die Damen mit geſenkten Augen ſämmtliche Shawls muſternd, galante Herren an ihrer Seite, welchen ſie ihre Beobachtungen mittheilen, und ein einziger Blick des edlen Lords reicht zur Erklärung dieſer ſonderbaren Converſation hin. Unglücklicher Weiſe ſteht Dlle. Sontag gerade auf einem theegrünen Cachemirſhawl, den ihr Lord C. einſt zum Geſchenke gemacht hatte. Dlle. Sontag erblaßt, ſie tritt zurück, aber zu ſpät. Der Herr v. N. grüßt den Lord C. freundſchaftlich, und erzählt ihm den Spaß, den er im Namen und zur Ehre Englands mit den verliebten Shawlſpendern Frankreichs und Deutſchlands getrieben habe. Statt aller Antwort flüſtert ihm Lord C. leiſe zu: „Morgen früh um ſieben Uhr im Parke von Windſor! Degen oder Piſtolen, gleichviel!“

Der Herr v. N. hält ihn für verrückt und erzählt dieſe

Antwort der Dlle. Sontag ganz unbefangen, die ihm den nöthigen Aufschluß giebt. Sie erscheint selbst am andern Morgen auf dem Kampfplatze, sucht die Gegner zu versöhnen, und nimmt alle Schuld auf sich; aber vergebens. Sie bittet endlich, wenigstens Zeuge des Zweikampfes seyn zu dürfen. Die Sekundanten laden die Pistolen. Der Herr v. N. hat den ersten Schuß, und verwundet den Lord C. am linken Arme. Kaum sieht Dlle. Sontag, welche mit dem Capitalshawl auf dem Kampfplatze erschienen war, den von ihr so schwer gekränkten frühern Liebhaber verwundet, als sie den fünfzehntausend Thaler-Shawl in der Mitte entzwei reißt, und mit einem Stücke den blutenden Arm verbindet. Dieses Opfer der noch nicht erloschenen Liebe, mit selbverläugnender Ueberwindung der Eitelkeit gebracht, versöhnte den Lord C. auf der Stelle mit ihr und dem Herrn v. N., der diesem edlen Zug seine Bewunderung nicht versagen konnte. Zwei Stunden darauf sendete ihr Lord C. die zwölf prächtigsten Shawls, die in ganz London zu finden waren.

Würde wohl Dlle. Sontag diesen Capitalshawl auch dann zerrissen haben, wenn sie nur einen einzigen gehabt hätte? Diese Frage mögen unsere schönen Leserinnen beantworten.

Feigenblätter für Theaterblößen.

Wer die Leitung eines Theaters übernimmt, muß damit anfangen, daß er Schulden macht; es fehlt dann gewiß nicht an Personnen, die sich für das Unternehmen interessiren. Hat ein solcher Direktor persönlich Vermögen, so legt er dasselbe sicher an, damit er mit der Zeit nicht als Bettler der Gemeinde zur Last falle. Diejenigen, welche das Geld vorschossen, werden schon darauf bedacht seyn, es wieder zu bekommen; von wem? darum braucht sich der Direktor dann nicht mehr zu bekümmern.

Ein Theaterdirektor verschreibe sich alte Schauspieler und Schauspielerinnen, so viel er nur auftreiben kann, und bezahle sie gut, um die letzten Tage der Künstler zu versüßen. Sie besitzen weit mehr Erfahrung, als die jungen, und kön-

nen ihm auch deßwegen weit beſſern Rath ertheilen. Ihr Alter hindert ſie nicht, junge Liebhaber und Liebhaberinnen zu ſpielen, weil ihr Spiel ſodann durch das tägliche Beiſpiel im wirklichen Leben ſogar an Wahrſcheinlichkeit gewinnt.

Ein Menſch kann nicht alles allein wiſſen und überſehen, am allerwenigſten ein Theaterdirektor. Er kann ſohin nichts Klügeres thun, als aus ſeinen Schauſpielern eine berathende Verſammlung zu bilden, die ihn mit ihren Erfahrungen unterſtützt. Da unter den Schauſpielern ſich häufig fähige Köpfe aus allen Ständen befinden: Barbiere, Schneider, Friſeure, Bediente, Juden u. ſ. w., welche früher Gelegenheit hatten, mit Menſchen von dem verſchiedenartigſten Kaliber umzugehen, ſo iſt der Vortheil ihrer Rathſchläge unverkennbar, beſonders wenn ſie leſen und ſchreiben können. Eine Hauptſorgfalt eines Theaterdirektors ſey es, ſo ſelten als möglich ein neues Stück zu geben. Der Grund iſt einleuchtend. Die Schauſpieler ſtrengen ihr Gedächtniß zu ſehr an, und werden dadurch vor der Zeit dienſt- und erwerbsunfähig. Das Publikum wird verwöhnt; je mehr man ihm neue Stücke vorführt, deſto höher ſpannt es ſeine Forderungen. Da ferner die neuen Stücke gewöhnlich nichts taugen, ſo giebt man dadurch zugleich den verwegenen Recenſenten, als privilegirten Schauſpielerſchindern, das Meſſer in die Hand, womit ſie den Dichtern die Dichterehre, und den Schauſpielern den Künſtlerruhm abſchneiden. Es iſt genug, wenn im Hirnka-

ſten eines Schauſpielers oder einer Schauſpielerin ein Dutzend Stücke angebracht ſind, wie in einem Muſikkaſten, womit man die Vögel abrichtet.

Intriguen ſind für einen Theaterdirektor ſo nothwendig, wie Luft zum athmen. Erfährt derſelbe, daß eine Schauſpielerin ſich einer beſondern Protektion erfreue, ſo laſſe er ſie ſchalten und walten, wie ſie will, gebe ihr die beſten Rollen, und vergönne auf dieſe Weiſe den andern Schauſpielerinnen die nöthige Zeit, auf Kunſtreiſen ihre vertagte Brauchbarkeit zu bewähren, womit ſie ſich für die entzogene Gelegenheit, im Inlande zu glänzen, überreichlich entſchädigen können.

Ein vielverſprechendes Repertoir ſoll ſtets das Hauptaugenmerk eines umſichtigen Theaterdirektors ſeyn, gleichſam der Köder für die Fiſche, das heißt: für die Logenabonnenten und übrigen Theaterfreunde. Allein er hüte ſich wohl, die angekündigten Stücke auch wirklich zu geben. Ein ſolches Repertoir muß eigentlich nur ein Verzeichniß derjenigen auserleſenen Opern, Trauer-, Schau- und Luſtſpiele und Ballete ſeyn, welche gegeben werden könnten, aber höchſt wahrſcheinlich nicht gegeben werden. Schon der ſelige Schiller ſagte: „Das Ueberraſchende macht Glück!“ Wenn alſo ein Theaterdirektor ſein Glück machen will, ſo muß er das Publikum überraſchen; wie überraſchend iſt es z. B. für einen Theaterenthuſiaſten, wenn auf dem Repertoir eine große

Oper ſteht, worin die Prima Donna Trillerini Furor macht, und er lieſ't Abends auf einem Anſchlagzettel im Schauſpielhauſe: „Wegen plötzlicher Bosheit der Signora Trillerini kann die auf heute angekündigte Oper nicht ſtatt haben, dafür wird „der Wirrwarr" gegeben. — Wie fein iſt hier der eigentliche Verhinderungsgrund, für die Eingeweihten, ſchon in dem Titel des angezeigten Reſerveſtückes angedeutet! Wird aber das Repertoir eingehalten, und merkt einmal das Publikum eine ſolche Schwäche des Theaterdirektors, ſo wählt es die ihm zuſagenden Spieltage zu einem Beſuche, und bleibt an den übrigen Tagen hübſch zu Hauſe, oder füllt die Kaffeehäuſer. Weiß jedoch das Publikum, das Repertoir werde nicht eingehalten, ſo tröſten ſich ſelbſt diejenigen, welche mit den gewählten Stücken nicht zufrieden ſind, mit der Hoffnung, daß wahrſcheinlich die Reſerveſtücke weit beſſer ſeyn werden. Die Vortheile eines zweifelhaften Repertoirs ſind alſo ſo entſchieden, daß nur ein blödſinniger Theaterdirektor von 1753 aus dem Repertoir eine Ehrenſache machen kann.

Ein Theaterdirektor, der auf geſchickte Regiſſeure ſich verlaſſen kann, hat halbe Arbeit, und bisweilen gar keine. Er muß aber wohl zu verhüten ſuchen, daß ſie keine guten Freunde werden, ſondern nur ſcheinen, und daß jeder von ihnen ſich gerne ein Auge ausſtechen ließe, wenn der Andere zwei verlöre. Keiner wird dann dem Andern eine Rolle gönnen, worin er glänzen könnte, und ſomit werden nur Stücke zur

Darſtellung kommen, worin Keiner glänzet, damit das Publikum ja nicht geblendet werde.

Ein genialer Gedanke iſt es ferner, mehrere Regiſſeure zu haben, und ſie abwechſelnd die Proben dirigiren zu laſſen. Dadurch werden die unterorgeordneten Schauſpieler vor Einſeitigkeit bewahrt, ein tödtliches Uebel für die Kunſt! Der eine Regiſſeur giebt heute dieß an, der Andere morgen etwas anders, und wenn das Jahr zu Ende geht, gleichen die Köpfe der Schauſpieler dramaturgiſchen Trödelbuden, woraus ſie nach Belieben ihre Anſichten über die Behandlung einer Rolle holen können.

Hohe Gagen ſind eben ſo verderblich für den Theaterdirektor wie für die angehenden Schauſpieler und Schauſpielerinnen; für jenen: weil ſie die Kaſſa ſchwächen, für dieſe: weil ſie zu übermüthig werden, und nicht mehr ſtudiren wollen. Alte Schauſpieler und Schauſpielerinnen dürfen ſchon hohe Gagen beziehen, denn, da ſie nichts mehr lernen, ſo haben ſie hinlänglich Zeit, das Geld unter die Leute zu bringen, ohne ihren Fleiß zu verkürzen; für die jungen aber iſt es genug, wenn ſie in den erſten vier Jahren — nichts, und dann jährlich fünfzig fl. ſo lange erhalten, bis ſie dreihundert fl. jährlich beziehen, eine Summe, womit ſie allerdings in ſo weit ausreichen, daß ſie auf der Bühne ſtehen können, ohne vor Elend umzufallen. Was darüber wäre, wäre vom Böſen. Sie würden den Ueberſchuß wahrſcheinlich dazu an-

wenden, sich in fremden Sprachen, im Reiten, Fechten und Tanzen, angeblich um eine anständige Haltung zu gewinnen, Unterricht zu verschaffen, wodurch nur ihr Hochmuth stiege, zum größten Nachtheile des Direktors.

Gratifikationen für außerordentliche Anstrengungen der Mitglieder, wenn z. B. eine Sängerin oder eine Schauspielerin alle drei Wochen einmal auftritt, und somit sich augenscheinlich zum Besten der Anstalt aufopfert, sind zwar an und für sich nicht zu verwerfen, werden auch von den Empfängern fast niemals verworfen; allein sie erregen Neid und Mißgunst, und stören somit das kunstliebende Zusammenwirken; ein kluger Direktor ertheilt also statt der Gratifikationen lieber belobende Entschließungen, von welchen sich die Mißgünstigen nach Belieben Abschriften nehmen können.

Einige spekulative Direktoren haben die Bezahlung ihrer Mitglieder stückweise eingeführt; dieses Verfahren ist aber nur bei sehr großen Theatern mit Vortheil anwendbar, wo die besten Subjekte höchstens alle Monate einmal zu spielen haben.

Eine allgemeine Theaterschule ist allzu zeitraubend; nach den Beispielen von Privatreitschulen kann auch jeder Schauspieler oder jede Schauspielerin eine Privattheater-Dresseurschule anlegen, und sich dafür honoriren lassen.

Je häufiger Mitglieder der Bühne erkranken, und dadurch die Aufführung ersehnter Opern und Schauspiele vereiteln,

deſto erwünſchter muß dieß dem Theaterdirektor ſeyn, und anſtatt den Patienten einen Theaterarzt in das Haus zu ſchicken, um ſich von der Wahrheit ihrer Angabe Ueberzeugung zu verſchaffen, muß er vielmehr von Zeit zu Zeit ſeine beſten Subjekte durch alle erdenklichen Cabalen krank ärgern; denn dieſe Krankheiten ſind die einzigen Barometer, an denen er den Werth der Mitglieder zu bemeſſen vermag. Die Aeußerung des ſtärkern oder ſchwächern Bedauerns von Seite des Publikums giebt nämlich dem Theaterdirektor den ſicherſten Maßſtab der Verdienſte ſeines Perſonals an die Hand. Sollten ſich in günſtiger Jahreszeit gar zu lange keine Patienten melden, und alle ſeine Bemühungen, die Mitglieder krank zu machen, nichts fruchten, ſo muß er ſie gleichwohl höflichſt erſuchen, aus Gefälligkeit ſich krank zu ſtellen.

Bei dem Balletperſonal hat der Theaterdirektor nur eine ſehr einfache Politik zu beobachten. Er giebt Vertröſtungen, und da die Tänzer und Tänzerinnen von Jahr zu Jahr ſteifer werden, ſo tritt ohnehin bald die Zeit ein, wo ſie gar nicht mehr tanzen können, in welchem Falle natürlich auch die Beſoldungen aufhören.

Unſinnig müßte aber ein Theaterdirektor ſeyn, der einzelnen verdienſtvollen Mitgliedern des Orcheſters große Beſoldungen gäbe; dadurch würde die Harmonie unter ihnen für immer geſtört, und was wäre ein Orcheſter ohne Harmonie? Sollten einzelne ſogenannte „Künſtler" im Orcheſter ſich be-

finden, die eine jährliche Zulage von fünfzig fl. nachsuchen, während sie doch schon jährlich fünfzig fl. beziehen, so schlage er ihr Gesuch geradezu ab, damit sie ihren Abschied nehmen, und in das Ausland gehen; der Theaterdirektor macht sich dadurch um den vaterländischen Ausfuhrhandel inländischer Kunstprodukte wesentlich verdient, und befördert zugleich auf fremde Kosten das Glück der Auswandernden, ohne die Harmonie im Orchester zu untergraben.

Will der Theaterdirektor Recensenten für sich gewinnen, so reichen dazu keineswegs Freibilleten hin, wie einige Allwissende meinen; sondern er kaufe Manuscripte schlechter Stücke von ihnen, und ziehe die Darstellung derselben so lange als möglich hinaus, unter dem Vorwande, daß er seine besten Talente und die günstigsten Umstände vereinen müsse, um das Meisterstück würdig in Scene zu setzen. Sollte aber dieses Zögerungssystem den dichtenden Recensenten in der Art auffallen, daß sie anfangen grob und immer gröber zu werden, dann gebe er den Quark, und lasse die Dichterlinge hübsch durchfallen, entschuldige sich aber dann mit den Intriguen einer gegen die Theateranstalt und gegen den durchgefallenen Dichter bestehenden Faktion, nenne ihm unter dem Siegel der Verschwiegenheit einige dem Theaterdirektor feindliche Namen, bezeichne sie dem Dichter als dessen ärgste Feinde, und der Recensent wird ohne Zweifel über dieselben wie eine wüthende Dogge herstürzen. Recensenten, welche keine

Stücke dichten, aber doch groſie Stücke — auf eine wohlbeſetzte Tafel halten, ſich leicht verlieben, und dergleichen, ſind auf ähnliche Art ſehr leicht zu fangen, wie die Mäuſe mit Speck. Jeder Menſch, beſonders ein eingebildeter Dichter oder dünkelvoller Recenſent, hat ein ſchwaches Haar auf ſeinem Haupte, woran ihn der Teufel faſſen kann; man muß es nur zu finden wiſſen. Freibillete ſind die Tirailleurs einer Bühne; wie eine große Armee nicht ohne Tirailleurs beſtehen kann, ſo wird auch eine große Bühne ohne Freibilleten nie gedeihen. Man bedenke nur, welche Mühe durch dieſelben dem Caſſier erſpart werde! Ja, wenn ein verſtändiger Theaterdirektor ſeiner Bühnenleitung eine Schürze aus dieſen Feigenblättern wollte machen laſſen, ſo hätte der Caſſier bald gar nichts mehr einzucaſſiren, und die Freibilleten würden das gemeine Geſchlecht bezahlter Billeten bald auf immer verdrängen.

Methhaus-Spektakel!

(Harmlose Herzensergießungen rechtschaffener Dienstmädchen.)

An den jährlichen vier Dienstwechselzielen findet man in den hiesigen Methhäusern alte und junge, schöne und häßliche, gute und schlimme Dienstmädchen, welche sich wenige Stunden vor dem Eintritte in die Dienste der neuen Herrschaften, bei verschiedenen Gläsern Meth und „Leckerln" (Lebkuchen) von ihren Abenteuern bei den alten (vorigen) Herrschaften wechselseitige Mittheilungen machen. An solchen Nachmittagen strömen auch die Mädchenfreunde in die Methhäuser, und mustern die junge Garde. Wir bringen hier unsern lieben Lesern einige Skizzen, die wir nach der Natur gezeichnet haben.

(Ein Tiſch, woran ſieben Mädchen ſitzen: Fanny, Marie, Gertraud, Kreszenz, Peppi, Urſula, Babette. Mehrere Herren in der Nähe belauſchen ſie.)

Peppi. Noch eine Halbe, Jungfer Kellnerin!

Marie. (Stoßt ſie mit dem Ellenbogen.) Wo denkſt Du denn hin? Wir zwei haben ja ſchon anderthalb Maß getrunken!

Peppi. Ei was, ich muß auch einmal eine ſüße Stunde haben; bittere Stunden hab' ich in dieſem langen Vierteljahre genug erlebt.

Gertraud. Wie ſo, liebe Peppi?

Urſula. Das mußt Du uns erzählen.

Peppi. Du kennſt ja meine ſogenannte gnädige Frau, die Büchſelmadame; die hat mir die Erdäpfel und Schwefelhölzl vorgezählt, und ſo oft ich auf den Markt ging, hätte ich vom Marktinſpektor ein Atteſtat bringen ſollen, wie viel man um einen Pfenning Grünes bekommt.

Urſula. Das wäre mir die Rechte, ſo eine könnte ich brauchen; da müßte ich bald meinen Kaffee bei der Haarbuderbaberl aufgeben, wenn ich in der Frühe auf den Markt gehe.

Peppi. Ich wollte nicht ſagen, wenn die Büchſelmadame für ihren Mann hauſen thäte; aber der Wachtmeiſter mit dem langen Schnurrbarte, der Wachtmeiſter, der ißt und trinkt halt gern, viel, oft und gut. O, du lieber Him-

mel! Wenn's ihr Mann wüßte! Aber der Spindigen will ich's einträuken!

Babette. Das geht noch an; aber mich hat die Eifersucht der Madame aus dem Dienste gedrückt. Der gute Mann ist erst vier und zwanzig Jahre alt, und hat nun den alten sieben und fünfzigjährigen Pantoffel geheirathet. Das Weib hütet den ganzen Tag hindurch wie ein Drache das Zimmer; der arme Mann sitzt da und arbeitet den ganzen Tag; seine einzige Erholung fand er, wenn der Drache in die Kirche geflogen war, und er ein vernünftiges Wort mit mir sprechen konnte.

Gertrud. Das möchte ich im Hause nicht probiren; da sind die gespreizten gnädigen Frauen immer gleich mit der Polizei und mit dem Schub da, und machen das größte Aufsehen, ohne zu bedenken, daß sie sich selbst die Nase abschneiden.

Fanny. Ja wohl, und doch ist manche Frau selbst keinen Schuß Pulver werth. Vor einigen Tagen, an einem sehr kalten Abende, war der Liebhaber von meiner Frau da, einer von der Feder, der mir selbst schon Anträge machte, die ich aber verschmähte; es schaut ja nichts heraus bei ihm. Was thut nun der verwegene Mensch? Er vertraute der Frau, daß ich um seine Liebe mich bewerbe. Nun war Feuer im Dache. Ich wurde ganz blaß vor Zorn; denn eine solche

Schlechtigkeit war mir noch nie vorgekommen. Rache war nun mein einziger Gedanke.

Marie. Nun, die Rache war eben nicht schwer.

Fanny. Du hast Recht; aber eine so vollkommene Rache hätte ich mir nicht träumen lassen.

Kreszenz. Wie so?

Fanny. Der Herr von der Feder saß in Hembärmeln gar vergnügt bei seiner Charmanten, und zerlegte einen Kapaun so geschickt, daß ich mir dachte, wenn der Mensch so gut mit der Feder umgehen kann, wie mit dem Messer, so giebts keinen Geschicktern in seinem Bureau. Der Herr war im Theater, ging nach demselben immer in eine abonnirte Gesellschaft, und kam vor halb zwölf Uhr Nachts nie nach Hause.

Peppi. Jetzt riech' ich schon den Braten; der Herr ist gewiß unvermuthet nach Hause gekommen.

Fanny. So ist's! Auf einmal schellt es zweimal; so machte es immer der Herr, wenn er nach Hause kam.

Gertraud. O weh, da war guter Rath theuer!

Babette. Hat er sich nicht in einen Kleiderschrank, oder unter die alte Wäsche versteckt?

Ursula. Ist er nicht in den Kamin hinaufgestiegen?

Fanny. Dazu war keine Zeit mehr. Er zog schnell seinen Rock an, und steckte seine Kappe in die Tasche. Nun wollte er in den finstern Gang hinaus, um sich in einer Ecke

ſo lange zu verbergen, bis der Herr Gemahl im Zimmer wäre.

Krescenz. Kein übler Gedanke!

Marie. Ei wie ſchlau!

Fanny. Dazu war er viel zu langſam. Zum größten Unglücke ſteckte der Herr den Schlüſſel an der Thüre der Wohnung an. Da fiel mir ein ganz neues Mittel ein. Schnell riß ich das Fenſter auf; der Liebhaber mußte ſich der Länge nach quer auf das Blumenbret legen; nun machte ich das Fenſter wieder zu, und ſtellte den Kapaun in die Bücherſtelle des gnädigen Herrn. Da war er am ſicherſten; denn der Herr ſchaut ſeine Bücher oft Monate lang gar nicht an. Die Frau ſtrickte ganz unbefangen an ihrem Strumpfe, und ich ging in die Küche hinaus, als der Herr eben zur Thüre eintrat.

Babette. Brav, Fanny! Das war ein guter Einfall!

Krescenz. So geſcheit wär' ich nicht geweſen; ich hätte ihn höchſtens unter das Bett verſteckt.

Gertraud. Das iſt ſchon ein alter Spaß; der hilft nichts mehr.

Peppi. Wie ging's nun weiter?

Fanny. Der gnädige Herr ſchimpfte über das Theater, und machte Miene, ſich zu entkleiden. Nach einigen Minuten ſagte die Frau, indem ſie ihn zärtlich küßte: „Liebes Männchen, heute mußt Du mich ſchon in Deine Geſellſchaft

führen. Die X. war da; ſie wird auch mit ihrem Manne hinkommen; dann können wir zwei Weiber nach Herzensluſt miteinandern plaudern.“ Nun müßt Ihr wiſſen, der Herr ſieht die X. gern, und dieß wußte meine Frau, und machte darauf ihre Rechnung. Richtig antwortete er, wie ſie es erwartet hatte: „Ihr Weiber gehört in's Haus; laß Du die X. hinrennen, wohin ſie will. — Jetzt bring mir ein ein Stück Braten, dann will ich noch ein Glas Bier in der Geſellſchaft trinken.“ Die Frau ſtellte ſich, als ſchmolle ſie. Der Herr aß, blieb länger als eine Stunde da, um ſeine Frau zu verſöhnen, und ging endlich.

Urſula. Gott ſey Dank!

Marie. Die hat's verſtanden!

Fanny. Wir machen das Fenſter auf, und der Liebhaber — war ſo erſtarrt vor Kälte, daß wir ihn für todt hielten. Wir zogen ihn herein, und rieben ihn tüchtig mit Schnee, bis er wieder zu ſich kam. Ich aber war ſo malizös, und nahm auch kleine Steinchen aus den Blumentöpfen, und rieb damit dem Herrn von der Feder ſo tüchtig das Geſicht, daß er ausſah, als hätte man ihn durch eine Diſtelſtaude gezogen.

(Allgemeines Gelächter der Mädchen.)

Fanny. Warum biſt denn Du von Deiner affektirten Perſonage weg, Marie?

Marie. Wegen der Kleidung. Stell Dir nur vor, die

weiß und roth angestrichene Runkunkel wollte haben, ich sollte das Haar gescheitelt, und ohne Locken tragen; nun hat aber mein Schorsch, der in einer Buchhandlung Ausläufer ist, und daher sich gewiß viel mit den Büchern beschäftiget, gesagt: „Marie," hat er gesagt, „trag Locken, so siehst Du aus, wie eine Gräfin in einem Neujahr-Allem Mann nach; Du hast zwischen den Locken einen so lieben schwärmerischen Zug, so was Gutwilliges, Romantisches, Verwegenes; thu mir die Locken nicht weg!" Natürlich verlasse ich lieber den alten Spinnrocken als meinen Schorsch.

Ursula. Grad recht, daß Du vom Spinnen sprichst; mich hat das Spinnen vertrieben. Das ewige Schnurren des Rädchens ist mir so fatal, und den Katarrh hab' ich gar nie verloren. So oft die Alte den Fuß aus dem Zimmer setzte, riß mir der Sohn, der Student, immer den Faden entzwei. Und dann das ewige Commandiren! Der alten Hexe konnte ich doch gar nichts recht machen. Sie duldete mir gar nichts von Seide auf dem Leibe, nicht einmal seidene Strümpfe und Schuhe von weißem Atlas, ohne die ich an Sonn- und Feiertagen gar nicht in die Kirche gehen könnte. „Eine Magd kann sich von ihrem Lohne keine seidenen Kleider anschaffen," — sagte sie oft; — „so was könne nicht mit rechten Dingen zugehen. Wenn ich mir etwas erspare, so sollte ich es für mein Alter zurücklegen." Da bedank ich mich schönstens! Ich will mich putzen, so

lange ich noch jung bin; eine alte Schachtel ſchaut ohnehin kein Menſch mehr an.

Gertraud. Haſt recht, Urſel, man muß etwas auf ſeinen Leib verwenden; wir müſſen es auch mit dem Leibe verdienen, und die ganze Woche hindurch uns plagen genug, wie ein armer Hund. Schau nur wie ſchnippiſch: „es könne nicht mit rechten Dingen zugehen.“ Man ſucht Niemand hinter dem Ofen, wenn man nicht ſelbſt hinten geſeſſen iſt. Meine armſelige Madame hätte gar oft nichts zu nagen und zu beißen gehabt, wäre ich nicht ſo ein g[illegible]ier Narr geweſen, meinen ſeidenen Oberrock, meine ſilbergeſtickte Haube, meine goldene Halskette u. ſ. w. für ſie in's Pfandhaus zu tragen.

Krescenz. Davon kann ich leider auch ein trauriges Lied ſingen. Die Herrſchaft mußte auf jedem Ball, bei jedem Gaſtmahle ſeyn, nach Großheſelloh fahren, und in St. Emmeran gute Fiſche und delikaten Kaffee genießen. Der Fleck reichte nicht aus. Da mußte dann immer das liebe Zenzerl aushelfen; zuletzt wäre ich im Hemde dageſtanden, ſo hätten ſie mich ausgezogen. Freilich durfte ich aber auch thun, was ich wollte; der Liebhaber kam alle Abend zu mir; war ſchönes Wetter, ſo machten wir einen Spaziergang. Ich wollte es der Frau nicht gerathen haben, ein Wort dagegen zu ſagen, ich hätte ihr gleich die Verſatzzettel unter die Naſe gehalten.

Peppi. Ganz recht, Zenzerl; Wurſt wider Wurſt!

Meine Frau war auch eine rechte Gans; ſie konnte den ganzen Tag hindurch nichts thun, als Lindauer'ſche und Wildmoſer'ſche Werke leſen, und verſtand vom Kochen gar nichts. Sie war ſo dumm, daß ſie nicht einmal wußte, daß eine Brodſuppe von Brod gemacht wird. Und doch gab ſie mir alles vor, aber immer ſo viel, als ich begehrte, weil ſie nicht wußte, wie viel nothwendig war. Die hab' ich aber blau anlaufen laſſen! Jeder Tag trug mir im Durſchnitte ſechs und dreißig bis vierzig Kreuzer ein.

Babette. Das iſt geſcheit! Von Rechtswegen ſollten wir die Frauen ſeyn, weil wir gemachte Frauen ſind, und die Frauen unſere Mägde; wir wollten ſie ſchon ranſchiren, daß es eine wahre Luſt wäre.

Peppi. Aber mit lauter Schwätzen hab' ich vergeſſen, Euch zu fragen, wohin Ihr jetzt in Dienſt geht? Bei meiner Bürgersfrau wollte ich nimmer bleiben; die Tochter muß alle Tage in der Frühe mit ihrer Baſe in die Meſſe, und Sonntags in die Predigt; da werden Beſtellungen gemacht, und die Alte läßt die beiden Mädchen ohne Aufſicht auf den Bällen herumſchwärmen. Das ſind die Früchte der Heuchelei. Der Alte ſitzt im Laden und arbeitet mit einer Magd, die ihm wie ein Geſelle Dienſte leiſtet. Es wäre beſſer, ſie ſchauten fleißiger auf ihr eigenes Kind, das kaum noch weiß, ob das weiße Brod auf dem Baume oder an der Staude wächst, als daß ſie über das Betragen anderer Mädchen rai-

ſoniren. Ich kann das ſcheinheilige Weſen nicht ausſtehen. Nun komm' ich zu einem Redakteur, der braucht mich nur zum Streichen der Zeitungen, ich habe gar keine harte Arbeit zu verrichten.

Fanny. Und ich komme zu einem geiſtlichen Herrn!

Urſula. O weh, eine Pfarrerköchin!

Fanny. Was Du in den Tag hineinſchwätzeſt! Ich werde keine Pfarrerköchin, aber ich wollte, ich wäre eine; Pfarrerköchinnen ſind ja ausgemachte Frauen.

Urſula. Ausgemacht kann ich überall werden. Ich werde Köchin bei einem Schauſpieler; zu kochen giebt's da nicht viel, und der Handel mit Freibilleten tragt mir auch manchen Sechſer ein. Auch hat er mir ſchon verſprochen, mich zu einer Liebhaberin abzurichten, ſo daß ich in kurzer Zeit mein Brod ſelbſt verdienen kann.

Babette. Mich thut mein voriger Herr auf ein Zimmer; da kann ich die Madame ſpielen, und brauche mir keinen Finger naß zu machen.

Marie. Ich lerne das Kleidermachen; dabei hat ſchon manches Mädchen eine Verſorgung gefunden.

Babette. (ſpöttiſch) Da lernt man freilich allerlei! Manche hat an ſolchen Orten auch ſchon etwas gefunden, was ſie nicht geſucht hat. Das hab' ich ſelbſt ſchon erfahren.

Marie. (lachend) Ja ſo! Es iſt aber ſchon geſtorben, nicht wahr?

Babette. Ja freilich.

Krescenz. Als Kammerjungfer will ich mein Glück versuchen; (leise) meine zwei Kinder sind eingekauft, und somit hält mich nichts auf.

Gertraud. Ich habe schon Alles probirt, aber nirgends thu' ich gut; jetzt will ich zum Theater gehen. Ich habe als Kellnerin sehr viele Herren, und einige Dichter kennen gelernt, die mir schon Rollen einstudirt haben. Auf diese Anhänger kann ich mich verlassen; sie waren im Kaffeehause immer die größten Schreier; wenn die mich nicht bei dem ersten Auftreten herausschreien, so ist's kein Mensch im Stande. Dienen mag ich durchaus nicht mehr.

Einer von den Herren. Was bleibt Ihnen aber zuletzt übrig, meine schönen Kinder, wenn Sie alles Mögliche probirt haben, und niemals zufrieden sind?

Alle sieben Mädchen zugleich: Dann werden wir barmherzige Schwestern — im allgemeinen Krankenhause.

Der falſche Neptun.

Jedermann kennt ja den bärtigen Neptun mit dem gewaltigen Dreizacke, der auf dem ſchönen Brunnen im Hofgarten zu München ſteht, womit unſer kunſtliebender König den Hofgarten geſchmückt hat. Oft ſchon hörte ich auf meinen einſamen Wanderungen durch die große Alleen von ſchattigen Kaſtanien, in deren Mitte ein luftiger Tempel zu rheumatiſchen Schmerzen einladet, wie geduldarme Mägde den allzufröhlichen Kindern die Drohung zuriefen: „ſie ſollten ſogleich ſtill ſeyn, ſonſt würde der alte Herr mit dem langen Barte heruntersteigen, und ſie ohne weiters aufgabeln.“ Wie es mit allen Drohungen geht, die nie erfüllt werden, ſo ging es auch mit dieſen; der alte Herr ſtieg nie herab, und die Kinder lachten die Mägde nur aus. Bei ſolchen Gelegenhei-

ten bleibe ich gewöhnlich ſtehen, um die oft recht naiven Einfälle der Kinder zu hören. So kam es, daß ich den Neptun einmal recht ins Auge faßte, und zwar ſo lange, bis ich meinte, er bewege die Lippen, als wolle er athmen oder ſprechen, hielt's jedoch für ein Schwirren vor dem Geſichte, weil ich die Augen allzuſtark angeſtrengt hatte.

Eines Abends gehe ich wieder an dem Brunnen vorüber; es mochte etwa fünf Uhr ſeyn. Da hörte ich plötzlich meinen Namen nennen. Ich ſchaue um, erblicke aber Niemand. Dieſelbe Stimme läßt ſich wieder vernehmen, und ich ſehe wieder Niemand. Sollte ich vielleicht plötzlich ein Bauchredner geworden ſeyn, dachte ich mir, ohne daß ich das ſelbſt wüßte, und ſollte ich ſelbſt meinen Namen genannt haben? Nehmen mir's doch Manche ſchon ſo gewaltig übel, daß ich mit dem Munde ſo viel ſpreche; wenn nun auch noch die Bauchſprache dazu käme!

„Neptun iſt's, der Ihnen ruft!"

Raſch mein Auge zum Standbilde aufſchlagend, erblicke ich den alten Herrn, wie er eben mit möglichſt freundlicher Miene den Mund ſchließt, und mit dem Kopfe nickt.

„So iſt es dennoch wahr?" fragte ich mich ſelbſt ganz überraſcht. „Sollte die Drohung der Mägde nicht aus der Luft gegriffen, ſollte ihnen vielleicht ſchon Aehnliches begegnet ſeyn?"

„Womit kann ich Ihnen dienen, Herr von Neptun?"

erwiederte ich mit Artigkeit, und glaubte ihm durch dieſes chriſtliche „Herr von" eine beſondere Ehre zu erweiſen.

„Möchten Sie nicht die Güte haben, in einer Stunde wieder zu mir zu kommen, da ich eine Bitte an Sie zu ſtellen wünſche, zu deren Erfüllung wir der Dunkelheit bedürfen?"

„Recht gerne. Bin ich gleich nicht Theſeus, der bei Ihnen in beſonderer Gunſt ſtand, ſo hoffe ich Ihnen doch beweiſen zu können, wie ſehr ich Ihres Vertrauens würdig ſey. Seyen Sie mit mir ganz offenherzig, Herr von Neptun; geht Ihnen vielleicht das Waſſer aus? In dieſem Falle will ich mich herzlich gerne bei dem Herrn Redakteur A..... für Sie verwenden, damit er Ihnen einige Jahrgänge ſeiner Zeitſchrift ſende; Sie ſind dann vollkommen geborgen."

„Nein, mein lieber Freund," verzeihen Sie mir dieſen vertrauten Ton, „mein Wunſch iſt von ganz anderer Art. Ich zähle auf Ihr gütiges Verſprechen, mich in einer Stunde wieder zu beſuchen. Adieu!"

Dieſes „Adieu" klang mir ſo preziös, daß ich mich ein wenig darüber ärgerte. Neugierig, dieſes Abenteuer zu beſtehen, ging ich zu Tamboſi, um ein Glas Wein zu trinken. Ich meinte, Jedermann müſſe mir's in den Augen leſen, was in mir vorgehe; wenn zwei Perſonnen miteinander ſprachen, ſo ſchlich ich hinzu, um zu hören, ob ſie nicht vom Neptun ſich unterhielten. Während mir die artige Demoiſelle Tam-

bosi ein Stück Kuchen schnitt, lenkte ich das Gespräch auf den schönen Neptunsbrunnen, und spann es so lange fort, daß sie mich mit dem Verdachte neckte, ob mir vielleicht eine wasserholende Nymphe so viel Interesse für den alten Knasterbart, — sie meinte den Neptun — eingeflößt habe. Bei dieser kühnen Bezeichnung wurde mir ganz unheimlich; ich fürchtete, er möchte sich an der lieben Tamposi rächen, wie er einst an Hyppolit die Rache des eifersüchtigen Vaters vollzog.

Sechs Uhr hatte es geschlagen; ein dichter Nebel stieg zwischen den Kastanienbäumen herab, und begünstigte mein Unternehmen. Raschen Schrittes verließ ich das Kaffeehaus und stand in einem Augenblicke vor dem Herrn v. Neptun.

„Hier bin ich zu Ihren Diensten!"

„Nun hören Sie mich, mein Lieber! Schon längst wünschte ich, die schönen Freskogemälde in den Arkaden zu sehen, wovon ich die Vorübergehenden so viel Rühmliches sprechen höre; auch gelüstet es mir, einmal bei Herrn Tamposi eine Flasche Cypernwein zu trinken, und einige Partien Billard zu spielen. Wollen Sie nicht so gefällig seyn, und ein Stündchen anstatt meiner als Neptun auf diesem Brunnen zu figuriren?"

Ich habe zwar schon manche Rolle auf der Welt gespielt, und bin auch schon auf Liebhaberbühnen aufgetreten, namentlich in der Gesellschaft des Frohsinns so lange, bis ich mich

selbst nicht mehr hören mochte, aber einen Neptun habe ich noch nie vorgestellt.

„Mit Vergnügen erfülle ich Ihren Wunsch, wenn nur Niemand die Verwechslung merkt, allenfalls ein Invalide, der mich herunterprügelt?"

„Seyen Sie unbesorgt; daran denkt Niemand. Leihen Sie mir nur Ihren Hut und Ihren Mantel."

„Lassen Sie sich doch zuvor bei dem Landarzte in der Theatinerschwabingergasse rasiren: Ihr Bart ist ja zu auffallend, und dürfte Sie wohl verrathen."

„O nein; ich gebe mich für einen pensionirten Sappeur der alten Garde Napoleons, oder für einen polnischen Juden aus."

Ich überließ ihm Hut und Mantel, kletterte über das nächste Bassin hinauf, nahm den Dreizack in die linke Hand, und postirte mich mit majestätischer Haltung.

Neptun eilte den Arkaden zu.

Kaum waren fünf Minuten vorüber, als zwei Gensd'armen des Weges kamen, wovon der eine plötzlich stehen blieb, und zu dem andern sagte: „Sieh nur einmal, was ist denn das? Der Neptun hat ja die Heugabel jetzt gar in der linken Hand, anstatt in der rechten."

„Ei was, vielleicht hat er sich umgedreht; das Gesicht ist des Nebels wegen nicht mehr zu erkennen."

„Umdrehen? Warum nicht gar? Er selbst kann sich ja

nicht umdrehen, und ohne beſondere Gründe würde die königliche Hofgartenintendanz eine ſolche Umdrehung nicht angeordnet haben. Wie wär's, wenn wir den Neptun arretirten?"

Welch ein komiſcher Einfall, den Neptun zu arretiren, und ein polizeiliches Protokoll mit ihm abzuhalten! Inzwiſchen wurde mir bei dem Gedanken, auf der königlichen Polizeidirektion entneptuniſirt, und erkannt zu werden, doch etwas bange. Zum Glücke lachte der Andere, und zog ihn ſpottend mit ſich fort.

Bald darauf näherten ſich durch die Hauptallee zwei junge Männer im lebhafteſten Geſpräche. Da ſie einige mir ſehr bekannte Namen nannten, ſo lauſchte ich mit geſpanntem Ohre.

„Alſo haſt Du wirklich mit Deiner Louiſe ganz gebrochen?"

„Ganz! Ich habe nun dieſe Schlange durchſchaut, und ſehe klar, wie ſchändlich ſie mich betrogen hat."

„Wie ſo?"

„Eines Morgens ſitze ich neben ihr. Sie ſingt mit ihrer wunderſchönen Stimme ein italieniſches Schifferlied zur Harfe, das ich mit den klagenden Tönen meiner Clarinette begleite. Thränen perlten in ihren Augen. Was fehlt Dir, Geliebte?" fragte ich theilnehmend. „Hat der Sinn des Liedes, oder die ſchwärmeriſche Melodie Dich ſo weich geſtimmt?"

„O nein,“ erwiederte ſie; „ich gedenke nur des traurigen Looſes einer von meinen beſten Freundinnen. Sie liebt einen jungen Edelmann, und wird wieder geliebt, oder vielmehr wurde geliebt; denn ſeit einiger Zeit ſcheint dieß Verhältniß durch eine gewiſſe Kälte von ſeiner Seite getrübt zu werden, welche den Frieden meiner Freundin, ja vielleicht ihr ganzes Lebensglück vernichtet. Sie iſt unvorſichtig, und neckt gerne; dadurch reizte ſie ihn, und wollte doch nicht verſöhnlich einlenken, ſondern trieb dieſe muthwillige Neckerei ſo weit, daß es ſcheint, er habe ihr nun gänzlich entſagt. Sie fühlt ſich höchſt unglücklich, und glaubt ohne ihn gar nicht leben zu können. Das Verhältniß war von der Art, daß ſein Ehrgefühl als Edelmann allerdings eine Ausſöhnung mehr als wahrſcheinlich macht, nur muß ſie den erſten Schritt der Annäherung thun; dieß ſoll nun in einem mit Offenheit, aber auch mit der ſchonendſten Feinheit verfaßten Briefe geſchehen. Sie bat mich, weil ſie nur mir allein ſich anvertrauen will, dich um dieſe Gefälligkeit zu erſuchen.“

„Unter der Bedingung, daß die Reinſchrift von einer andern Hand gemacht werde, erklärte ich mich ſogleich bereit, ihrem Wunſche zu entſprechen, ſetzte mich hin, und entwarf, von dem ſüßen und zugleich ſtolzen Bewußtſeyn begeiſtert, das Lob der Geliebten zu ernten, einen mit Geiſt, Phantaſie und Gemüth gezierten Brief, der den feinſten Diplomaten verrieth. Sie las ihn mit der größten Aufmerkſamkeit;

bald wurde ſie bleich, bald roth, und zuletzt verhehlte ſie nur mühſam die Thränen gerührter Theilnahme. Liebevoll ſank ſie an meine Bruſt; ein Feuerkuß lohnte meine geringe Mühe."

Nach einigen Tagen flog ſie fröhlich auf mich zu..

„Nun, lieber Eduard," rief ſie, „Deine Feder hat geſiegt. Meine Freundin iſt mit ihrem Geliebten ausgeſöhnt; ſie lieben ſich jetzt glühender als jemals."

Ungefähr nach vier Wochen ſtehe ich in der Teichlein'ſchen Conditorei auf dem Promenadeplatze, am Fenſter neben einem Aſſeſſor, und befreunde mich eben mit einem Stückchen Punſchkuchen, als Louiſe über den Promenadeplatz wandelt.

Von einer mir unbegreiflichen Laune überraſcht, ſage ich ſcherzend zum Aſſeſſor: „Sehen Sie, Herr Aſſeſſor, da geht eben Ihr Liebchen!"

Ueber und über erröthend, ſtammelt dieſer: „Ei, wie haben Sie denn dieß erfahren? Hielt ich's doch immer ſo geheim, daß ich nimmermehr geglaubt hätte, ein Dritter wiſſe etwas davon."

Dieſes von der Ertappung abgenöthigte Geſtändniß wirkte nun gerade ſo auf mich, wie meine Frage auf ihn. Mein abwechſelndes Erröthen und Erbleichen war ihm höchſt auffallend. Ich entſchuldigte dieſen Verrath der innern Gemüthsbewegung mit meinem Aerger über die zufällige Entdeckung eines Verhältniſſes, das er gern geheim gehalten hätte.

„Also ein Nebenbuhler," dachte ich, „und mein Blut gerieth in Wallung. Weiberränke! Die Beste taugt nichts!"

Natürlich konnte ich nicht fragen, ob er sich etwa erst kürzlich mit ihr versöhnt habe. Um nach und nach mehr zu erfragen, mußte ich öfter in seine Nähe kommen. Da ich aus eigener Erfahrung weiß, wie leicht der Wein die Zunge löse, bat ich ihn, am nächsten Mittwoch mein Gast im golnen-Kreuz zu seyn. Er nahm die Einladung an.

An dieser stets reich besetzten Tafel saß ich zwischen ihm und einem angenehmen jungen Manne, den man „Herr Baron" nannte. Bald erfuhr ich seinen Namen. Das Gespräch kam bald auf Damenliebe und Damentreue. Der Baron behauptete, der Liebende solle sich ja nichts vergeben, die Sprödeste müsse doch zuletzt, wenn sie auch noch so sehr zürne, zuerst die Hand zur Versöhnung bieten. Viele verwarfen diese Ansicht als höchst ungalant; Einige behaupteten sogar, ein schönes und kluges Mädchen würde sich zu diesem Schritte gar nicht verstehen. Durch diese Ansicht in seiner Eitelkeit tief gekränkt, zog der Baron einen Brief hervor, öffnete ihn und sprach: „Meine Herren, ich gebe Ihnen mein Ehrenwort, daß eins der schönsten Mädchen von München diesen Brief an mich schrieb, worin sie mich um Wiederversöhnung bat. Der Brief ist zugleich ein merkwürdiger Beweis eines hochgebildeten Geistes, und einer seltenen Sprachgewandtheit. Ich würde die Delikatesse verletzen, durch die Vorlesung auch

nur einer einzigen Stelle die Möglichkeit zu erleichtern, der Verfasserin auf die Spur zu kommen."

Mein Adlerauge hatte schon die Form des Briefes erkannt, und die erste Zeile gelesen, ehe sich's der Baron nur versah. Der Assessor glühte wie eine Pfingstrose; seine Schriftzüge erklärten ihm alles; es war der Brief, den ich vor Kurzem entworfen hatte. Du kannst Dir meine Gefühle denken. Dem Assessor blieb vor Entsetzen eine Truthahnskeule im Munde stecken, und ich stürzte den Bordeaux in Strömen hinunter, damit es nur der Angst nicht gelingen möge, mir die Kehle zuzuschnüren. Da saßen zwei gefoppte Liebhaber, und gafften den Beglückten an! O, die Nachkommen der Schlange im Paradiese sind zahlreicher als die Sandkörner am Meeresufer! Treuloses, heuchlerisches Weibergeschlecht!

„Und was thatest Du nun, armer Freund?"

„Was der Ritter that in Schillers Ballade „der Handschuh" ich verließ sie zur selben Stunde. Aber ich kann den ungeheuren Schmerz getäuschter Liebe nicht ertragen; ich will mich erschießen!"

„Um Gottes willen, wähle keinen so geräuschvollen Tod; wenn Du denn durchaus sterben willst, so stirb eines stillen Todes; hänge Dich — an eine Andere!"

Unwillig über diesen Scherz zog ihn der getäuschte Briefschreiber fort, und gleich darauf lös'te Neptun mich von mei-

nem abentheuerlichen Poſten ab. Er dankte mir auf das Verbindlichſte für meine Gefälligkeit, erzählte mir, wie gut er ſich inzwiſchen unterhalten habe, und bat mich, ſein Freund zu bleiben, und ihn noch öfter mit meinen Beſuchen zu beehren.

Die Mittheilung meines Abenteuers ergötzte ihn ungemein. „Solche Geſchichten ſind mir nichts Neues," ſagte er; „ich bin faſt täglich Augen- und Ohrenzeuge ſolcher Dinge, und wenn Sie ein Intereſſe daran finden, ſo ſollen Sie von Zeit zu Zeit entweder mündlich oder ſchriftlich davon in Kenntniß geſetzt werden; nur bitte ich, mit den nöthigen Schreibmaterialien mich gütigſt zu verſehen."

Schon hatte ich Abſchied genommen, als Neptun mich fragte, ob ich gerne Wein trinke?

Natürlich ſagte ich ja.

„Nun ſo kommen Sie nur immer an jedem Sonnabend, Abends acht Uhr; da ſprudeln aus den vier Röhren meines Brunnens viererlei Weinſorten, die Sie zuvor wählen können; ich habe dieß Kunſtſtück dem berühmten Herrn D..... bei ſeinen Vorſtellungen im königlichen Hoftheater an der Reſidenz abgelernt. Alſo auf Wiederſehen!"

Gute Freunde, die mit mir ein Glas Wein trinken wollen, belieben sich also nur an jedem Sonnabende um die bezeichnete Stunde bei dem alten, sehr ehrenwerthen Hrn. v. Neptun im Hofgarten gefälligst einzufinden, und aus Vorsicht auch ein Glas mitzunehmen.

Achtzehnstündige Frackschmerzen.

Achtzehnstündige Frackschmerzen.

Zur Zeit meiner schnellfüßigen Jugend, da mein Blut noch wie Champagner in den Adern perlte, erschien ich auf einem glänzenden Festballe, den die Gesellschaft des Frohsinns in München zur Feier des Geburtsfestes der Königin Karoline im großen Saale des Hubergartens vor dem Karlsthore veranstaltet hatte. Lampenspaliere zwischen dem frischen Grün der Bäume und Gesträuche erhellten den Eingang; Blumenguirlanden und Vasen schmückten die Treppe, und gelungene Transparente mit Brillantchiffern, buntfarbigen Seidedraperien und Fahnen von blauer und weißer Farbe schmückten die breiten Wände des hohen Saales. Der lieben Eitelkeit über die Gebühr fröhnend, opferte ich beinahe drei Stunden meiner Toilette. Nun stand ich aber auch da, wie ein aus dem

neuesten Almanache der Pariser-moden gerissenes Kupferblatt; nur ein Schnürleibchen fehlte mir noch, wozu ich jedoch, der Bequemlichkeit wegen, nie mich entschließen konnte. Fünf Halsbinden vom feinsten Fadenbattist versagten mir die gewünschte künstliche Rosenschleife, in deren Schooß ein aus Rosetten geformter Amor funkeln sollte; die sechste erst entsprach vollkommen. Mein Haar duftete wie eine Jasminlaube. Damals war eben die neueste Deutschheit im Anzuge: ungekämmtes, struppiges Haar, mehr Bart als Gesicht, ein nackter Hals, ein altdeutscher Rock, aus dessen Taschen ellenlange Pfeifenröhre wie Rauchtelegraphen schauten, und moderne Pantalonhosen. Solche Exemplare wandelten auch im Saale hin und her, und bildeten derbe Folien zu meinem Ballcostüm. Eine von mir gedichtete Festhymne mit voller Orchesterbegleitung eröffnete den Ball. Verliebte und Wahnsinnige haben nur eine einzige Idee, und stehen in so naher günstiger Verwandtschaft, daß man oft mit Recht sagt: „der ist doch närrisch verliebt!"

An der Brüstung des dem Haupteingange gegenüberstehenden Fensters stand ich fast regungslos, die Augen nach der Schwelle gerichtet, über welche die ersehnte Dame meines Herzens schreiten mußte. Noch war sie nicht da, und hatte mich doch am Morgen noch so heilig versichert, daß sie ganz gewiß auf dem Balle erscheinen, und drei Walzer und einen Cotillon mit mir tanzen werde. Die Gesellschaft des Froh-

sinns bildete damals noch so zu sagen eine einzige Familie; sie war nicht zahlreich; die Mitglieder kannten sich sehr gut, brachten wenigstens zwei bis dreimal in der Woche ihre Frauen, Töchter und Schwestern mit, und häufig fehlte bei ländlichen Ausflügen nicht ein einziges Mitglied. Ohne die Achtung oder Schicklichkeit zu verletzen, wurde durch dieses gesellige Leben eine Art wechselseitiger Vertraulichkeit begünstiget, wodurch die Gesellschaft einen ganz eigenen Reiz erhielt, der späterhin durch die allzugroße Vermehrung der Mitglieder, und durch widrige Zeitverhältnisse nach und nach sich verlieren mußte.

So kam es, daß alle Augenblicke eine muntere Frau, oder ein schelmisches Fräulein sich mir näherte, und gar spitzig fragte: „ob ich in einer Verzückung sey, oder einen Geist sehe, indem ich meinen Blick nicht von der Thüre wende?"

Dem Jäger gleich, der auf ein edles Wild lauert, konnte ich meine Aufmerksamkeit nicht theilen; meine Ruhe schien ihnen verdächtig, da ich sonst immer so ziemlich zu den Lebendigen in der Gesellschaft gehörte; ich antwortete sohin einer von den schönen Fragerinnen: „Wie können Sie glauben, daß ich aus irgend einer besondern Absicht hier stehe! Wissen Sie denn noch nicht, daß ich gerade auf Sie ein Auge habe?"

„Ja wohl," erwiederte sie, „haben Sie ein Auge auf mich, aber das andere auf die Thüre."

Und mit diesen Worten sprang sie lachend von mir weg.

Schon wurden die Violinen zum ersten Walzer gestimmt, schon dröhnten einzelne Paukenschläge durch den Saal; die Tänzer drängten sich durch die Gruppen, ämsig ihre Tänzerinnen suchend; ich arme verlorne Schildwache der Sehnsucht stand noch immer auf meinem Posten, nach der Thüre schauend, wie Schillers Ritter Toggenburg nach dem Fenster seiner Lieben, nur nicht so bleich, und wahrscheinlich ständ' ich noch zur Stunde auf jener verhängnißvollen Stelle, wäre sie nicht erschienen. Endlich aber trat die anmuthstrahlende Dame meines Herzens, himmelblau gekleidet, weiße und rothe Rosen in den blonden Locken, an der Seite ihrer Mutter in den Saal, und rasch stand ich vor ihr, trunken von innerer Seligkeit sie begrüßend.

Doch mit dem Blicke des größten Erstaunens trat Emilie einen Schritt zurück, und sprach: „Sie hier?"

„Ja, wo denn sonst, mein liebes Fräulein? Glauben Sie denn, daß irgend etwas meine Seligkeit aufwiegen könnte, mit Ihnen zu tanzen?"

„Warum schrieben Sie mir aber vor drei Stunden, daß eine augenblickliche Reise Sie des Vergnügens beraube, auf dem Balle zu erscheinen?"

„Ich sollte Ihnen geschrieben haben? Davon weiß ich keine Sylbe!"

„Und doch ist es so; meine Mutter fand es sogar etwas

unzart, daß Sie ein ganz einfaches Blatt wählten, und die Aufschrift auf den Umschlag von einer fremden Hand machen ließen."

„Um Gotteswillen, wozu diesen quälenden Scherz?"

„Kein Scherz! Nehmen Sie mein Souvenir, Sie finden darin das Briefchen, das mir ein Bedienter in blauem Fracke überbrachte."

„Ich falle aus den Wolken! Aber die verabredeten Tänze bleiben mir doch?"

„Ich muß Ihnen offen gestehen, daß ich sie bereits wieder zwei Gesellschaftsmitgliedern zusagte, die kurz vor der Toilette einen Besuch in unserm Hause gemacht haben. Lesen Sie nur Ihren Brief; was konnte ich thun?"

Die Mutter hatte sich eben von einer Gruppe von Herren, die ihr des schönen Töchterchens wegen eifrig den Hof machten, entfernt, um mit Emilien an einem für ihre Familie gedeckten Tische im Nebensalon Platz zu nehmen.

Ich flog über die Treppe hinab in den Garten, und öffnete in der Ecke der beleuchteten Kegelbahn das verhängnißvolle Souvenir, um den unglaublichen Uriasbrief zu lesen.

Kaum traute ich meinen Augen, als ich wirklich meine eigenen Schriftzüge auf einem Oktavblättchen Papier von ganz gemeiner Abkunft erblickte, und folgendes las:

„Liebenswürdige Emilie!

„Mit dem tiefsten Bedauern melde ich Ihnen, daß eine augenblickliche Reise mich des Vergnügens beraube, auf dem heutigen Balle zu erscheinen.

„Bruckbräu."

Das Briefchen enthielt weder Jahr, Monat, noch Tag, noch die herkömmliche Schlußformel der Artigkeit, die ein Verehrer des schönen Geschlechtes am wenigsten außer Acht lassen soll.

Ich fiel zum zweitenmale aus den Wolken, und doch war die ganze Sache sehr einfach. Das Räthsel werde ich weiter unten lösen.

In den Saal zurückkehrend gab ich Emilien und ihrer Mutter eine rechtfertigende Erklärung, und versicherte sie zugleich, daß ich nun auf den Ball selbst verzichte, da mir die Krone desselben entrissen sey, und daß ich es für unmöglich erachte, ein Augenzeuge des Glückes Anderer zu seyn, die ich bei aller Lebensphilosophie dennoch beneiden müßte. Unter dem Vorwande, mir so eben auf der Treppe den rechten Fuß überstaucht zu haben, entschuldigte ich mich bei den Damen, die mich bereits als Tänzer notirt hatten, und spielte im Erdgeschoße des Gebäudes, um mich zu zerstreuen, drei und dreißig Parthien Billard; neunzehn verlor ich glücklich, weil ich so zerstreut spielte, daß ich die Bälle für Ballnebenbuh-

ler hielt, gewann jedoch die letzte, die wir contre spielten, und während mein Gegner diesen fatalen Strich durch seine Rechnung mit verschränkten Armen vor der kreideweißgerippten Marqueurtafel anstaunte, suchte ich Stärkung bei einem gebratenen Huhne, und gesellte mich dann, immer im Ballcostüm, zu den Turnschiebern auf der Kegelbahn, die sich den Spaß machten, mit einer vier und zwanzigpfünder Kugel zu schieben.

Nachts eilf Uhr meldete mir mein Bedienter, daß ich an der Tafel des Fräuleins Emilie zum Souper erwartet werde. Nach einer solchen Kraftanstrengung durfte ich allerdings hoffen an der Tafel noch besser zu sitzen, als zu Pferd. Emilie schien böse aus Mißbilligung meiner fortdauernden Entfernung. Ich benahm mich gegen sie artig und zuvorkommend, und vermied jede Anspielung auf das Vergnügen, welches sie etwa an der Seite eines glücklicheren Tänzers mochte genossen haben, wodurch ich sie vollends wieder für mich gewann. Von meinen Freunden erfuhr ich den Namen des Gesellschaftsmitgliedes, das von Emilien mit den mir zugedachten Tänzen beglückt wurde. Dieser Herr war erst kürzlich in den Verein aufgenommen worden, und schien der Einzige unter Allen, welcher mit meinen Ansichten nicht recht harmoniren wollte. Mit süßen Mienen und Worten suchte er bei Emiliens Mutter sich geltend zu machen, ohne Zweifel in der Ueberzeugung, daß in den meisten Fällen der Weg zum Her-

zen des Töchterleins durch die Bresche der mütterlichen Gunst führe. Bald durchschaute ich ihn als meinen Gegner und Nebenbuhler, und bewachte jedes seiner Worte, jeden seiner Blicke, ohne auch nur durch einen Schein von Eifersucht eine Blöße zu geben.

Die Mutter sehnte sich nach Ruhe; der Vater, ein Freund strenger Ordnung, hatte überdieß die Rückkehrung nach Hause vor ein Uhr Nachts, ohne Begleitung, außer dem Kammermädchen, zur Bedingung gemacht; als ein pünktlicher Geschäftsmann, dem seine Gesundheitsumstände die genaueste Sorgfalt geboten, konnte er an dem Balle nicht Theil nehmen. Ich führte Emilien am Arme an den Schlag des Wagens, mein Gegner, Herr v. K*, die Mutter. Diese Politik hätte ich auch befolgt, wäre er mir nicht dadurch zuvorgekommen, daß er bei dem Aufbrechen in dem Augenblicke der Mutter den Arm bot, als ich Emilien ihren Shawl reichte.

Auf der Wendung der Treppe drückte mir Emilie ein kleines Billet in die Hand, ohne ein Wort zu flüstern; denn dicht hinter uns ging die gefährliche Nachbarschaft, und im Falle der Ueberraschung wäre wohl auch noch der häusliche Zwist dazu gekommen.

Der Wagen rollte fort; ich schlich unbemerkt in den Keller hinab, um bei dem Zwielichte einer ärmlichen Lampe den ganzen Reichthum der Kabinetsentschließung des allmächtigen Amor zu lesen. Sie lautete:

Mein Lieber!

„So eben eröffnete mir meine Mutter, daß wir morgen mit dem Onkel nach Ammerland fahren, wo seine Nichte ihre Hochzeit feiert. Herr v. K* versprach auch dahin zu kommen. Es würde mich sehr freuen, Sie dort zu finden.

„Ihre Freundin

„Emilie."

Das Billet war mit Bleistift geschrieben, die Schriftzüge verriethen eine ängstliche Eile. Meine schönen Leserinnen werden fragen, wie denn das liebe Kind dieses Billet so ganz unbemerkt schreiben konnte? Was werden sie aber dazu sagen, wenn ich sie versichere, daß Emilie das Billet, zwischen ihrer Mutter und Herrn von K* sitzend, ja sogar in meiner eigenen Gegenwart, geschrieben hat, ohne daß ich es selbst gewahr wurde? Und doch war es so.

Die Mutter hatte von diesem Ausfluge vor dem Souper gesprochen, und von diesem Augenblicke an zerbrach sich die holde Emilie das schöne Lockenköpfchen, um ein Mittel zu finden, mich davon in Kenntniß zu setzen. Die Liebe ist erfinderisch. Sie schlug nach dem Souper ein Gesellschaftsspiel vor, wobei jede Person heimlich sechs Worte angab, welche Emilie auf ein von ihrem Taschentuche bedecktes Blatt Papier schrieb. Man reichte ihr mehrere Blätter, wovon sie eines benützte, um mir schnell das Billet zu schreiben, wäh-

rend sie sich bisweilen stellte, als habe sie die Worte nicht recht verstanden, und durch die Wiederholung Zeit gewann, wieder eine Zeile für mich auf das Extrablättchen zu schmuggeln. Als es fertig war, praktizirte sie es in eine Falte des Taschentuches, zog das Blatt für das Gesellschaftsspiel hervor, und steckte das Taschentuch sammt dem zusammengeknitterten Billet in den Redicul. Durch das Loos wurde nun eine Person bezeichnet, der die Wahl von jenen Worten frei stand, worüber sie witzige Bemerkungen machen mußte.

Möge dieser kleine Beweis weiblicher List hinreichen, meine Ueberzeugung zu rechtfertigen, daß tausend Augen nicht im Stande sind, die genialen Erfindungen eines liebenden Mädchenherzens zu bewachen. O ihr armen Männer, wie oft wähnet ihr auf der höchsten Zinne eures Glückes zu wandeln, und ihr steht doch nur auf einem rosenverhüllten Vulkane der bittersten Täuschung!

Die Schattenseite meines Triumphes über den Nebenbuhler trat erst mahnend hervor, als ich zu Hause am Fenster lag, und nachsinnend über den getrübten Ballgenuß in die sternenhelle Nacht hinausschaute. Das Ehrgefühl sprach: „Du wirst doch nicht nach Ammerland gehen, wohin Emilie Dich lud, da ihre Mutter Dich nicht eingeladen, und dadurch gezeigt hat, daß sie Deine Gegenwart bei jenem ländlichen Feste nicht wünsche? Willst Du Dich aufdringen?“ Da flüsterte mir die Liebe zu: „Was kümmert Dich Emiliens Mut-

ter, und ihre Einladung! Wo Emilien weilet, dort iſt auch Dein Poſten. Die Mutter weiß ja nichts davon, daß Emilie Dich einlud, ja daß Du auch nur auf irgend eine andere Art von dieſem Ausfluge in Kenntniß geſetzt biſt. Es kann Dich ja eben ſo gut der Zufall nach Ammerland geführt haben. Iſt das Feſt im Schloſſe, ſo genüge Dir das Vergnügen, wenigſtens in Emiliens Nähe zu ſeyn; wird es im Gebäude des Hausmeiſters gehalten, welcher Gäſte bewirthet, ſo haſt Du ja ohnehin freien Zutritt. Alſo „dahin, wo Deiner Liebe zarte Roſen blühn!“

Selbſt mit minder wichtigen Gründen würde die Liebe geſiegt haben. Man glaubt ſo gerne, was man wünſcht, und vor allen andern Menſchen wiſſen Liebende ihre Entſchlüſſe am beſten zu beſchönigen. Nach einem kurzen Schlafe war ich marſchfertig. Ein dunkelgrüner Frack wurde gewählt, vor meinem blauen entſetzte ich mich förmlich, weil ich an den gleichfarbigen des verwünſchten Bedienten mich erinnerte, welcher meiner lieben Emilie den unglaublichen Abſagebrief gebracht hatte.

Um fünf Uhr Morgens wanderte ich über Sendling hinaus. Zwei Gründe beſtimmten mich, den Weg zu Fuß zu machen: meine Lieblingsneigung, und die alte Bemerkung, daß die Liebe durch jedes auch noch ſo geringe Opfer, wär's auch nur der Fußmarſch einiger Stunden, ſich geſchmeichelt fühlt. Mein liebes München iſt wegen Veränderlichkeit der

Witterung berüchtigt; ich nahm daher auch dießmal einen Regenschirm mit, wie ich es bei allen Ausflügen auf das Land mache, und wodurch ich schon oft wasserscheue Damen zwar nicht unter die Haube, aber doch unter ein schirmendes Dach gebracht habe; freilich bin ich bei solchen Gelegenheiten selbst bisweilen, so oder so, aus dem Regen in die Traufe gekommen. Wer viel mit Damen umgeht, muß die Kunst verstehen, sich in die Umstände fügen, und jede Rolle spielen zu können. Die Geschichte nennt uns Monarchen, welche die Zeitereignisse gezwungen haben, Schullehrer u. s. w. zu werden; käme ich jemals in einen solchen Fall, so dürfte ich ohne Scheu als Kammermädchen in Dienst treten, da ich die Verrichtungen derselben genau kenne, mit Ausnahme des Frisirens; weil ich aber in der Kunst: „durch die Hechel zu ziehen," schon häufig und nicht ohne Erfolg, mich geübt habe, so dürfte ich wohl auch in kurzer Zeit die Dressur der Haare mir zu eigen machen.

An diesem wunderschönen Morgen verglich ich die Natur mit einem großen Ballfeste. Die Sonne war die tausendstrahlige Girandole; die Bäume des Parkes bildeten die grünen Blumengewinde an den Wänden des Saales; die bunten Vögel auf den Zweigen ersetzten bei weitem die durstigen Musiker auf ihrem Brettergerüste; die stolzen Hirsche und schlanken Rehe begrüßte ich als verwünschte Herren und Damen, und betrachteten mich als ihren fahrenden Ritter, der ge-

kommen war, ſie zu erlöſen. — An der Säule mitten im Parke, auf welcher der Zug der Römerſtraße von Salzburg nach Augsburg bezeichnet iſt, dichtete ich ein Sonett an meine Emilie, worin ich die Himmelswonne, mit ihr in dem romantiſchen Ammerland getanzt zu haben, mit glühenden Farben ſchilderte. Ich war in demſelben Falle, wie manche Recenſenten, die über eine theatraliſche Darſtellung, auch ohne ſie geſehen zu haben, eine Kritik ſchreiben. Amor mochte ſich wohl an Apollo beſchwerend gewendet haben, ſonſt hätte der Muſengott für dieſe himmelſchreiende Sünde gegen die Begeiſterung mich unmöglich ſo furchtbar beſtrafen können, wie meine ſchönen Leſerinnen nun bald vernehmen werden.

Gar vergnügt ſaß ich im obern Geſchoße des hölzernen Pavillons neben dem Jägerhäuschen, wo ſich die Wanderer durch den langweiligen Park gewöhnlich zu laben pflegen. Ich kenne viele Menſchen, ſelbſt Freunde von mir, welchen die Liebe Schlaf und Eßluſt raubt. Bei mir war von jeher der Fall umgekehrt; ich ſchlief nie beſſer, und aß zu keiner Zeit mit größerem Appetite. Entweder beherrſchte mich eine verzehrende Liebe, oder ſie war von ſo reingeiſtiger Natur, daß ſie von dem Körperlichen gar keine Notiz nahm. Die verzehrende Liebe aß mit mir, daher der größere Bedarf, die reingeiſtige ſtörte meinen Magen in ſeinem pflichtſchuldigen Dienſteifer nicht; die Erklärung iſt ſohin doppelt gegeben.

Recht gemüthlich machte ich mit dem weſtphäliſchen Schin-

ken aus dem Schornſteine des Parkjägers mich bekannt, und trank den Nektar der Ceres, — treffliches Bier, — während friſche Butter und Käſe die Reſerve bildeten, als ich von weitem eine Staubwolke ſich erheben ſah, aus welcher nach und nach eine Art Omnibus hervorrollte, worauf faſt lauter Bekannte von mir ſaßen. Ich malte ihnen mit den nächſten dienſtbaren Worten die Behaglichkeit des Augenblickes, mit der freundlichen Einladung zur Theilnahme, obgleich, — man denke ſich meine innere Stimmung! — der fatale Herr v. K° unter ihnen war. Kaum erkannte er mich, als er ſeinen Nachbar ſchnell etwas halbleiſe in das Ohr flüſterte. Die Herren erwiederten, ſie hätten beſchloſſen, in Berg zu frühſtücken, und der Nachbar lud mich ein, unter ihnen Platz zu nehmen, um ſchneller an mein Ziel zu kommen. Natürlich ſchlug ich dieſe Einladung aus, theils weil ich weder müde ſcheinen, noch gleichſam eine Gnade annehmen, und auch meinen Beſtimmungsort um ſo weniger verrathen wollte, als ſie Alle den ihrigen — Ammerland — verſchwiegen, obgleich mir der Anblick des Herrn von K° keinen Zweifel mehr geſtattete.

„Wohin geht denn eigentlich Ihre Reiſe?“ fragte der Nachbar.

„Nach dem Buchhof, wo ich einige Freunde erwarte, und dann mit dieſen nach Ebenhauſen,“ erwiederte ich.

„Nun, nach dem Buchhofe müſſen wir auch; der Kutſcher

hat dort einen Brief abzugeben," fuhr der Nachbar fort; „geben Sie uns doch Ihren Frack mit als Unterpfand, daß wir das Vergnügen haben werden, Sie dort zu ſehen; die Hitze iſt ja ohnehin höchſt drückend; warum ſollten Sie Ihren Frack auch noch auf den Schultern ſchleppen; im Buchhofer Sommerkeller könnten wir dann wohl noch ein Stündchen verplaudern, bevor wir uns trennen."

Und ſiehe da, ich gab ihm meinen Frack, und der Wagen rollte durch das geöffnete Gatter, und alle Köpfe drehten ſich, und wünſchten mir glückliche Reiſe, und baldiges Wiederſehen!

Da ſaß ich nun, fracklos und einſam, und hätte gerne geſungen: „Guter Mond, du gehſt ſo ſtille" u. ſ. w., um mich aufzuheitern, aber der gute Mond ſchien nicht, und ging nicht, und ein paniſcher Schrecken ſchnürte mir plötzlich die Kehle zu, ſo daß das letzte Stück Schinken, zwiſchen Seyn und Nichtſeyn ſchwebend, mir im Munde ſtecken blieb.

Eben wollte ich nämlich die Bezahlung vorbereiten, griff in alle Taſchen, und bemerkte zu meinem größten Entſetzen, daß meine Börſe — im Fracke geblieben war.

Das Sprüchwort: „Wer kein Geld hat, ſieht einem Narren gleich," iſt ſo aus dem wirklichen Leben genommen, daß ſich Jedermann ſtündlich davon überzeugen kann. Aber im unverſchieblichen Augenblicke der Nothwendigkeit kein Geld zu haben, iſt gerade ſo, als ein Ueberfall des Feindes, wenn

man keine Waffen hat. Es giebt Augenblicke im Menschenleben, wo man mit der Weisheit der sieben Weisen Griechenlands, mit Tugend und allen Vorzügen des Geistes und Körpers kein Stück Brod bezahlen kann; ich besaß alle diese Vorzüge — nicht, und es war jetzt gleichviel, denn bezahlen konnte ich dennoch nicht. Wie Karl VII. ausrief:

„Kann ich Armeen aus der Erde stampfen?" hätte ich sagen können:

„Kann ich denn Sechser aus dem Aermel schütteln?"

Nun erst begriff ich das ganze Gewicht von Schillers Worten:

„Der Uebel größtes ist die Schuld!"

Was war zu thun? Geradezu sagen, wie sich die Sache verhalte? Das wollte ich nicht; falsche Scham hielt mich zurück. Der frühere Parkjäger, der mich genau kannte, war versetzt worden. Durchbrennen, wie man zu sagen pflegt? O pfui, selbst bei dem Vorsatze, auf dem Rückwege zu bezahlen. Wie leicht hätte man mich bemerken, und mir nachrufen können. Welche Schande! Ein Pfand zurücklassen? Nicht viel besser, als ein offenes Geständniß! Mein Gott, dachte ich mir, wenn ich nur jetzt ein Rath wäre, damit ich mir rathen könnte! In meinen Knabenjahren wähnte ich immer, einem Rathe könne ein guter Rath gar nicht fehlen. Diesen Köhlerglauben habe ich seitdem glücklich abgelegt. Plötzlich zündete der Funke: „ich wollte die Zeche mit dem

eigenen Gelde des Wirthes bezahlen.“ Glücklicherweise fiel mir das kluge Auskunftmittel eines bedrängten Familienvaters ein, der damals, ungefähr zwei Jahre, die Hausmiethe nicht bezahlen konnte, und sich nicht besser zu helfen wußte, als daß er — das Haus kaufte. Etwas Aehnliches wollte ich nun auch versuchen. Der Parkjäger stand unter der Thüre, als ich am Wagen mit meinem Bekannten sprach, wovon er einige bei ihren Namen gegrüßt hatte. Daß er also kein Mißtrauen in meine Person setzen werde, konnte ich überzeugt seyn; er durfte ja nur bei jenen, die so vertraut mit mir schienen, Nachfrage halten.

„Herr Förster,“ fragte ich, als er eben zu mir trat, und gar freundlich über das schöne Wetter mit mir sprach, und mit zuvorkommender Gefälligkeit Feuer für meine Cigarre schlug, „haben Sie kein Dienstholz zu verkaufen?“

„O ja, zwei Klafter.“

„Wie theuer die Klafter?

„Acht Gulden!“

„Das ist sehr theuer!“

„Aber welches Holz! Da sehen Sie nur einmal gefälligst hinüber; Holz wie Nußkern!“

„Wohlan, aber ich muß versichert seyn, daß ich das Holz am nächsten Freitag Morgens in meinem Hause habe.“

Ich zog nun meine goldene Repetiruhr ganz nachläßig her-

aus, um auf diese Weise wenigstens den Schein der Wohlhabenheit zu retten.

„Ganz gewiß; Sie können sich bestimmt darauf verlassen.“

„Nehmen Sie mir's nicht übel, Herr Förster! Ihr Wort in Ehren; es kann sich aber oft Manches ereignen, was man nicht vorher sieht. Holz brauche ich nun einmal, und zwar längstens bis zum Freitage. Es könnte schlechtes Wetter einfallen, wodurch die Klafter Buchenholz gleich wieder um einen Gulden oder einen Gulden dreißig Kreuzer stiege. Auf Sie verlasse ich mich, daher werden Sie es auch billig finden, daß Sie mir für jede Klafter einen halben Kronenthaler Darangeld geben. Ich kaufe mein Holz gewöhnlich auf dem Lande, und pflege es immer so damit zu halten.“

„Mit wahrem Vergnügen,“ erwiederte der Förster, und legte einen Kronenthaler auf den Tisch.

„Wie können Sie mir aber Geld geben, Herr Förster, ohne nur zu wissen, wer ich bin?“

„O darüber seyen Sie ganz ruhig; die Herren da, die eben vorüberfuhren, haben ja Ihren werthen Namen —

— Ich verbeugte mich —

„— oft genug genannt. Also am Freitage! Ganz bestimmt am Freitage!“

Mit diesen Worten entfernte er sich mit tiefen Bücklingen.

O Kronenthaler des Schickſals, könnt' ich doch irgendwo Dich finden, um in dankbarer Rückerinnerung der damaligen Rettung Dich noch einmal an mein Herz zu drücken, und zwar auf die linke Seite, wo das Herz liegt, nicht wie jener Schauſpieler, der in der Banditenbraut den Julius an ſeine rechte Seite drückte, und ſprach:

„O fühle, Sohn! an meines Herzens Schlägen" ꝛc.

So einfältig war ich nun aber doch nicht, die Zeche mit dieſem Thaler zu bezahlen; die Magd hätte den Thaler wahrſcheinlich vom Förſter wechſeln laſſen; was hätte ſich dieſer denken müſſen, wenn ſein Gehirn nicht ſo hart wie ein Nußkern, nämlich wie ſein Buchenholz, geweſen wäre? Zum Glücke kam ein wackerer bürgerlicher Kaffeemacher mit ſeiner wohlgenäherten Frau Gemahlin in eigener Prachtequipage angefahren; der Kaffeemacherkutſcher wechſelte mir den Thaler, und zog dabei eine Börſe hervor, die hinreichte, noch zehn andere zu wechſeln. Ich bezahlte und ging. Rebus in angustis vir fortis appare! ſagt Horaz; frei überſetzt: „Wenn Dir das Waſſer an den Hals geht, ſo ſchwimm!" So war denn der erſte Frackſchmerz glücklich verſchmerzt! Ach, er gehörte nur zu den erſten falſchen Wehen einer ſchlimmen Geburt!

„Fröhlich und wohlgemuth
Wandert das junge Blut u. ſ. w."

durfte ich ſagen, als ich das Weite gewann, denn von dem

eben erlebten Abenteuer war in meiner heitern Seele nichts geblieben, als die Erinnerung an das Komische meiner Lage. „Nur nicht verzagt, nur nicht den Kopf verloren!“ rufe ich Jedem zu, damit er in irgend einem schwierigen Verhältnisse nicht den Kürzern ziehe, oder untergehe. Manches gestaltet sich anfangs so finster, daß ein kleinmüthiges Herz das Schlimmste fürchtet. Es geht jedoch im menschlichen Leben wie in der Natur. Bisweilen verfinstert der Himmel sich zur drohenden Nacht; ein einziger Windstoß zerstreut das Gewölk, und die Sonne leuchtet wieder so freundlich und offen auf uns herab, als habe sie nur eben einen schwarzen Reitermantel abgelegt, in den sie ihren lichtgewobenen Körper hüllte, um keinen Schnupfen zu bekommen. Selbst aus mancher Todesgefahr hat mich Entschlossenheit, Geistesgegenwart gerettet. Kein Knoten im menschlichen Leben ist so fatal geschürzt, daß er nicht durch besonnene Klugheit sich lösen ließe. Nur nicht die Hände gerungen und träge gejammert. Hilf Dir, so wird Dir der Himmel helfen! Ich sage mit Don Carlos:

„Ich gebe nichts verloren, als die Todten!“

Hastig schritt ich vorwärts, und war nicht mehr weit von dem rechts gar anmuthig hingestellten Dörflein Wangen entfernt, als ich in einer Ferne von etwa dreihundert Schritten dicht am Graben der Straße etwas Dunkles liegen sah. Eine innere Ahnung nannte dieß unheimliche Wesen — Frack, und

näher kommend, fand ich sie bestätigt. Dem Zorne wäre es beinahe gelungen, auch meinen philosophischen Gleichmuth in den Straßengraben zu werfen, als ich, gelinde gesagt, die Rohheit dieses Verfahrens von Seite einer befreundeten Reisegesellschaft in ihrem ganzen Umfange würdigte. Die Lage des Frackes gab mir fast die völlige Ueberzeugung, daß er nicht durch Zufall vom Wagen fallen konnte, sondern daß ihn irgend einer aus der Gesellschaft auf die Straße warf, in der Hoffnung, daß ich unmittelbar aufbrechen, ihn finden, und über diese Beleidigung mich ärgern würde. Und doch drängte sich mir wieder ein Zweifel auf. Wie mochten sie es wagen, den Frack von sich zu werfen, da leicht der Zufall einen Fremden herbeiführen konnte, der ihn entwedete? Mußten sie mir dann nicht den Schaden vergüten?

Schon erwog ich das passende Benehmen zu allen denkbaren Fällen der Wirklichkeit, als ich den verhängnißvollen Frack erreichte, rasch aufhob, und über die Schulter warf.

Da donnerte mir ein kräftiger Baß aus dem nahenden Gebüsche zu: „Den Frack liegen lassen in's drei ** Namen!“

Ein gutes Wort findet ein gutes Ort, sagt das Sprichwort; ich machte also Fronte, um doch auch die Person zu sehen, welche vielleicht mehr Anspruch auf die eben vernommene Stimme, als auf den Frack haben konnte. Sie blieb auch nicht lange aus, sondern erschien sogleich in einer Hal-

tung, welche ihre vorausgegangene Beschäftigung mit der Natur errathen ließ. Diese Person nun war ein Drucker aus einer lithographischen Anstalt in München, der mich kaum erkannte, als er sich sehr artig entschuldigte, ohne jedoch sein Erstaunen über mein Gelüsten nach einem fremden Fracke verhehlen zu können. Denn er legitimirte sich sogleich als Eigenthümer desselben. Als ich ihm meinen Unfall erzählte, brach er in ein solches Gelächter aus, daß er sich niedersetzte, und den Bauch mit beiden Händen hielt. Vergebens versuchte ich es, von ihm einen nähern Aufschluß über die vorbeigefahrene Reisegesellschaft zu erhalten; sein Lachen nahm kein Ende, und noch bei der Krümmung der Straße, welche seine werthe Person meinen Blicken entzog, vernahm ich das Echo seines Gelächters. Als ich acht Tage darauf wieder des Weges kam, blickte ich unwillkührlich schon von weitem nach der Stelle, wo ich den lachenden Bassisten verlassen hatte, in der sehr verzeihlichen Vermuthung, ihn noch auf dem alten Platze sitzen, und mit der von mir so bewunderten Bravour auch jetzt noch lachen zu hören.

O wäre doch der Schmerz „ausgelacht zu werden," mein letzter Frackschmerz gewesen!

Mit dem günstigsten Winde, nämlich von der zärtlichsten Sehnsucht nach meinem Fracke getrieben, landete ich am Buchhofe. Da wußte der Wirth nichts von einem Briefe, den er hätte erhalten sollen, nichts von einem bei ihm hinterlegten

grünen Fracke. So blau auch der Frack war, so bunt kam mir jetzt der dumme Spaß vor. Der Sommerkeller war an diesem Tage gleichfalls geschlossen, wegen einer Reparatur, und somit war jeder Zweifel gehoben, daß ich wohl noch lange ein frackloser Sohn des Schicksals bleiben müsse. Ich beschloß nun, wo möglich zwischen der Anhöhe von Kempfenhausen und der Niederung des Gestades, gerade nach Ammerland zu gehen, und dort meinen Frack auf eine verständliche Weise zu reklamiren.

Die Hitze wurde immer drückender; ich spannte meinen Regenschirm auf, und glich nun so ziemlich dem Robinson Crusoe.

Leider konnte ich in Hemdärmeln nicht das galante Berg besuchen, mußte auf die Buchhäuser und auf Almannshausen verzichten, und auf Pfade mich beschränken, die wenig besucht waren.

So geschah es, daß ich mit großer Mühe über einen Zaun stieg, um ein dichtes Buchenwäldchen zu gewinnen. Kaum war ich zwanzig Schritte weit durch das hohe Gras geschritten, als hinter einer Nußstaudenhecke ein tüchtiger Landmann hervorsprang, und mir die Wahl ließ, entweder sogleich einen Gulden dreißig Kreutzer Schadenvergütung wegen Betretens eines verbotenen Weges zu bezahlen, oder mich pfänden zu lassen. Da dieser Feldherr, — oder Herr der Felder, — nicht zu Geßners weichherzigen arkadischen Schäfern gehörte,

welche durch süße Worte von klingenden Blumen und duftendem Mondscheine so leicht gerührt wurden, so mußte ich schon zu einem andern Hülfsmittel schreiten.

„Ich wußte nicht, daß dieser Weg verboten sey," gab ich zur Antwort; „ich stieg nur über den Zaun, um zu sehen, ob kein Fußpfad hier vorüber führe; Du hast das Recht, mich zu pfänden. Allein Geld kann ich Dir jetzt nicht geben, weil ich dem Fischermeister von Ambach eine Zahlung zu machen habe, und noch nicht weiß, ob ich mit meiner Baarschaft ausreiche. Du kannst unterdessen meinen Frack nehmen, den ich hinter dem Zaune liegen ließ, bis ich zurückkehre und ihn auslöse. Merke Dir aber, daß, wenn dem Fracke das Geringste geschieht, was ihm oder mir nicht recht wäre, so verklage ich Dich bei dem Landgerichte, und Du mußt mir ohne weiters einen Neuen kaufen."

Der Bauer erwartete das Ende meiner Worte kaum, um sich des angewiesenen Pfandes zu bemächtigen, und ich hatte eben so wenig Lust, ihn zurückkehren zu sehen, sondern eilte wie Atalanta, kaum die Spitzen des Grases berührend, dem Walde zu. Wie lange der Feldherr meinen Frack suchte, weiß ich nicht; vielleicht sucht er ihn noch zur Stunde, in keinem Falle aber hat er ihn früher gefunden, als ich.

Im süßen Schatten einer Buchengruppe ruhte ich aus. Bald kam ein fröhlich singendes Mädchen des Weges, mit dem ich sogleich ein Gespräch anknüpfte.

„Woher, mein liebes Kind?"

„Von Ammerland!"

Das Mädchen schien mir ein Bote des Himmels.

„Da muß ja auch schon ein Wagen Kameraden von mir angekommen seyn?"

„Ei freilich! Das sind lustige Herren! Sie erwarten eine Gesellschaft von Frauenzimmern, und haben sich nun im Hause meines Vaters, des Fischertoni, — Ihr müßt ihn ja kennen, wenn Ihr schon öfter nach Ammerland gekommen seyd, — als Fischermädchen verkleidet, um die Gesellschaft zu überraschen. Das hat Mühe gekostet, bis wir für die sieben Herren weit und breit die Kleider zusammenbrachten. Sie haben alle ihre Röcke und Westen abgelegt. O, es wird heute noch recht lustig; in Berg sind die hohen Herrschaften angesagt, die kommen auch nach Ammerland; eine Küchenmagd vom Schloß, die gerade von der Messe in Aufkirchen nach Hause ging, hat mir's ganz gewiß anvertraut."

„Wohin gehst Du denn jetzt?"

„Am Buchhof muß ich noch zwei Bierfuhren bestellen."

„So leb wohl, liebes Kind! Wir sehen uns schon noch heute!"

Wie ein alter schlauer Brandfuchs oft auf einer Fuchsjagd sich dicht hinter einem Zaune hinschleicht, und so dem Auge des lauernden Jägers entwischt, hatte ich die Eichenplanke des Gebietes von Berg glücklich umgangen, und schickte

mich an, hinter den Buchhäusern eilenden Laufes die Anhöhe hinter Almannshausen zu gewinnen, als ich unfern von mir zwei bekannte Damen strickend sitzen sah. Ich duckte mich hinter eine nahe Staude, und schaute durch die dünnen Oeffnungen der Zweige, und das erste, was ich sah, war das blondlockige Köpfchen eines holden Knaben, des Söhnleins von einer jener Damen, der auf der andern Seite der Staude kleine Waldblümchen pflückte, und sich bestürzt nach der Ursache des Geräusches umsah, das mein plötzliches Bücken veranlaßte.

Er kannte mich sehr gut. Vergebens rief ich ihm leise zu: „Sey still, Wilhelm, ich will Deine Mutter überraschen!"

In der Freude seines Herzens schrie er laut: „Mutter! Mutter! da sieh einmal her, wer sich hinter der Staude versteckt hat!"

Das Wort „versteckt" drang mir durch alle Glieder. Rasch sprang ich den Damen, sie artig begrüßend, entgegen.

Sie fragten, „woher ich denn so erhitzt komme, ohne Rock, wohin ich gehe, warum ich so verdächtig mich versteckt habe, und daß ich nun ohne weiters mit ihnen frühstücken müsse; es befänden sich noch mehrere meiner Bekannten in ihrer Gesellschaft, und es wäre abscheulich von mir, wenn ich ihre Einladung ausschlüge.

Beide Damen machten einen kurzen Prozeß mit mir, nah-

men mich in ihre Mitte, und wollten mich so der Gesellschaft aufführen. Nun galt es, auf der Stelle eine rechte scharmante Lüge zu ersinnen, um los zu kommen, ohne unartig zu scheinen. Meinen Frackschmerz wollte ich durchaus nicht gestehen.

„Ich appellire an Ihr gefühlvolles Herz, meine schönen Damen," begann ich; „Sie mögen dann urtheilen, ob ich Ihre mir so schmeichelhafte Einladung annehmen darf, oder nicht. Ich komme von Ebenhausen, um den Herr Pfarrer von Seeshaupt zu besuchen. Im Walde kurz vor Aufkirchen finde ich einen alten Holzhauer, der sich mit seiner Axt eine tiefe Wunde in den Fuß geschlagen hat. Ich verband ihn mit meinem Reisehemd. Dringend bat er mich, ihm bei dem Jäger von Almannshausen eine Wundsalbe zu holen, die in solchen Fällen wahrhaft Wunder wirke. Bedenken Sie, meine Damen, daß solche Wunden Eile gebieten, besonders bei dem hohen Alter des Unglücklichen; wie leicht könnte der Brand eintreten, und wie schwer würde das Bewußtseyn, durch meine Verzögerung der Hülfe seinen Tod veranlaßt zu haben, auf meinem Gewissen lasten. Uebrigens bitte ich Sie herzlich, der Gesellschaft unser Zusammentreffen gänzlich zu verschweigen, da die böse Welt so gerne geneigt ist, die Erfüllung der heiligen Pflichten der Menschenfreundlichkeit, wenn sie nicht im Verborgenen geschieht, als eitle Prahlsucht zu bezeichnen."

Die Damen wurden bleich bei meiner Erzählung; Thränen traten ihnen in die schönen Augen, und der kleine Wilhelm fing zu heulen an, als ob er selbst die Wunde am Fuße fühlte. Sie griffen in ihre Taschen, um mir Spenden der Milde für den Verwundeten zu geben, die ich jedoch mit dem Bemerken ablehnte, daß ich selbst für ihn bestens sorgen wolle. Ihre Bestürzung benützend, verschwand ich zwischen den Bäumen.

Die Moralisten werden diese Nothlüge mißbilligen, aber die Umstände mich wenigstens entschuldigen, wenn auch nicht rechtfertigen. Die beiden Damen hätten mich in ihren Plappermäulchen-Zirkel gezogen, und mich Gott weiß wie lange festgehalten. Auch ohne ausgelacht zu werden, wäre ich im Nachtheil gewesen. Die Zeit drängte; der Fischerantoni war nun die Achse, um welche sich meine Revanche-Gedanken brütend drehten.

In Almannshausen, dessen Laubenbelvedere rechts vom Schlosse eine reizende Fernschau nach der Insel Wörth und den romantischen Villen des jenseitigen Ufers bereitet, lockte mich meine alte Vorliebe für diese trauliche Friedensstätte zur Behausung des Jägers hin, um mich von den ausgestandenen Frackschmerzen zu erholen.

Ein hübsches, schlankes Bürgermädchen mit dunklen Haaren, — Marie hieß der liebe Schelm, der nun selbst schon ein eben so großes Schelmchen, ein holdes Töchterchen be-

ſitzt, — ſaß mit ihrem Geliebten, einem jungen trefflichen Rechtsgelehrten aus München, an einem Seitentiſchchen, ſervirte gar anmuthig Kaffee und Butterſchnitten, und ſchien in Gott ſelig zu ſeyn, obgleich ihr eigentlicher Bräutigam in einem fernen Landſtädtchen vielleicht eben mit einem ellenlangen Sehnſuchtbriefchen an ſeine treue Braut beſchäftiget ſeyn mochte. Marie hatte aber, was ich ſehr verſtändig fand, zwei Deckmäntel der Schicklichkeit bei ſich, ihre Mutter und einen geiſtlichen Herrn Vetter. Betrogene Männerwelt, dachte ich, ich will dich rächen! Ich nahm in der Nähe dieſes Reiſequartetts Platz, und als mich Marie mit ſpröden Nonnenaugen maß, und gar zimperlich fragte, was ich denn Neues zu erzählen wiſſe, improviſirte ich aus dem Stegreife eine Duodeznovelle, wozu mir Mariens Täuſchung des Bräutigams den Stoff lieh. Sie wußte nicht, daß ich dieſes Verhältniß ganz genau kannte, und wechſelte während meines ganz unbefangenen Vortrages alle Augenblicke die Farbe. Am Schluſſe erſchöpfte ich das reiche Capitel weiblicher Intriguen, und ſchloß mit einer brillanten Lobrede auf die treuen Mädchen, als deren würdiges Vorbild ich die liebe Marie bezeichnete. Wie verlegen ſie dabei wurde, läßt ſich wohl denken, aber ſchwerlich beſchreiben. Doch raſcher als der Donner dem Blitze folgt, ereilte das rächende Schickſal meine triumphirende Bosheit, denn kaum hatte ich mein Novellchen vollendet, als ich hinter der Kegelbahn den verwünſchten Feld-

herrn auftauchen, und sich mir nahen sah, dem ich eine mündliche Anweisung auf meinen unfindbaren Frack gegeben hatte.

Er schien eine mäßige Tanne ausgerissen zu haben, denn seine rechte Hand stützte sich auf eine gewaltige Keule. Ohne Zweifel hatte ihn der Grimm der Täuschung auf meine Spur geführt, und schon von weitem erspähten seine, zwischen dürren Wangen und unter buschigen Braunen hervorglotzende Augen die telegraphischen Bewegungen meiner weißen Hemdärmel.

Die Flucht zu ergreifen, war es zu spät; ein Rettungsmittel erfinden, dazu war keine Minute Zeit; ich mußte augenblicklich handeln.

„Das ist brav von Dir, Alter," rief ich ihm zu, „daß Du mir den Frack nachträgst; hier ist Dein Geld, sieben Zwölfer und ein Sechser. Ist Dir der Fischmeister von Ambach nicht begegnet? Ich traf ihn außerhalb Berg, und bezahlte ihn auf der Stelle. Da, trink, setz Dich zu mir her, und laß Dirs schmecken. Du bist ein wackerer Mann, ich werde Dich meinem Schwager, dem Herrn Landrichter von Starnberg, (das hieß gelogen!) bestens empfehlen, wenn ich morgen hinüber komme; ist gar ein guter Herr, der gerne Rücksicht auf rechtschaffene Unterthanen nimmt. Wo hast Du denn meinen Frack? Ja so, den wirst Du ins Jägerhaus getragen haben. Nun so setz' Dich nur her, und trink!"

Gleich dem Don Juan, der den Juwelier, seinen mah-

nenden Gläubiger, gar nicht zum Worte kommen ließ, und ihn mit Artigkeiten zur Thüre hinausbrachte, ſuchte ich den zürnenden Ajax zu beſchwichtigen. Er wußte gar nicht, ſollte er zuſchlagen, oder mir um den Hals fallen; wie ein Herkules am Scheidewege ſtand er vor mir, ſchwankend zwiſchen Zorn und Bier, aber nicht lange; ſondern das Bier ſiegte, und der Feldherr ſaß beſiegt an meiner Seite. Die Geſellſchaft konnte ſich unſere Angelegenheit ſo wenig enträthſeln, als den unerklärbaren Freund an meiner Seite, der ſich von ſeiner Beſtürzung gar nicht erholen konnte. Lange Zeit blickte er mir ins Geſicht, allein kein Lächeln verzog meine Miene. Nach und nach wurde ſein Geſicht immer breiter, wie ein ungariſcher Tabaksbeutel, bis er zuletzt in ſichtbarer Verlegenheit fragte:

„Reb wor, wengan Frack habt's mi gſtimmt?"

„Sey nur ruhig, Alter, das verſprochene Geld ſollſt Du Dir heute noch verdienen." Wir ſtachen noch einige Flaſchen aus, dann ließ ich von dem unverhofften Gaſte zum Fiſchertoni mich geleiten.

Den Alten hatte ich unterwegs beauftragt, alles zu bekräftigen, was ich mit dem Fiſchertoni ſprechen würde.

Fiſchertonis Häuschen ſtand gar einſam auf der Anhöhe hinter Ammerland; auf dem Wege nach Wolfrathshauſen, einige hundert Schritte im Walde.

Fiſchertoni rauchte ſein Pfeifchen behaglich vor der Thüre

seines Häuschens, auf einem Baumstamme sitzend. Zu seinen Füßen spielten zwei muntere Enkel auf einer Sandschichte, die zum Anbau eines Stalles bestimmt war.

„Fischertoni," rief ich ihm schon von weitem zu, „hole ein großes reinliches Betttuch aus dem Schranke, um unsere Fracke, Westen, Halsbinden u. s. w. einpacken zu können; der ganze Kram muß sogleich auf die Insel Wörth gebracht werden. Da ist schon unser Schiffskapitän, der die Ladung transportirt!"

„Gottlob, daß ich einmal abgelöset werde!" jauchzte der Alte, „heute ist großes Kegelschieben in Wolfrathshausen, zu Ehren unserer allgeliebten Landesmutter; ich wäre schon längst hinübergegangen, wenn ich die Stadtherrenkleider nicht bewachen müßte; denn von meinen Sachen da d'rin stiehlt mir Niemand etwas, darüber darf ich ganz unbesorgt seyn."

Während er dieß sprach, und im Leinwandschranke herumwühlte, befreite ich meinen Frack aus seiner schmählichen Gefangenschaft. Herzlicher wird selten ein Liebhaber sein Liebchen nach langer Trennung in die Arme schließen, als ich den Frack; mein erster Griff war in die Tasche; die Börse lag unberührt in meinen Händen, denn Niemand vermochte den künstlichen Knoten zu lösen, womit sie geschlossen war. „Geld ist Macht!" sagt Hobbes, und wahrlich, er hat recht; denn kaum berührten die Spitzen meiner Finger das edle Metall, als ich mich auf der Stelle mächtig genug fühlte, an

den maliziöſen Fopphänſen Rache zu nehmen. — Fiſchertoni war mit der Bezahlung überaus zufrieden; mein Begleiter lud die Frackladung auf ſeine Schulter, um ſie, meinem Auftrage gemäß, und gegen eine Vergütung, welche die Pfandſumme noch weit überſtieg, nach Almannshauſen zu tragen, und dort an den Fiſchmeiſter in Poſſenhofen einſchiffen zu laſſen, mit einem zuſammengedrückten Zettel an denſelben, worin ich ihn erſuchte, dieſes Packet, auf welchem meine Adreſſe mit Straße und Hausnummer ſtand, noch heute Abends, mit dem Fiſchtransporte für die Reſidenz, nach München bringen zu laſſen.

Fiſchertoni mußte mir noch eine alte Jacke leihen, meinen Frack aber verſteckte ich, eine kurze Strecke vor Ammerland, hoch oben in der Krone einer dichtbelaubten Buche.

Schon war es eilf Uhr, als ich in Ammerland eintraf. Da ſchallte mir Muſik und frohes Gelächter entgegen. Emilie war mit ihrer Mutter und ihrer ganzen Reiſegeſellſchaft bereits angekommen, und von meinen als Fiſchernymphen maskirten Freunden ſehr beluſtigend überraſcht worden. In der Küche des Hausmeiſters wurde der Hochzeitſchmaus bereitet, und ein freier Platz in der Mitte ſchattiger Nußbäume erſetzte den ſchönſten Tanzſaal der Hauptſtadt.

„Da kommt unſer Bräutigam, der neue Herr Fiſchmeiſter!“ riefen meine Bekannten in ihren Mädchenkleidern mir neckend zu, als ich in meinem Kittel mit heimlichen Grolle

und schwer verhaltenem Triumphe unter sie trat. „Ei, Sie haben ja einen herrlichen Hochzeitfrack aus Ihrer Garderobe gewählt!" hieß es, und jeder versuchte seinen Witz an mir, ohne meines entführten Frackes auch nur mit einer Sylbe zu erwähnen. Aber eben so sehr schien es sie zu befremden, daß ich hiewegen keine Frage stellte, sondern mich ganz unbefangen, und mit der Aeußerung: „auf dem Lande müsse man sich's bequem machen," unter die Gesellschaft mischte. Herr v. K* konnte seinen Aerger über meine Gegenwart nicht verhehlen. Ich war zur Hochzeitstafel nicht geladen, und die nachträgliche, nur von der Schicklichkeit abgedrungene Einladung von Emiliens Mutter lehnte ich ab. Mit zwei Freunden speis'te ich auf dem Boden unfern von der im Freien gedeckten Tafel unter einem Ahornbaume. Der Wein machte die Herren noch witziger. Herr v. K* sagte: „In Mädchenkleidern fühlt man sich doch recht behaglich; nicht wahr, Bruckbräu, wir hätten unsere Fracke wohl in München lassen können, sie sind hier ganz unnöthig?"

„Ja wohl," entgegnete ich; „ein wahrer Philosoph legt alles Unnöthige ab."

Die Tafel war noch nicht halb zu Ende, als ein Aufwärter plötzlich rief: „Die hohen Herrschaften kommen!"

In der größten Verlegenheit erreichten die weiblichen Masken gerade noch ein Gemach im Erdgeschoße des Hauses, als bereits eine erlauchte Person mit ihrer Umgebung vor

uns stand. Schnell entfernte ich mich, und stand in wenigen Minuten in meinem stattlichen Fracke wieder in dem Kreise, welcher den hohen Besuch ehrerbietig empfing.

Die erlauchte Person wünschte, daß getanzt werde, und ich war der Beneidenswerthe, der mit Emilie den ländlichen Ball eröffnete. Ergötzlich war es, zu sehen, wie Herr v. K° und Consorten manchmal durch die halb geöffneten Fenster schauten, und fatale Gesichter schnitten. Mit ihrer Einsperrung allein war mir noch nicht gedient, ich wollte sie noch schwerer büßen lassen. Kaum war der Walzer zu Ende, als ich den mir sehr wohl bekannten Kammerdiener von der Gefangenschaft der sieben männlichen Mädchen in Kenntniß setzte. Dieser hatte nichts Eiligeres zu thun, als seinem Gebieter diese komische Situation mitzutheilen, welcher sogleich die Befreiung der freiwilligen Gefangenen anordnete. Es ist nicht möglich, sich eine Vorstellung von der grenzenlosen Verlegenheit dieser maskirten sieben magern Kühe Egyptens zu machen; sie wußten nicht, sollten sie Herren- oder Damenverbeugungen machen. Die erlauchte Person lachte anhaltend, und die ganze Gesellschaft brach gleichfalls in ein schallendes Gelächter aus. Nachdem die erlauchte Person den männlichen Mädchen einige verbindliche Worte über ihre schlanken Bügelbretttaillen gesagt, und sie aufgemuntert hatte, an dem Feste in dieser hübschen Tracht Theil zu nehmen, entfernte sich Dieselbe mit dem huldreichen Versprechen, am Abende

wieder zu kommen. Nun aber warfen sie unwillig ihre Masken von sich, und die Eigenthümerinnen derselben, welche schon längst mit Bangigkeit die Rückgabe der Sonntagskleider erwarteten, flohen damit, nach Empfang einer baaren Vergütung, nach allen Seiten auseinander. Wären die Blicke dieser Herren Pfeile gewesen, man hätte mich für einen zweiten heiligen Sebastian halten können. Der Bediente wurde fortgeschickt, die Fracke bei dem Fischertoni zu holen, brachte jedoch nur die betrübende Aussage des ältern Enkels, daß ja selbst einer von den Herren sämmtliche Fracke eingepackt, und fortgeschickt habe. Bevor sie von ihrem Entsetzen über diese Hiobspost sich erholen konnten, eröffnete ich ihnen: „Meine Herren, da ich Ihnen für die freundliche Bemühung, meinen Frack bis zum Buchhofe zu transportiren, meinen innigsten Dank durch eine Gegengefälligkeit von meiner Seite werkthätig ausdrücken wollte, so bin ich nur Ihrer eigenen Ueberzeugung, wie überflüssig auf dem Lande ein Frack sey, dadurch zuvorgekommen, daß ich Ihre sämmtlichen Fracke, Westen, Halsbinden, und andere entbehrliche Kleidungsstücke, bereits nach München portofrei spedirt habe."

Nun wurden die Herren noch einmal ausgelacht, und konnten doch nichts anderes thun, als eine gute Miene zum bösen Spiele machen. Allein wie fatal war es für sie, ihre Mädchenkleider zurückgestellt zu haben, bevor sie wieder im Besitze ihrer eigenen waren! Die Mädchen waren nirgend mehr

zu finden, und es blieb ihnen kein anderes Mittel, als daß Jeder, auf den Rath meines gutmüthigen Herzens, ein Leintuch requirirte, und dasselbe wie eine römische Toga über seine Schultern warf.

Sie stellten auf jeden der drei Haupteingänge einen Posten aus, der sogleich jeden Fremden melden mußte. So oft ein Allarmruf ertönte, sprangen sie von der Tafel oder von der Seite ihrer Tänzerinnen weg, und flüchteten sich in das Haus. Zweimal traf es sich, daß ich die Stelle des Herrn v. K* bei Emilien ersetzte, und nicht ein einzigesmal gelang es ihm, einen Walzer mit ihr, ohne unterbrochen zu werden, vollenden zu können.

Als ich eben mit Emilien nach dem Tanze zur Erholung langsam umherging, fragte sie mich, wie sichs denn mit dem Ballabsagbriefchen verhalte, das ich ihr geschickt habe.

„Einige gute Freunde, unter denen sich auch ein geheimer Agent des Herrn v. K* einzuschleichen wußte, hatten mich zwei Tage vor dem Balle besucht. Natürlich wurde bald davon gesprochen, und ich war zu eitel, um das Glück Ihrer Zusage, mit mir viermal tanzen zu wollen, verhehlen zu können."

„Wie wäre Ihnen wohl zu Muthe," fragte mich einer unter ihnen, „wenn Sie jetzt den Ball aus irgend einem wichtigen Grunde nicht besuchen, und sohin Emilien ein Absagebriefchen schreiben müßten?"

„In diese Lage kann ich mich gar nicht hinein denken; ich muß das Briefchen wirklich schreiben, um die Phantasie zur Schilderung dieser Empfindung anzuspornen. Und von dieser Laune verlockt, schrieb ich das Briefchen; bei jedem Worte fühlte ich das ganze Gewicht der Wirklichkeit. Ich las es flüchtig vor, und warf es, als obs mir in der Hand glühte, in den Papierkorb. Aus diesem scheint es nun jener Agent gekapert, und seinem Freunde Herrn v. K* eingehändiget zu haben."

Die erlauchte Person beglückte gegen sechs Uhr Abends die Gesellschaft noch einmal durch die huldvollste Theilnahme; die Betttuchrömer, wie wir sie scherzweise nannten, wollten wieder in ihr Asyl zurück, allein eine Magd, die schnell nach Ambach laufen mußte, um noch Fische zu holen, hatte in Gedanken die Schlüssel abgezogen; sie liefen also, um die zweite Thüre zu erreichen, um die Ecke des Hauses, und — dem hohen Besuche gerade in die Hände. Das Lachen wollte nun gar kein Ende nehmen, und so groß auch ihr innerer Aerger war, so lachten sie doch — aus Verzweiflung mit.

Meine Genugthuung war nun vollständig, aber nicht vollkommen; daß es nichts Vollkommenes auf Erden gebe, mußte ich bald darauf erfahren. In mäßiger Entfernung ertönte ein: Bst! Bst! Wer wars? Mein Feldherr und Garderobespediteur, der mir die Hiobspost brachte: „daß kaum fünfhundert Schritte vom Ufer weg der Einbaum, welcher

meine Ladung trug, mit einem andern, ungeschickt steuernden, zusammenstieß, umschlug, und meine ganze Frackladung in die Tiefe des Sees begraben habe."

In meinem Leben hatte ich mir die Empfindungen eines Kaufmanns, der die Nachricht von dem Scheitern seines reich beladenen Schiffes erhält, nie so lebhaft vergegenwärtigt, als in diesem Augenblicke. Ich konnte mich nun hinlänglich mit der Kostenberechnung der zu vergütenden Garderobe beschäftigen; aber am meisten schmerzte mich die Gewißheit, dieses Unfalles wegen fortan die beständige Zielscheibe ihres bittersten Spottes seyn zu müssen.

Um mir wenigstens nicht den Genuß dieses Abends zu verkümmern, befahl ich dem herzlich theilnehmenden Feldherrn, Niemand etwas davon zu sagen, und hatte noch alle Mühe, ihn zu trösten.

Längst schon in der Kunst geübt, das Unvermeidliche mit Gleichmuth zu tragen, blieb ich so heiter, als zuvor, und wurde sogar überaus fröhlichen Gemüthes, als der duftende Weinpunsch in den Pokalen glühte.

Um neun Uhr fuhren wir nach Hause; ich hatte das beneidenswerthe Glück, in Emiliens Wagen zu sitzen. Um eilf Uhr, nach achtzehnstündigen Frackschmerzen, überreichte mir mein Bedienter einen Brief vom Fischmeister von Possenhofen, der also lautete:

„Hochgeehrter Herr!

Ich habe Ihr werthes Schreiben erhalten. Ihr Packet war nahe daran, zu Grunde zu gehen. Der Einbaum, der es mir bringen sollte, traf unterwegs einen andern, der es für die Hälfte des Ueberfahrtgeldes übernahm. Kaum war das Packet übergeben, als der Einbaum durch eine Ungeschicklichkeit des Steuernden umschlug; zum Glücke kamen die beiden Fischerknaben, welche ihren Einbaum wieder schwimmend erreichten, mit nassen Pelzen davon. Das Packet liegt wohlbehalten in dem Hause des Hoffischmeisters. Beehren Sie mich bald mit einem Besuche. Ihr ꝛc.“

„Viktoria!“ rief ich aus, „der Feldherr hat sich geirrt,“ und gelobte feierlich, auf keinem meiner künftigen Ausflüge, und sollte ich bis zum Vorgebirg der guten Hoffnung spazieren gehen, jemals wieder von meinem Fracke mich zu trennen, ja sogar eher noch selbst bei einer Hitze von drei und dreißig Graden nach Reaumur, meine ganze Garderobe im Schweiße meines Angesichts geduldig auf meinem Rücken zu tragen.

Die Lilie am Schlierſee.

Eine Novelle aus den bayeriſchen Alpen.

Die Lilie am Schlierſee.

Eine Novelle aus den bayeriſchen Alpen.

Während des jüngſten Carnevals in München galt der liebenswürdige Baron v. R* für den trefflichſten Tänzer, gewiß eine der empfehlenswertheſten Eigenſchaften eines jungen Mannes, der Damenherzen zu erobern wünſcht.

Als Liebling und einziger Erbe ſeiner alten, würdigen Tante, die keine andere Schwäche hatte, als eine heilige Ehrfurcht vor dem Alter ihrer Ahnen, genoß der Baron ein unabhängiges, ſchönes Leben, das er bisher größtentheils zu Reiſen nach Italien, Frankreich und England verwendet hatte.

Beinahe täglich drang die Tante in ihren Neffen, nun doch einmal eine Gattin zu wählen, um die Fortdauer ſeines berühmten Stammes zu ſichern. Sie machte dabei keine an-

dere Bedingung, als die Ahnenprobe und einen unbescholtenen Ruf; daß der Neffe die Schönheit der Braut berücksichtigen werde, überließ sie seinem eigenen Geschmacke; Vermögen zählte die Tante nicht zu den Erfordernissen der Verbindung, ja sie wünschte sogar, daß dieß nicht der Fall seyn möge, um durch die Dankbarkeit der Gewählten eine größere Bürgschaft ihrer Liebe zu begründen. Der Baron war durch eine freisinnige Erziehung, und durch die Erfahrungen auf seinen Reisen, den Vorurtheilen der Geburt ganz entfremdet worden; er hielt alles, was nur der Zufall geben könne, eben deßwegen für nicht wesentlich nothwendig, weil es zufällig sey, und glaubte, daß die Liebe eines makellosen Herzens alle andere Vorzüge in sich vereine. Die heirathlustigen Fräulein, woran es unserer Hauptstadt so wenig gebricht, als andern Orten, warfen ihre zum Theil sehr fein gesponnenen Netze nach dem schönen Jünglinge aus, der ihnen jedoch, glatt wie ein Aal, gerade in jenen Momenten entschlüpfte, wo sie bereits ihres Sieges sich erfreuen wollten.

Er war vier und zwanzig Jahre alt, groß, schlank, von blonden Haaren, die in üppiger Lockenfülle ein geistvolles Gesicht voll regelmäßiger Züge umschatteten; aus den blauen Augen leuchtete ein weiches Gemüth und jene zauberische Schwärmerei der Phantasie, die in unsern Tagen immer seltener gefunden wird, und zwar nur bei solchen Menschen, die mitten in der wilden Brandung schnöder Leidenschaften, auf

dem Felsen ihres moralischen Charakters unerreichbar stehen. Der Baron war einer der angenehmsten Gesellschafter, voll Witz, aber nie auf Kosten eines Andern, und wußte mit heiterer Laune die abgerissenen Fäden der Conversation so ungezwungen aufzufassen, daß die Ehre dieser Kunst dennoch immer jener Dame oder jenem Herrn zu gebühren schien, welche zuerst geschwiegen hatten. Zur Ehre unsers Geschlechtes muß ich jedoch gestehen, daß selten das Zünglein einer Dame zuerst eine Pause machte.

Bisweilen entfernte er sich plötzlich und unbemerkt aus einer Gesellschaft; Niemand errieth, warum, Niemand wußte, wohin. Jede spätere Frage hierüber beantwortete er mit einem schweigenden Lächeln. Natürlich wurde die Tante gefragt, die zwar diese Eigenheit ihres Neffen, aber eben so wenig die Veranlassung derselben kannte.

Die Strenge des vorigen Winters wird eine geschichtliche Denkwürdigkeit in der Chronik von München bleiben; und dennoch sah man den Baron oft in den Umgebungen in tiefe Schwermuth versenkt dahin wandeln, und gewöhnlich auf dem Wege nach Thalkirchen lange Zeit an dem an eine schlanke Pappel gelehnten steinernen Denkmale am Kanale der Isar verweilen, welches der Erinnerung an unglückliche Liebe geweiht ist.

Solche dem Schmerze heilige Stätten sucht gewöhnlich nur ein gleich gestimmtes Gemüth zur eigenen Tröstung auf;

der Baron war in derſelben Lage. Vergebens ſuchte er ſich im Gewühle des Weltlebens zu zerſtreuen; eine innere Mahnung dieſer Art gleicht Banquo's Geiſte, der mitten im Kreiſe fröhlicher Genoſſen hinter dem leeren Stuhle auftaucht, und Macbeths Seele mit Entſetzen erfüllt. Lag gleichwohl keine ſo grauſenvolle Schuld auf dem Gewiſſen des Barons, ſo beſtürmte ihn doch in unbewachten Augenblicken die qualvolle Erinnerung an eine ſchmerzliche Entſagung, und drängte die ſchwer verhaltenen Thränen in die Augen. Wie ein geiſtiges Fieber fühlte er ſtets das Nahen dieſer Empfindung, und trug ſie dann ſchnell hinaus in die freie Natur, um die verzehrende Gluth an dem eiſigen Hauche des Tages zu kühlen. Selbſt ein Rieſe kann nur eine beſtimmte Laſt tragen, und muß erliegen, wenn ſie das Maß ſeiner Kräfte überſteigt; ſo kann auch das ſtärkſte Gemüth die Leiden unglücklicher Liebe nur bis auf einen gewiſſen Grad erdulden; wird dieſer überſchritten, ſo fällt das Opfer des Geſchickes. In dieſer Anſicht ſcheinen mir die Räthſel des Selbſtmordes gelöſet zu ſeyn.

Im Herbſte des vorigen Jahres kam der Baron eben zum Feſte der Winzer nach Marſeille. Empfehlungsbriefe aus Häuſern vom erſten Range verſchafften ihm überall Zutritt, und gewährten ihm die angenehmſten Genüſſe des geſelligen Lebens der höhern Stände.

Eines Tages war er zur Weinleſe auf dem herrlichen

Landgute der geiſtvollen Gräfin v. Sery geladen. Eine zufällige Sehnſucht nach dem Boden der deutſchen Heimath hatte ihn am Morgen jenes Tages unempfänglich für die Theilnahme an rauſchenden Freuden gemacht. Er war entſchloſſen, die Einladung auf eine zarte Weiſe abzulehnen, als ein Stabsoffizier der Garniſon von Marſeille durch die Bemerkung, daß die jungen Damen des berühmten Louiſen-Erziehungs-Inſtitutes für höhere Stände dabei erſcheinen würden, worunter ſich die Blüthe der adelichen Pariſer Jugend befände, ſeine Neugierde reizte.

Der Baron fuhr hin, und fand ſeine Erwartungen bei weitem übertroffen. Die Geſellſchaft war in einem großen, von ſechszehn blumengeſchmückten Säulen getragenen Pavillon verſammelt, der dem traubenreichen Weinberge gegenüber ſtand, wo die Winzer und Winzerinnen in ihrem feſtlichen Sonntagsſtaate heitere Lieder ſangen, und in niedlichen Körbchen die ſüßen Trauben den Gäſten überreichten.

Die Frau Gräfin v. Sery ſtellte den deutſchen Gaſt allen Damen vor, und zuletzt auch den Fräulein des Inſtitutes, die alle einfach weiß gekleidet waren, einen blauſeidenen Gürtel, und lebendige Blumen in den Haaren trugen. Hier lernte er die Töchter des hohen Adels von Frankreich kennen, Namen, die einen europäiſchen Ruf haben. Als die Gräfin an die Letzte kam, ſtellte ſie dieſelbe dem Baron mit den leiſe geſprochenen Worten vor: „Demoiſelle Marie Goldner aus

Worms.“ In den Salons der vornehmen Welt lernt man die ſchwere Kunſt, die Ueberraſchungen des Augenblickes zu beherrſchen. Dazu gehört eine lange und ſtandhafte Uebung, und ſelten erreicht man dieſe Gewandtheit ſchon in einem Alter von vier und zwanzig Jahren, wo die Gefühle noch wie hellleuchtende Strahlen durch das Truggewebe der Verſtellung blitzen. Der Baron hatte alle Faſſung nöthig, den allgewaltigen Eindruck dieſer Erſcheinung auf ſeine Seele, der Umgebung zu verhehlen.

Das Ideal ſeiner kühnſten Träume ſtand in bezaubernder Wirklichkeit vor ſeinen trunkenen Blicken. Klar und ſchuldlos ruhten die dunklen und doch ſo hellen Sterne des holden Engels auf ihm; es war ihm, als ſchaue er durch zwei Kriſtalle des Zauberers Merlin in die tiefſte Tiefe eines unentweihten Gemüthes. Ein zartes Lächeln hauchte über die feinen Granatlippen hin, und ihre zarten Sammetwangen glichen dem unberührten Schnee der höchſten Schweizeralpen, wenn ihn der Kuß des jugendlichen Morgenlichtes röthet.

Die herkömmlichen Worte der Artigkeit ſchienen dem Baron eine zu geringe Münze, um damit dem Schickſale die große Schuld dieſer höchſten Gunſt zu bezahlen; er verneigte ſich vor ihr, wie vor einem Heiligenbilde, in ſtummer Andacht.

Die Geſellſchaft ordnete ſich in Reihen zu heitern Tänzen. In beſcheidener Ferne ſaß Marie neben einem alten, ehrwürdigen Winzer, und reichte ihm Wein und Kuchen. Der

Baron ſchien im Anſchauen des lieblichen Weſens ganz verſunken zu ſeyn. Die Gräfin v. Sery neckte ihn, und gerne ergriff er dieſe Gelegenheit, etwas Näheres über die Unbekannte zu erfahren.

„Sie werden überraſcht ſeyn," begann die Gräfin, „in einem adeligen Erziehungsinſtitute ein bürgerliches Mädchen zu finden. Dieſer Fall iſt auch in der That gegen die Statuten der Stiftung, und eine Ausnahme von der Regel, die nur in Folge einer Kabinetsentſchließung des Königes ſtatt finden dürfte. Marie iſt das uneheliche Kind eines Mannes von ausgezeichnetem Range, der ſich in der unmittelbaren Umgebung Seiner Majeſtät befindet. Glücklicherweiſe iſt dieß kein Hinderniß einer ſehr ſchönen Zukunft des braven Mädchens; ein junger reicher Banquier aus Straßburg iſt ihr Bräutigam; wir erwarten ihn noch im Laufe dieſes Monates, um ſeine Braut heimzuführen. Gott ſegne dieſen Bund! Der Makel ihrer Geburt hätte eben nicht viel zu bedeuten, iſt ſie doch die Tochter eines Großen; nur Schade, daß ihre Mutter eine Bürgerliche iſt! Was ſagen Sie zu meinen übrigen ſchönen Zöglingen? Pocht Ihr Herz nicht ungewöhnlich laut? Nun, wir wollen ſehen, ob Sie mir nicht ein Schäfchen aus meiner Heerde rauben!"

Unter allen dieſen Worten wirkte nur eins wie ein Donnerſchlag auf den Baron, die Nachricht vom Bräutigam; es zertrümmerte ſeine ſchönſten Hoffnungen. Alle Weſen, die

ihn umgaben, alle Reize der Gegend, die kosenden Töne der Musik, verschwanden wie eitle Gaukelbilder vor ihr, die sein Alles war. Er bot ihr seine Hand zur Polonaise, und erregte dadurch ein allgemeines Erstaunen. Der Baron übersah die Adelichen, und wählte Marie! Während jene sich bemühten, das scheinbar Unbegreifliche zu begreifen, hatte der Baron der holden Marie bereits seine glühende Liebe bekannt.

„Der Augenblick gehört unser, die nächste Stunde vielleicht nicht mehr; sprechen Sie, Marie, ich beschwöre Sie bei Gott, lieben Sie Ihren Bräutigam?"

„Ich kenne ihn nicht!"

„Wie? Sie kennen ihn nicht, und wollen ihn heirathen?"

„Es ist der Wille meines Vaters!"

„Und Sie wollen das Glück Ihres Lebens dem Willen eines Vaters opfern, der Ihre Hand vergiebt, ohne Ihr Herz zu fragen?"

Marie unterdrückte einen bangen Seufzer, und wendete ihr feuchtes Auge mit inniger Wehmuth auf den Baron.

„Ihre stumme Antwort spricht laut genug zu meinem Herzen, Marie; sprechen Sie, was kann ich für Sie thun? Ich bin bereit, wohin Sie wollen, Sie zu geleiten. Wollen Sie mir Ihre Hand reichen, Marie? Sie schweigen? Kein heiterer Blick tröstet mich mit einer wenn auch entfernten Hoffnung? Ich hätte den kühnen Antrag nicht gewagt, wären

die Umstände, von denen Sie umdrängt werden, nicht so außerordentlich, daß jede Spanne Zeit zum Verluste wird. Marie, lieben Sie mich?"

Ein sanfter Druck der Hand war die Antwort, und zugleich überströmte Purpur ihre zarten Wangen.

„Für dieses Zeichen Ihrer Gewogenheit, Marie, dürfte der Himmel mir die Krone des Weltreiches bieten, ich gäb' es nicht hin! Standhaft, Marie! Versagen Sie dem unbekannten Werber Ihre Hand; Niemand kann Sie zwingen, das ganze Glück Ihres Lebens, Ihre ganze Zukunft der Laune eines Halbvaters zu opfern. Ich schreibe morgen an meine Tante in Deutschland; die Antwort wird eben so schnell als entsprechend seyn. Marie, Du oder Keine!"

War es die Aufregung dieser Scene, die mit besonderer Heftigkeit auf das Gemüth der nur mit friedlichem Stilleben vertrauten, unbefangenen, tief fühlenden Marie wirkte, oder entwickelte sich der Keim eines körperlichen Uebels in der allzukühlen, herbstlichen Abendluft, genug, Marie fühlte sich noch vor dem Ende des Festes so unwohl, so angegriffen von einem innerlichen mit Hitze wechselnden Fieberfroste, daß sie sich unbemerkt in die Gemächer der Gräfin v. Sery entfernen mußte. Der Baron vermißte sie zuerst, und erfuhr, daß der anwesende Arzt des Erziehungsinstitutes sie bereits der Gräfin zur sorgfältigsten Pflege empfohlen habe, indem ein bedeutendes Fieber im Anzuge zu seyn scheine. Die Bestür-

zung des Barons läßt ſich denken. Der Anſtand erlaubte ihm nicht, am Krankenlager Mariens zu erſcheinen; auch gebot ihm ſchon die Beſorgniß, das Geheimniß ſeiner jungen Liebe zu verrathen, jede Annäherung. Um aber vorläufig in ihrer Nähe bleiben zu können, miethete er, unter dem Vorwande, in dieſer reizenden Gegend einige Zeit die Landluft zu genieſſen und die Traubenkur zu gebrauchen, einen artigen Pavillon des gräflichen Verwalters. Die franzöſiſche Methode, ſich aus einer Geſellſchaft ohne Abſchied zu entfernen, benützte er, eine Stunde darauf ſich zurückzuziehen, und ſogleich einen ausführlichen Brief an ſeine Tante zu ſchreiben, worin er ſie um ihre Einwilligung bat, der holden Marie ſeine Hand wie ſein Herz bieten zu dürfen. Er zweifelte um ſo weniger an dem glücklichen Erfolge ſeiner Bitte, als er die zärtliche Liebe ſeiner Tante vorausſetzte, und die Vorzüge der Tugend und Schönheit Mariens in ihrem reinſten Glanze ſchilderte. Sein treuer Paul ſprengte noch in der Nacht mit dieſem Briefe nach Marſeille, damit ihn die nächſte Morgenpoſt in die deutſche Heimath befördern konnte.

Wie Traumgebilde ſchwebten die Ereigniſſe des Abends vor dem Geiſte des Barons vorüber; er war zu bewegt, um ſchlafen zu können, und dennoch glaubte er zu träumen. Als Paul zurückkehrte, mußte er von Stunde zu Stunde in der Vorhalle des Schloſſes nach Mariens Befinden ſich erkundigen. Der Arzt wich nicht vom Bette der Kranken, und er-

klärte endlich, als der Tag anbrach, daß die natürlichen Blattern im Anzuge ſeyen.

Dieſe Nachricht war ein Donnerſchlag für den Baron. Er durchſchaute die ganze Gefahr dieſes mörderiſchen Uebels, welches Gemüthskranke vorzugsweiſe wegrafft. Und welche Empfindungen mußten eben jetzt in dem ſonſt ſo friedlichen Herzen des liebenswürdigen Mädchens ſtürmen! Doch ſelbſt dieſe furchtbare Fügung bot dem Baron noch eine tröſtende Seite. „Vielleicht rettet ſie ihre kräftige Jugend," dachte er, „und erkauft ihr Leben mit dem Opfer ihrer Schönheit; vielleicht wendet ſich dann das Herz des Bräutigams von ihr, und du kannſt hintreten und ſagen; Marie, ich habe Dich angebetet, als Du in jugendlicher Anmuth blühend vor mir ſtandeſt; Du konnteſt damals wähnen, Deine äußere Reize hätten mich verblendet, und eine flüchtige Neigung in mir erregt; ein gefährliches Uebel ſtreifte nun die Roſen von Deinem Antlitze, und griff eigenmächtig in die ewigen Rechte der Zeit ein, die früher oder ſpäter ihre zerſtörenden Wirkungen äußern. Du aber, theure Marie, biſt noch derſelbe Engel, der mich entzückte, und Deine ſchöne Seele zieht mich unwiderſtehlich an. Beglücke mich mit Deiner Hand!"

Mit ſolchen Hoffnungen ſchmeichelte der Baron ſeinen Wünſchen, und übertäubte die finſtern Todesahnungen ſeines Gemüthes. Der Verluſt von Mariens Schönheit mochte ihm übrigens, bei aller Hochſchätzung ihrer innern Vorzüge, doch

wohl nicht ſo ganz gleichgültig ſeyn. Eine edle Himmelsgabe iſt ein ſchönes Weib, ein hellleuchtendes Zeugniß der ſchöpferiſchen Natur, und wie groß auch die Gefahren ſeyn mögen, welche den Beſitz eines weiblichen Engels gefährden, ſo werden wohl nur Wenige aus dem ſogenannten ſtarken Geſchlechte ſtark genug ſeyn, um in der freien Wahl zwiſchen ſchönen und unſchönen Damen zu ſchwanken; es verſteht ſich dabei von ſelbſt, daß Schönheit ohne Tugend ein verderbenbringendes Geſchenk des Schickſals und niemals würdig ſey, die Wahl eines vernünftigen und ehrliebenden Mannes auch nur eine Minute lang zu beſchäftigen.

Die Gefahr für Marie ſtieg von Stunde zu Stunde; Erſtickungsanfälle wiederholten ſich; Irrereden ſtellte ſich ein. Die berühmteſten Aerzte von Marſeille wurden um Rath gefragt; ſie billigten das Heilverfahren des erſten Arztes, und erklärten, daß fernere Hülfe nur von Gott und der Natur kommen könne. Der Baron war außer ſich. Die Aerzte verboten, irgend Jemand außer der Wärterin an das Krankenlager treten zu laſſen, indem der plötzliche Anblick irgend einer Perſon tödlich auf Marie einwirken könnte. Das dienende Perſonal des Schloſſes ſtand durch Pauls Vermittlung bald im Intereſſe des Barons, und es kam dahin, daß er von Viertelſtunde zu Viertelſtunde Nachricht über das Befinden der Geliebten erhielt.

Regentage machten die Gegend düſter, und den Aufent-

halt auf diesem Landgute melancholisch. Doch nicht an der Scholle klebt das Glück des Menschen; in seinem Herzen muß er es tragen. Gebt dem Liebenden das Herz seiner Wahl, und er wird glücklich seyn in jedem Winkel der Erde!

Am sechsten Tage Abends gegen zehn Uhr, als der Baron eben sehnsuchtsvoll den treuen Paul erwartete, den er auf Kundschaft gesendet hatte, bemerkte er plötzlich von seinem Pavillon aus im Schlosse eine ganz ungewöhnliche Bewegung. Eine Menge Lichter schienen die Corridore zu durcheilen, und funkelten Treppe auf, Treppe ab. Eine dunkle Gestalt rannte über den Hofraum und schellte ungestüm an einem Seitenhause, das der Kaplan des Schlosses bewohnte.

„Was giebts?" fragte Jemand durch das geöffnete Fenster.

„Die Frau Gräfin wünscht Sie sogleich zu sprechen."

„Gut; ich komme!"

Athemlos wankte in diesem Augenblicke Paul in das Zimmer seines Herrn, und konnte nur mühsam die Worte sagen: „Gnädiger Herr Baron, das arme Kind da drüben will jetzt beichten; ach Gott im Himmel, Fräulein Marie wird wohl sterben!"

Mit beiden Händen verhüllte sich der treue Diener laut schluchzend das Gesicht, und sank in einen Stuhl; der Baron aber erblaßte, und war nicht im Stande, auch nur eine Sylbe zu sprechen.

Zur Rechten des Ruhebettes, auf welchem die leidende

Marie im anſcheinenden Todeskampfe lag, ſtand ein aus Mahagony künſtlich gearbeiteter Tiſch, von Löwenköpfen mit Broncemähnen getragen. Zwiſchen zwei Girandolen mit ſechs brennenden Wachskerzen, deren Schimmer ein grün ſeidener Schirm milderte, neigte der Heiland am Kreuze, aus Elfenbein auf dunklem Grunde, ſein ſterbendes Haupt gegen die arme Dulderin, um ſie in ihrem letzten Kampfe zu ſtärken.

Der Kaplan hörte die Beichte Mariens, welche leiſe in ſein Ohr flüſterte; der Arzt ſtand mit verſchränkten Armen in ſchicklicher Entfernung, und ſchien die Athemzüge der Kranken zu zählen. Die Gräfin kniete hinter dem Haupte Mariens betend vor dem Crucifix. Halb geöffnet war die Mittelthüre, und im Dämmerlichte des Corridors knieten die Bewohner des Schloſſes, die Landleute aus der Gegend, welche die Gräfin von jeher wie ihre Kinder, nicht wie ihre Unterthanen behandelt hatte, und ſendeten die heißen Gebete der Liebe mit quälender Angſt zum Himmel. Der Regen ſtürzte in Strömen herab, und der Wind brauſete an den eiſernen Gittern vorüber, welche die Hofräume umgürteten, und ſelbſt den Stürmen der Revolution getrotzt hatten. Das Thor war verſchloſſen, um jedes Getöſe eines ankommenden Wagens zu verhüten.

Der Baron wendete kein Auge von dem Fenſter ſeiner Marie; eine unnennbare Qual hatte ſein Gemüth wie verſteinert. Er kletterte über das Eiſengitter, und ſchwang ſich

auf die Höhe eines colossalen Brunnens, eine Gruppe ehrner Flußgötter vorstellend, welche den Muschelwagen des Neptun und der Amphitrite umgeben. Von diesem Standpunkte aus erkannte er jedes lebende Wesen im Gemache seiner Marie. Er war ohne Hut, ohne Rock. Die vom Regen durchnäßten Haare hingen triefend vor den forschenden Augen des vorwärts gebeugten Hauptes; fest umklammerte er mit seiner Linken die scharfen Kanten der Verzierungen, und bisweilen blitzte ein Feuerstrahl des empörten Himmels über seine starren Augen, und über die todtenbleichen Wangen hin. Der entsetzliche Gedanke, sein Liebstes auf der ganzen Welt zu verlieren, trieb ihm das Blut aus allen Enden zum Herzen zurück; ihm war zu Muthe, als stände er bis zum Gürtel in einem Eismeere, und vom Gürtel bis zu des Hauptes letztem Haare im Flammenschooße des Vesuv. Dem Sterbenden erleichtert die Natur selbst, durch die sinkende Kraft des Widerstandes, den letzten Hauch; aber das Bewußtseyn, die Seele der eigenen Seele auf immer entschwinden zu sehen, ist von vernichtender Gewalt. Jetzt erhob sich der Kaplan, und streckte seine Hand aus über die Sterbende, und der Arzt trat heran, und fühlte den Puls.

Doch als der Baron das Zeichen des Segens erblickte, riß ihn der Wahn der Gewißheit des Todes aus seiner Erstarrung. Mit verzweiflungsvoller Hast, als wolle er dem Tode die sichere Beute entreißen, sprang er herab, und stürzte auf

das halb geöffnete Hausthor zu, durch welches Einzelne von der Dienerschaft in willenloser Mühewaltung hin und wieder rannten.

Plötzlich ergriff ihn die Furcht, nicht eingelassen zu werden. Wie ein gemeiner Räuber, den im Augenblicke der Frevelthat der Fieberfrost des mahnenden Hochgerichts schüttelt, duckte er sich hinter die breite marmorne Treppe, und schlich sich, als er nichts mehr vernahm, bis hinter die im Corridor Betenden, deren summende Gebete ihn zur rechten Stelle geführt hatten.

Schon sank er fast mechanisch auf die Knie, als der Kaplan halblaut zur Gräfin sagte: „Die Dulderin hat ausgelitten! Der Herr nehme die Seele dieses Engels gnädig auf!" Da konnte der Baron den innern Todesschrei seines zertrümmerten Glückes nicht mehr betäuben; wie wahnsinnig stürzte er in das Gemach, und am Ruhebette nieder, faßte die Hand der Sterbenden, und rief, unter glühenden Thränen: „Marie! Meine Marie! Ich sterbe mit Dir, so wahr mir Gott helfe!" Noch einmal schlug sie die Augen auf; ein leiser Seufzer wand sich stöhnend aus ihrer Brust, und in Nacht versank ihr Leben

Eine Stunde später jagte der Baron mit verhängten Zügeln aus dem Schlosse, den treuen Paul an seiner Seite.

Vierzehn Tage lang befand sich der Baron in Straßburg, ohne an den geselligen Freuden dieser lebenslustigen Stadt

Theil zu nehmen. Er traf dort Briefe von ſeiner Tante, welche ihm geradezu, obgleich faſt in bittendem Tone, ihre Einwilligung zu einer Verbindung mit Marie verſagte.

„Bekämpfe die erſten Eindrücke einer jugendlichen Leidenſchaft, lieber Neffe!“ ſchrieb ſie ihm; „mag auch Deine Auserwählte ſo ſchön und ſo tugendhaft ſeyn, als Du ſie ſchilderſt, ſo ſcheint mir dieſe Verbindung dennoch unpaſſend. Sie iſt eine Bürgerliche; ſchon dieſer Umſtand ſollte hinreichen, das Glück Deiner Wahl zu bezweifeln; der Unterſchied der Stände iſt nun einmal, und es giebt Vorurtheile im Leben, die der Verſtand verwerfen kann, ohne ſie verletzen zu dürfen. Du biſt vielleicht beſtimmt, noch eine große Rolle zu ſpielen; Marie würde, als Deine Gattin, Dein Emporſtreben hindern. Es giebt ja auch adeliche Fräulein, die nicht minder ſchön und tugendhaft ſind; wähle unter ihnen, und ich ſegne Deinen Bund. Mein Gott, wenn alle Jünglinge gleich immer heirathen wollten, wenn ſie ſich von himmliſchen Augen bezaubert fühlen, was käme da heraus? Zerſtreue Dich, die Zeit heilt die tiefſten Wunden der Herzen. Wie Mancher vermaß ſich ſchon hoch und theuer, eher zu ſterben, als dieſer oder jener zu entſagen, und nach Jahr und Tag begriff er die Möglichkeit nicht mehr, wie er ſich in die Auserwählte verlieben konnte. Beſuche die großen Häuſer Deiner Verwandten, und Du wirſt bald die guten Wirkungen meines wohlmeinenden Rathes fühlen, u. ſ. w.“

Der Baron aber hatte am Tage noch nie ſein einſames Landhaus verlaſſen; nur wenn die Nacht einbrach, erging er ſich an den herrlichen Ufern des Rheins, und klagte den bleichen Strahlen des Mondes und dem ſtattlichen Strome ſeinen verzehrenden Schmerz. Der treue Paul wich dann nie von ſeiner Seite, und ſuchte ihn mit ächt chriſtlichen Sprüchen ſo gut als möglich zu tröſten.

„Gute Tante," ſagte er dann oft heimlich, „wüßteſt Du, daß die Erde bereits die ſchöne Hülle des ſchönſten Engels deckt, Du würdeſt aus der nie verſiegenden Schmerzquelle Deines Neffen neue Hoffnungen für Deine Pläne ſchöpfen."

Einige Tage darauf raffte er ſeinen ganzen Muth zuſammen, um der Tante Mariens Tod zu melden. Schon ſetzte er die Feder an, als ein Brief von der Gräfin von Sery eintraf, folgenden Inhalts:

„Mein lieber Herr Baron!

Wie durch ein Wunder entging Marie dem Tode. Der Arzt behauptete, daß Ihr plötzliches Erſcheinen, das eben ſo verderblich hätte wirken können, eine glückliche Wendung begünſtigt habe. Sie iſt nun außer Gefahr, aber von den Pocken ſehr entſtellt. Ihr Bräutigam iſt hier, und wird ſie mit ſich nehmen, ſobald die Umſtände es geſtatten. Marie ſendet Ihnen die herzlichſten Abſchiedsgrüße; ſie wird Ihnen ſelbſt ſchreiben, ſobald ſie ſich dazu ſtark genug fühlen wird ꝛc."

Der Baron hatte einen zu edlen Charakter, um Mariens Tod ihrer Verbindung mit einem andern Manne vorzuziehen.

„Sie lebt, und iſt doch für mich verloren!“ rief er weinend aus, und legte dieſen Brief einer ausführlichen Darſtellung ſeines Aufenthalts im Schloſſe der Gräfin v. Sery bei, womit er die Bitte an ſeine Tante verband, ihn ſobald es möglich ſey, in Straßburg abzuholen.

„Du oder Keine!“ hatte er zu Marien geſagt, und gelobte ſich nun feierlich, um keinen Preis der heiligen Zuſage untreu zu werden.

Allein von nun an nahm auch ſeine tiefe Schwermuth in einem beunruhigenden Grade zu. Er verließ ſein Zimmer nicht mehr, wo er Tage lang ſchrieb, zeichnete, oder am Flügel phantaſirte, während Paul ihn aus dem Winkel am Kamine gar oft mit hellen Thränen im Auge, bedauernd und den Kopf ſchüttelnd, betrachtete, und es war hohe Zeit, daß die Tante ankam, um irgend einen gewaltſamen Ausgang dieſer furchtbaren Stimmung zu verhindern.

Die Tante führte ihn ſogleich in die große Welt ein, wo er ſich zwar als einen liebenswürdigen Cavalier bewährte, jedoch ſein Herz gegen alle Eindrücke der ſchönen Damenwelt verſchloß. Bald rückte die Tante mit einem Heirathsprojekte hervor; ſie hatte für ihn ein wahres Wunder von Schönheit, geiſtigen Vorzügen und irdiſchen Gütern auserſehen, eine Gräfin aus Curland, mit deren Mutter ſie in Frankfurt be-

kannt geworden war. Die Tante gefiel sich in den lieblichsten Phantasien einer Großtante, und malte dem Baron die Freuden des häuslichen Lebens bis zum Wiegendetail aus. Wenn sie dann eine Pause machte, und aus dem mit Gold eingelegten Schildkrötendöschen eine Prise Spaniol nahm, und gar wohlgefällig in das düster-lachende Antlitz des Neffen blickte, in gespannter Erwartung des Eindruckes ihrer Rede, dann ergriff der Baron ihre Hand, schaute sie mit feuchten Augen an, und sprach begütigend: „Lassen wir das noch, liebe Tante! Es ist zu früh; todt oder so, verloren ist doch nicht weniger als todt!“

Der Baron nahm sich zusammen, um den Schmerz nicht zur Schau zu tragen; bald erschien er mit der Tante in den großen Gesellschaften mit unbegreiflicher Heiterkeit. Es giebt Abgründe, die zwischen Blumen liegen, und zerrissene Herzen, die der Selbstbeherrscher mit lächelnden Zügen verlarvt. Wie oft gränzt der laute Jubel an den tiefsten Schmerz! Hat doch selbst die Verzweiflung ihr Gelächter! Aber die Augenpfeile der schönen Straßburgerinnen glitten an dem Panzer seines Entschlusses wirkungslos ab. „Du oder Keine!“ Diese Worte waren mit Demantzügen in seine Seele gegraben; sie leuchteten auf dem Grabsteine seines verlorenen Lebensglückes. Aber gar oft stiegen sie wie verkörpert aus dem Boden, wenn er lange genug seine innere Stimmung der conventionellen Nothwendigkeit zum Opfer gebracht hatte;

dann hielt ihn nichts mehr zurück; er verſchwand plötzlich aus dem glänzendſten Salon, und klagte ſeinen Jammer den ewigen Sternen.

Dieſes Räthſel des Charakters wußte auch in München Niemand zu löſen; ſelbſt die Tante enthielt ſich eines jeden Aufſchluſſes hierüber, theils um das Geheimniß dieſer Liebe nicht bloß zu ſtellen, theils weil ſie die Allgewalt derſelben im Herzen des Barons nicht begriff. Sie ſelbſt war in ihrer Jugend eine Braut durch die Berechnung ihrer Eltern geworden; aus einem klöſterlichen Erziehungsinſtitute trat ſie an den Altar; zärtliche Freundſchaft galt ihr für Liebe, und ſie meinte nun, es könne auch bei andern ſo gehalten werden. Auch der Carneval ging vorüber, und mit ihm jede Hoffnung der Tante, ihren Neffen zu einer Wahl zu bewegen. Der Baron erklärte ihr nun, obgleich ſie ſehr wünſchte, er möchte ihre großen, ausgebreiteten Verbindungen zum Eintritte in das diplomatiſche Fach benützen, daß er jedem öffentlichen Wirkungskreiſe ganz entſagen, und nur den Muſen im einſamen Kabinette ſich weihen wolle. Die Tante willigte in Alles, was er ſeinem innern Frieden für zuträglich hielt; noch immer hoffte ſie auf die Gewalt der Zeit.

Der holde Mai, der Liebling der Schöpfung, ſtieg auf blumengeſchmückten Strahlenſtufen vom Himmel herab, als der Baron beſchloß, den Frühling an den friedlichen Geſtaden des Schlierſees, im Hochlande Bayerns, am Fuße der

Voralpen Tyrols, zu verleben, und dann vor dem Beginne der heißen Jahreszeit eine Fußreise nach Italien, über Verona nach Venedig zu machen.

Ein stilles Häuschen am südlichen Ufer des Sees wurde gemiethet; dahin ließ er seine Bibliothek, seinen treuen Flügel bringen, der so oft schon seinen schwärmerischen Träumen Töne geliehen hatte.

Der Schliersee gehört zu den anmuthigsten Seen Bayerns. Er ist weder groß, noch sehr tief. Auf seinem Grunde liegen ganze Schichten Perlmuscheln übereinander. Sein Ausfluß ist die Schlierach. Er hat starke Zuflüsse von mehreren kleinen und großen Gebirgsbächen, und nährt eine Menge Schaalthiere, und auch ziemlich viele Fische.

Mitten im See liegt eine Insel, worauf man vor einiger Zeit noch Ruinen von einem Gebäude fand, die fast ganz unter dem Gebüsche versteckt waren. Am längsten erhielt sich der Keller unter dem Bauwerke. Es lebt noch im Munde des Landvolks der Umgegend die Sage, daß ein Graf des nun ausgestorbenen Geschlechts der Maxelrainer, welche die Güter des erloschenen Stammes von Hohenwaldek erhielten, Verdacht oder Gewißheit hatte, daß seine Gemahlin mit dem Kammerdiener in einem sträflichen Verhältnisse lebte, wobei die Zofe als Unterhändlerin thätig war. Der Graf ließ die drei Schuldigen auf diese Insel bringen. Die Treulose ward an die eine Ecke des Gebäudes geschmiedet, der Kammerdie-

ner an die andere; die Zofe mußte ihren Dienſt fortſetzen; ſie wurde in der Mitte des Gebäudes an einer langen Kette befeſtiget, um für die beiden Unglücklichen und für ſich ſelbſt die nothwendigen Bedürfniſſe aus dem Keller heraufzuholen und zu überreichen. Sollte einer von unſern modernen Dichtern Luſt haben, dieſe Sage in irgend einer Romanze zu beſingen, ſo kann er die Klagen der unglücklichen Gräfin in Sulvinas Elegie (Werke der kaledoniſchen Barden, I. Bd. S. 199) völlig ausgearbeitet finden.

In unſern Tagen ſind die letzten Spuren jener traurigen Sage von dem Boden der kleinen heitern Inſel verſchwunden, die es wohl verdiente, mit einem freundlichen Pavillon für die Freunde der Seefahrt geſchmückt zu werden.

Gott und durch ihn die Natur ſind die beiden Anker, an welchen das Lebensſchifflein ſich aufrecht hält über den Sturmwogen der Ereigniſſe, wenn nur der Glaube nicht wankt, und die Hoffnung nicht verbleicht im Herzen voll Liebe. Im Schooſe der Mutter Natur geſundet ihr erſtes Kind, — der Menſch. Wer den verzehrenden Gram getäuſchter Liebe im Buſen trägt, wer von häuslichen Sorgen ſich gebeugt fühlt, ein Herz, das von ſchwarzem Undanke zerriſſen wurde, wer immer mit dem Frieden ſeines Innern zerfallen iſt, der wandle durch wogende Saatfelder, über blumige Wieſen, in ſonnige Buchenwälder, wo die bunten Vögel den Schöpfer lobpreiſend, auf den ſaftreichen Zweigen unter grünen Blättern ſich

schaukeln, oder, dem himmelan rauschenden Adler folgend, hinauf zu den Kronen der Berge:

Auf den Bergen ist Freiheit! Der Hauch der Grüfte
Steigt nicht hinauf in die reinen Lüfte,
Die Welt ist vollkommen überall,
Wo der Mensch nicht hinkommt mit seiner Qual!

Vier Wochen waren dem Baron in seinem ländlichen Häuschen wie vier Tage entschwunden; er hatte öfter erheiternde Besuche aus der Stadt, mit welchen er im Mondlichte den See nach allen Richtungen durchkreuzte, oder mit der ersten Dämmerung des Morgens Ausflüge auf die Alpen machte. War trübes oder Regenwetter, oder war er der beengenden Oede seiner einsamen Klause müde, so besuchte er Abends mit seinem Paul das treffliche Wirthshaus, wo die muntere Frau Wirthin, einst unter dem Namen der Fischerliese am Schliersee als eine Schönheit des Alpenlandes berühmt, ihn mit allerlei komischen Zügen aus dem ungewohnten Landleben städtischer Herrchen erheiterte. Oft kamen Jäger und andere gar stattliche Alpensöhne von nah und ferne, bisweilen mit lustigen Sennerinnen, dahin, und sangen und jodelten bis tief in die Nacht hinein, oder tanzten sogenannte Ländler, die irgend eine verirrte Clarinette, so gut es eben ging, auftischte.

Zweimal überraschte ihn die Tante mit einem Besuche;

das zweitemal brachte ſie die vermeintliche Braut des Barons, die ſchöne Curländerin, mit, welche zwei Zimmer im obern Geſchoße für ſich und ihre Kammerfrau miethete, um einige Zeit die ſtärkende Gebirgsluft zu genießen.

Der Baron durchſchaute den handgreiflichen Plan, und lächelte mitleidig über die kluge Tante. Eine nicht allzu entfernte Aehnlichkeit mit Marie zog ihn zu ihr hin, während ihn der Gedanke an eine ernſte Annäherung wieder von ihr entfernte. Er benahm ſich daher ſehr artig gegen ſie, ohne auch nur im mindeſten irgend ein Gefühl zu nähren oder zu verrathen, welches eine Hoffnung zu begründen vermochte.

Eines Abends fand der Baron das ganze Wirthhaus in voller Bewegung. Die Zimmer wurden geſäubert, die Geſchirre blank geputzt, Gänſe, Enten, Hühner und allerlei wildes Gevögel gerupft; ſchneeweiße Tücher bedeckten eine große hufeiſenförmige Tafel im Tanzſaale; ſelbſt das ländliche Orcheſter ſetzte ein Abgeſandter der Miesbacher Muſiker in Bereitſchaft.

Auf die Frage des Barons, welches Feſt hier gefeiert werden ſollte, erzählte ihm die liebe Frau Wirthin mit gar geläufiger Zunge, daß morgen die „Lilie am Schlierſee" ihr Eheverſprechen mit einem der reichſten Müllerſöhne in der Gegend des Kreuzberges hier feiern werde.

„Die „„Lilie am Schlierſee,"" fuhr die Wirthin fort, heißt dieſes ſchöne Mädchen deßwegen, weil ſie hier geboren

iſt, und bis in ihr ſiebenzehntes Jahr ein Muſter der reinſten Sittlichkeit für die ganze Gegend war. Sie kam dann ſpäter zu ihrer Mutter Bruder, einem Bräuer in Roſenheim, in Dienſt, wo ſie ihr Bräutigam kennen lernte, und nun im Geburtsorte der geliebten Braut das herkömmliche Eheverſprechen, und acht Tage darnach die Hochzeit feiern will."

Der Baron nahm die Einladung der Wirthin, das Feſt als Zeuge und Gaſt zu beehren, freundlich an, mit dem Vorſatze, der ſchönen Braut ein paſſendes Ehrengeſchenk zu machen.

Mit der erſten Dämmerung des Morgens war der Baron in die romantiſche Gegend der Kaiſerklauſe auf die Jagd gegangen.

Die Kaiſerklauſe iſt eine ſehenswerthe Waſſerſchleuſe, vier Stunden von Tegernſee. Sie trägt dieſen Namen, weil ſie urſprünglich beſtimmt war, das für die kaiſerlichen Schmelz- und Hochöfen in Tyrol geſchlagene Holz an ſeinen Beſtimmungsort zu triften. Die wild-romantiſche Lage und die meiſterhafte Bauart derſelben erregen die Bewunderung der zahlreichen Fremden, die auf ihren Ausflügen in das Gebirg gerne dahin wandern. Zwei Felſen ſtehen von Natur ſo einander gegenüber, daß ſie einen engen, und grundabwärts bis auf einige Schuhe zuſammenlaufenden Paß bilden, wodurch der ſogenannte Todtengraben, welcher theils aus dem Stumpf- oder Spizingerſee abläuft, theils aus andern Gebirgsquellen

sich sammelt, seine Bahn nimmt. Mitten in diesem engen Passe, zwischen beide Felsenwände hineingestellt, steht die Klause von zwei tausend geradstämmigen dicken Bäumen aufgeführt, welche so künstlich ohne einen eisernen Nagel, oder eine Klammer zusammen und übereinander gefügt sind, daß einer dem andern zur Stütze dient, sie alle aber in kräftiger Zusammenwirkung einen See zu dämmen im Stande sind. Sie wird alle zwölf Jahre vom Grunde auf neu erbaut, in welchen sie eben so tief reicht, als über demselben emporragt, so daß sie in ein Viereck von vier Blöcken endet, welche ein Mann auf seiner Schulter hinabtragen kann; beinahe alle sechs Jahre aber muß die über dem Grunde stehende Hälfte mit bedeutenden Kosten neu aufgeführt werden. Sie hat zwei Stoßthore übereinander nebst einer Dachung, und nimmt in der höchsten Breite, die gegen den Grund zu immer schmäler wird, und in die unterste Tiefe einen spitzigen Winkel zu machen scheint, gegen sechzig, und in die Tiefe nicht viel weniger Schuhe ein. Nur zur Zeit der Trift und Holzarbeit hält sich hier ein Klausenhüter auf, dessen Häuschen nebst einer Kapelle und einer Hütte für die Holzarbeiter die Oede beleben. In einiger Entfernung sieht man Alpenhütten. Im Winter ist die ganze Gegend verlassen, und des Klausenhüters Wohnung oft der Aufenthalt der Wildschützen. Im Sommer kehret menschliches Leben ein; es gab eine Zeit, wo an Feiertagen dort nicht selten Messe und Predigt gehal-

ten wurde, wozu weit und breit das andächtige Alpenvolk herbeiſtrömte.

Sehr ermüdet von dem beſchwerlichen Marſche über ſteile Abhänge und durch Felſenklüfte, kam er gegen eilf Uhr Morgens nach Schlierſee zurück, und ruhte auf dem Sitze aus, der vor dem Kirchlein auf einem Hügel links vom Wirthshauſe eine herrliche Ausſicht auf den Weg zur Pfarrkirche und über den ganzen Spiegel des Sees öffnet. Wie ein Gemälde lag die reizende Landſchaft vor ſeinen ſchwelgenden Augen; in zarten Tinten verrannen die Herbſtnebel auf den Zinnen des Steingürtels, welcher den See wie einen Smaragdſolitär umfaßt. Die Töne der Mittagsglocke klangen durch die Ruhe des Tages; der Baron hatte den Schmerz ſeines Innern lieb gewonnen, die ewige Mumie ſeines eingeſargten Lebensglückes.

„Könnte ich jetzt Marie als meine geliebte Gattin in meine Arme ſchließen, könnte ich mit ihr, von aller Welt vergeſſen, an dieſen friedlichen Geſtaden luſtwandeln, was blieb mir dann noch zu wünſchen übrig!“

So in ſeine alten Schwärmereien verſunken, lehnte er ſein Haupt auf die Linke, womit er das Gewehr hielt, und ſchien ſich mit düſtern Gedanken zu beſchäftigen, als Paul faſt athemlos herankam, mit der Meldung, daß der Zug aus Miesbach ſich bereits der Schlierſeer Markung nähere, und

man nur den Herrn Baron als Zeugen erwarte, um den Ankommenden entgegen zu ziehen.

Der Baron stieg langsam hinab, und traf vor dem Wirthshause bereits in festlicher Kleidung die eben angekommene Tante, die Gräfin aus Curland, den Pfarrer, mehrere Honoratioren aus Tegernsee, angesehene Gäste höhern und niedern Standes aus München, und die Jünglinge und Mädchen aus der ganzen Gegend.

Seine Entschuldigung und Bitte um einen Aufschub von wenigen Minuten zur nöthigen Umkleidung wurden nicht angenommen, und so schloß er sich denn, zwischen den beiden Damen, dem großen festlichen Zuge an.

Kaum waren sie einige hundert Schritte außerhalb Schliersee, als der ländliche Festmarsch der Miesbacher Musiker die nahe Ankunft des andern Zuges verkündete, welcher auch in dem Augenblicke auf der Spitze der Anhöhe erschien, als die Tante, von diesem neuen Schauspiele entzückt, dem Baron zuflüsterte: „In vier Wochen, lieber Neffe! wirst auch Du, so Gott will, die Gräfin aus Curland zum Altare führen!"

Die Tante sprach diese Worte so laut, daß die Gräfin sie hören mußte. Der Baron schwieg, doch war in seinem Blicke die Mißbilligung einer durch ihre Grundlosigkeit verletzenden Bemerkung zu lesen.

Mit den zauberischen Reizen der Jugend und Schönheit geschmückt, leuchtete aus dem bunten Zuge die „Lilie am

Schliersee" hervor, eine lebendige Wunderblume, die im Gewande des Hochgebirges auf die Herzen der sie umjubelnden Jünglinge den tiefsten Eindruck machte.

Der Baron war kaum noch einige zwanzig Schritte von dem herrlichen Mädchen entfernt, deren Bräutigam ein schöner junger Mann von fast städtischem Anstande war, als er wie geblendet und erstarrend unbeweglich stehen blieb, die Röthe der Wangen mit Leichenbläße wechselte, und mit dem lauten Rufe:

„Heiliger Gott! Meine Marie!" hinstürzte zu den Füßen der „Lilie am Schliersee".

Marie war eine Schwester der Gräfin aus Curland, und von ihren Eltern dem Erziehungsinstitute in Marseille schon in zarter Jugend zur sorgfältigsten Ausbildung übergeben worden. Ihre Mutter, die Gräfin von Sery und die Tante waren Jugendfreundinnen; eine Vermählung des Barons mit Marie gehörte seit langer Zeit zu den Lieblingsplänen der drei Freundinnen. Um jedoch dem so gewöhnlichen Ahnenstolze die Herrschaft über Mariens Herz unmöglich zu machen, beschlossen ihre Eltern, sie unter dem Namen einer „Marie Goldner aus Worms" erziehen zu lassen. Nur die

Gräfin von Sery kannte das Geheimniß; Marſeille lag in der Reiſeroute des Barons; der Offizier, welcher ihn bewog, dem Feſte der Winzer beizuwohnen, war ein Verwandter der Sery. Alles kam darauf an, daß der Baron für Marie erglühte; ſie ſehen und lieben, war das Werk eines Augenblickes. Wer hätte einer ſolchen Allianz aller Vorzüge widerſtehen können? Die Krankheit Mariens hätte beinahe den ganzen Plan ſcheitern gemacht. Der reiche Bräutigam war nur ein Prüfſtein der Liebe des Barons, ſo wie auch die Weigerung der Tante, in die vom Neffen gewünſchte Verbindung zu willigen. Die treue Liebe ſiegte über alle Hinderniſſe. Als die Tante den Wunſch des Barons vernahm, einige Zeit am Schlierſee zu leben, beſchloß ſie, dort die Treue zu krönen, als auch die letzte Prüfung mit der Gräfin aus Curland fehlſchlug.

Die Tante hatte doch wahr geſprochen: „In vier Wochen, lieber Neffe! wirſt auch Du, ſo Gott will, die Gräfin aus Curland zum Altare führen!“

So geſchah es auch; aber Marie, Gräfin aus Curland war es, auch nicht von einer einzigen Narbe entſtellt, und von makelloſer Seele, die er in die Pfarrkirche zu Schlierſee führte, wo der Prieſter ihre Hände ſegnend in einander legte, während der treue Paul neben dem Kirchlein auf der Höhe mit Hülfe eines beurlaubten Artilleriſten die Böller donnern ließ, daß es weithin durch die Berge dröhnte. Der

vermeintliche Bräutigam war ihr Bruder. Die Hochzeit wurde im Wirthshauſe feſtlich begangen, und die ganze Gegend zu Gaſt geladen. Seitdem haben einige Naturdichter der Alpen, welche als Improviſatoren munterer Lieder bekannt ſind, nichts anders mehr beſungen, als die glückliche Liebe der wunderſchönen „Lilie am Schlierſee.“

Guntram,

Theater-Choriſt und Notenſchreiber,

oder:

der letzte Trunk.

Ein Bockkeller-Capriccio, als Angebinde zum erſten Mai für alle Bockfreunde.

Guntram,

Theater-Chorist und Notenschreiber,

oder:

der letzte Trunk.

Ein Bockkeller-Capriccio, als Angebinde zum ersten Mai für alle Bockfreunde.

In der Schenke „zum ewigen Lichte" in München, saß am Abende des letzten Tages im wetterwendischen Monate April, der Theaterchorist und Notenschreiber Guntram gar gemüthlich in einem Winkelchen, das er sich wie ein kluger Feldherr ausersehen hatte, um im schwersten Falle im Rücken und in den Flanken gedeckt zu seyn; in der Fronte schützte ihn der Tisch, auf welchem er eben mit einem wehmüthigen Seufzer und schmachtenden Blicke die Neige der siebenten Maaß des köstlichsten Sommerbiers betrachtete, während er

in der Tasche heimlich die einzelnen Kreuzer und Pfenninge zählte, die er zur Reservemaaß bestimmen wollte.

Aus seinen braunen Träumen schreckte ihn die kreischende Stimme seiner Dachstübchenbesitzerin auf, die den alten Kopf zur halbgeöffneten Thüre hereinstreckte, und die sich also vernehmen ließ:

„Ja was wär' denn das, Herr Guntram? Wollen Sie über Nacht sitzen bleiben und trinken? Wissen Sie nicht, daß morgen früh die Stimmen zum Wilhelm Tell abgeholt werden, die Sie noch lange nicht alle geschrieben? Wollen Sie denn durchaus in einer Zeitung lesen, daß Sie daran Schuld sind, daß die Theaterdirektion diese schöne Oper nicht geben kann? Gleich trinken Sie aus, und gehen Sie an Ihre Arbeit. Es ist ohnehin bald eilf Uhr. Müssen Sie denn alle Tage betrunken seyn? Wenn Sie nichts arbeiten, nehmen Sie nichts ein, und wenn Sie nichts einnehmen, können Sie mich nicht bezahlen; ohnehin sind Sie mir schon zwei Monate an der Miethe schuldig, sieben und vierzig Kreuzer Bier, ein Gulden neunzehn Kreuzer Brod, zwei und zwanzig Kreuzer Kerzen, neun Kreuzer Wäschgeld, und"

„Nur ruhig, liebe Frau Walpurg," fiel ihr Guntram in die Rede, „ereifern Sie sich nicht so; ich bezahle ja richtig, wenn ich Geld habe, aber ich hab' jetzt keines. Bis morgen giebt's Geld wie Heu; dann wird das Bockfest gefeiert; es ist ja morgen der erste Maitag!"

„Da haben wir's! Zum Bock wollen Sie gehen, aber mich nicht bezahlen! Saubere Wirthschaft! Trinken Sie aus, das rath' ich Ihnen!"

Guntram, der letzte Gast im Zimmer, versenkte die Reige, praktizirte noch eine Flasche als Schlaftrunk unter sein ärmliches Mäntelchen, und wankte mit Frau Walpurg nach Hause.

Die alte Drachin keiferte noch ein Weilchen, während in der Nebenkammer sie sich entkleidete und sich zu Bette legte, Guntram aber, von der Sehnsucht nach dem Bocke begeistert, legte die Partitur vor sich hin, und schrieb über Hals und Kopf die Stimmen heraus. Wenige Minuten vor Mitternacht warf er plötzlich die Feder hin, legte sich im Stuhle zurück, und seufzte:

„Da sitze ich nun und quäle mich wie ein Hund mit Notenschreiben, womit ich mir kaum so viel erwerbe, um den täglichen Bier- und Bockbedarf bestreiten zu können, während so ein Tenor, eine Alt- oder Sopranstimme, keinen Finger zu rühren braucht, und doch lebt wie ein Fürst. Das Schicksal ist doch sehr ungerecht! Ich bin, unter uns gesagt, ein erbärmlicher Chorist; ich singe wie eine alte Katze, der man auf die Hühneraugen tritt. Könnte ich jetzt auf der Stelle der erste Tenor der Welt seyn, wie gerne wollte ich mit dem Teufel einen Contrakt schließen!"

„Ein Mann ein Wort, Guntram," tönte eine dumpfe

Stimme, wie aus der Tiefe kommend, aus der Partitur. „Wenn's Dir Ernſt iſt, ſo ſchlag ein. Du ſollſt der erſte Tenor der Welt ſeyn, jedoch unter der einzigen Bedingung, daß Du künftig nie mehr Bier oder Bock trinkeſt. Dieſes Glas Bier ſoll Dein letzter Trunk auf der Welt ſeyn. Wein magſt Du trinken, ſo viel Dir beliebt. Willſt Du?"

„Herzlich gerne, ſo hat doch das Hundeleben einmal ein Ende. Aber wie ſoll ich denn einſchlagen, unſichtbares Weſen, da ich keine Hand ſehe?"

„Schlag nur auf die Partitur!"

Guntram that, wie ihm befohlen war, und ein hölliſches Gelächter verkündete den Sieg des Verſuchers.

„Wenn dieß der Teufel war," meinte Guntram, „ſo hätte er die Partitur gleich mit ſich nehmen ſollen; denn er werde doch als erſter Tenor der Welt nicht mehr Stimmen herausſchreiben.

Nun verſuchte er allerlei Arien aus beliebten Opern, und ſiehe da, er ſang wunderſchön, ſo daß er gar nicht aufhören konnte, zu ſingen, bis der Tag anbrach. Dann kleidete er ſich an, nahm die Partitur unter den Arm, und wollte fortgehen.

„Wohin ſchon ſo früh?" rief ihm die alte Drachin aus der Kammer zum Morgengruße zu.

„In's Weinshaus! Ich will Champagner trinken, daß ich mich darin baden könnte!"

„Dummer Spaß! Sind die Stimmen herausgeschrieben?“

„Fragen Sie einen Notenschreiber, nicht den ersten Tenoristen der Welt!“

Mit diesen Worten stolzirte er, wie mancher katarrhalische Krähtenor, dem der Eigendünkel fast die Kehle zusammenschnürt, gebieterisch zur Thüre hinaus, die er mit einer der Frau Walpurg völlig fremden Heftigkeit in's Schloß warf.

2.

Im Bureau der Direktion erschien Guntram, nachdem er drei Stunden vergebens Wein zu pumpen versucht hatte, ohne ihn selbst versuchen zu können, in der übelsten Laune. Das Vorzimmer war bereits von verschiedenen Personen besetzt, die den Herrn Direktor zu sprechen wünschten. Guntram aber sagte zum Bureaudiener mit lauter Stimme:

„Sagen Sie dem Direktor, daß ich ihn zu sprechen wünsche.“

„Gedulden Sie sich!“

„Ein Künstler braucht keine Geduld. Sagen Sie dem Direktor, Guntram, der erste Tenor der Welt, sey da, und wünsche einen Kontrakt auf zwanzig Gastrollen, jede zu fünfzig Louisd'or.“

Viele, die ihn kannten, lachten laut auf; Andere, welche

von dem ſtets trockenen, mißmuthigen, immer durſtigen Guntram keinen Spaß erwarteten, hielten ihn für betrunken, und wollten ihm die Thüre weiſen.

Guntram wußte nichts Klügeres zu thun, als ſogleich eine brillante Arie zu ſingen; die Anweſenden waren vor Erſtaunen wie verſteinert; der Direktor riß die Thüre auf, und befahl dem Sekretär, ſo ſchnell als möglich den Kontrakt nach Herrn von Guntrams Wunſche aufzuſetzen, und ein Dekret mit der lebenslänglichen Anſtellung zu entwerfen, des Inhaltes: „Herr von Guntram hat einen jährlichen Gehalt von ſechstauſend Gulden zu beziehen, darf ſechs Monate reiſen, drei Monate den Katarrh haben, und in den übrigen drei Monaten ſechsmal ſingen.“

Ein Vorſchuß von fünfhundert Gulden wurde ihm ſogleich bei der Hauptkaſſa angewieſen und ausbezahlt. Wer war nun glücklicher, als Guntram! Er ſteckte das Geld in die Taſche, und ging — in den Bockkeller, mit dem Vorſatze, keinen Tropfen zu trinken, aber alle Gäſte zur Feier der Bockkelleröffnung zu regaliren.

Der Freigebige findet überall Freunde. Der Enthuſiasmus ging ſo weit, daß ſie den bereits erwählten Präſidenten abſetzten, und Guntram mit dieſer Würde belehnten.

Aber Niemand konnte begreifen, warum Guntram, einer der größten Gönner des Bockes in der ganzen Stadt, den gefüllten Becher unberührt ließ. Er entſchuldigte ſich, daß er

unwohl sey. Als ihm jedoch von der zahlreichen Gesellschaft ein donnerndes Lebehoch gebracht wurde, und Alle mit ihm anstießen, mußte er doch schicklicherweise wenigstens daran nippen, fest entschlossen, keinen Tropfen hinunter zu schlucken.

Guntram denkt's, die Zunge lenkt's! Kaum fühlte er den kühlen Nektar des ersten Maitages in seinem Munde, als er den Becher mit einem Zuge bis auf die Nagelprobe leerte.

Allein in demselben Augenblicke durchzuckte ein quälender Schmerz seinen ganzen Leib; es war ihm zu Muthe, als wären ihm alle Rippen im Leibe entzwei gebrochen.

Mit dem Traume verschwand der erste Tenor der Welt sammt den Gastrollen, der lebenslänglichen Anstellung und dem Vorschusse von fünfhundert Gulden, und auf der Brücke vor den heiligen Hallen des Bockes lag der Chorist und Notenschreiber Guntram, aus einem Capitalrausche erwachend: man hatte ihn hinausgeworfen.

Inhalt.

	Seite
Der Waſſerthurm von Liſſabon. Eine Gräuelſcene der Tyrannei	1
Georg und Trudchen. Ein Originaldoſenſtück aus Rübezahls Kabinette	43
Der Engel von Nantes. Eine Original-Novelle aus der Zeit der franzöſiſchen Revolution . . .	85
Novellen und Sardellen:	
Die Allerſeelen-Nacht. Phantaſie . . .	149
Der letzte Wurf	158
Vier und zwanzig Stunden aus dem Leben eines Verbannten	165
Die Macht der Liebe. Ein Chriſtnachtgeſchenk für empfindſame Herzen	174
Aus den Briefen einer gemüthvollen Dame	183
Ein Abenteuer der Demoiſelle Sontag.	191
Feigenblätter für Theaterblößen . . .	195

Seite

Methhaus-Spektakel. (Harmlose Herzensergießungen rechtschaffener Dienstmädchen.) . . 204

Der falsche Neptun 215

Achtzehnstündige Frackschmerzen 227

Die Lilie am Schliersee. Eine Novelle aus den bayerischen Alpen 269

Guntram, Theater-Chorist und Notenschreiber, oder: der letzte Trunk. Ein Bockkeller-Capriccio, als Angebinde zum ersten Mai für alle Bockfreunde 303